Roda Roda und Theodor Etzel

Welthumor

Die sechs Werktage

Die sechs Werktage

Welthumor

in sechs Bänden

Herausgegeben von

Roda Roda und Theodor Etzel

Sechstes bis zehntes Tausend

Simplicissimus-Verlag zu München

Die sechs Werktage

Humor, Satire, Ironie

Von Gerhart Hauptmann bis heute

Mit siebenunddreißig Bildern

Simplicissimus-Verlag zu München

Alle Rechte vorbehalten

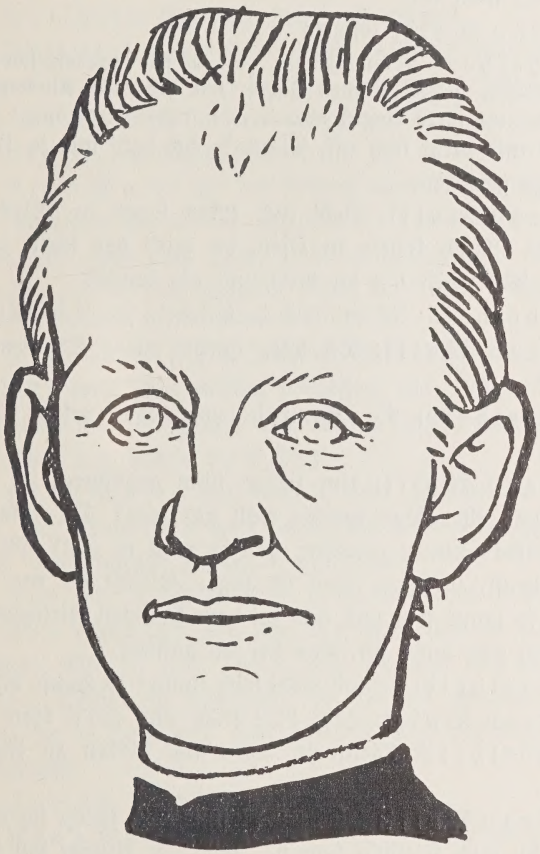
Copyright 1925 by Simplicissimus-Verlag
G. m. b. H. & Co., München

Einbandzeichnung von Th. Th. Heine

Druck von R. Kiesel zu Salzburg

Printed in Austria

Von Gerhart Hauptmann bis heute



Gerhart Hauptmann
Karikatur von Bruno Paul

Der Biberpelz

(Es hat mehrmals an die Tür gepocht — nun klingt Adelheids Stimme herein:) Mama! Mama! mach doch bloß man uff!

Frau Wolff (öffnet.)

Adelheid (kommt herein. Sie ist ein langaufgeschossenes Schulmädchen im vierzehnten Jahre, mit hübschem Kindergesicht. Der Ausdruck ihrer Augen aber verrät frühe Verderbnis.) Wat machste mir denn nich uff, Mama? Ick hab' mir ja Hände un Füße gefroren.

Frau Wolff: Red' nich erscht lange an Blech zusammen. Mach Feuer in Ofen, da wird der schon warm wer'n. Wo steckst d'n du iberhaupt aso lange?

Adelheid: Ick hab doch de Stiebeln jeholt for Vatern.

Frau Wolff: Da biste wieder zwee Stunden geblieben.

Adelheid: Na, wenn ick um sieben erscht bin jejangen?

Frau Wolff: Um sieben biste gegangen, so. Jetzt is 's halb elfe. Das weeßte woll gar nich? Da biste bloß viertehalbe Stunde gewesen, das is woll ni viel? Nu her' amal druff, uff das, was ich sage. Bleibst du mer noch eemol so lange fort und gar bei dem laufigen Fielitzschuster, — dann paß amal uff, was der da passiert.

Adelheid: Ick soll wohl bloß immer zu Hause bistern?

Frau Wolff: Jetzt biste stille und red'st keen' Ton.

Adelheid: Wenn ick ooch 'mal bisken zu Fielitzen jeh' ...

Frau Wolff: Ob de woll stille bist, mecht ich wissen. Lehr' du mich Fielitz'n kenn'n! Ja? Der Audiat soll sich ok nich berihmen. Dessen sei Handwerk is ni bloß Schuhflicken. Wenn eener erscht zweemal im Zuchthause sitzt ...

Adelheid: Det is ja nich wah' ... Det is ja bloß alles zusammen jelogen. Er hat et mir ja jesagt, Mama!

Frau Wolff: Das weeß doch 's ganze Dorf, tumme Gans! Das is a richt'ger Kuppler is das.

Adelheid: Er jeht ja sojar bei 'n Amtsvorsteher.

Frau Wolff: Na freilich doch. Fer Spionierer. A Tenuntiat is a oben druff.

Adelheid: Wat is'n det, 'n Tenutiat?

Julius (aus dem Nebenzimmer, in das er gegangen war:) Nu will ick all noch zwei Wörter abwarten. (Adelheid wird bleich und geht gleich stumm daran, Feuer im Ofen zu machen.)

Leontine (kommt herein).

Frau Wolff (hat den Rehbock aufgebrochen, Herz, Leber usw. herausgenommen und übergibt es Leontine:) Da schnell, wasch ab! Sei bloß ganz still, sonste schlägt's noch ein. (Leontine, sichtlich eingeschüchtert, begibt sich an die Arbeit. Beide Mädchen flüstern miteinander.)

Frau Wolff: Hä, Julian? Was machste da drinne? Du hast's woll schon wieder vergessen, hä? Ich hab' der'sch doch heute morgen gesagt. Das Brett, was de losgerissen is.

Julius: Wat'n for'n Brett?

Frau Wolff: Na, weeßte nich? Hinten am Ziegenstall. Der Wind hat's doch losgemacht gestern Nacht — sieh, daßte 'nauskommst zunageln, verstehste?

Julius: J, morjen früh is all ooch noch 'n Dach.

Frau Wolff: Nu nee! Da mach der ock keene Gedanken! Mit so 'was woll'n mer bei uns nich ersht anfangen. (Julius ist brummend ins Zimmer getreten.) Dort nimm der a Hammer! Hier haste Nägel! Nu sieh, daß de fortkommst.

Julius: Du bist ja man duff'lig.

Frau Wolff (ihm nachrufend:) Wenn Wulkow kommt, was soll er'n geben?

Julius: Na, Märker zwölwe doch janz jewiß! (Ab.)

Frau Wolff (wegwerfend:) J, Märker zwelwe! (Pause.) Nu macht bloß, daß Papa sei Essen krigt. (Kleine Pause.)

Adelheid (auf das Reh blickend:) Wat is'n det, Mama?

Frau Wolff: A Klapperſtorch! (Beide Mädchen lachen.)

Adelheid: 'n Klapperſtorch? Hat der ooch Hörner? Det weeß ick ſchon, 'n Rehbock is det!

Frau Wolff: Na, wenn de's weeßt, warum frägſt'n da erſcht?

Leontine: Hat den Papa jeſchoſſ'n, Mama?

Frau Wolff: Nu rennt ock und ſchreit durchs ganze Dorf: Papa hat'n Rehbock geſchoſſen, ja!?

Adelheid: Ick wer' mir ſchön hüten. Denn kommt der Blanke.

Leontine: Vor Schandarm Schulzen fürcht ick mir nich, der hat mir ſchon 'mal an't Kinn jefaßt.

Frau Wolff: Der kann dreiſte kommen. Mir tun niſcht Beeſes. Wenn a Reh 'n Schuß hat und's is am Verenden und's find'ts kee' Menſch, da freſſen's de Raben. Ob mir'ſch nu freſſen oder de Raben, gefreſſen werd's doch. (Kleine Pauſe.) Nu ſag' amal: Holz haſte ſoll'n reinräumen?

Leontine: Ja, bei die Kälte! Zwee Meter Knüppel! Un wenn man kaput is wie ſo'n Hund! Um halber zehne des Abends ſpät!

Frau Wolff: Nu liegt woll das Holz noch uff der Straße?

Leontine: Vor'n Jachtentor liejt et. Ick weeß weiter nich.

Frau Wolff: Na, wenn ſe nu aber — und ſtehlen das Holz? Was'n dann morgen frih?

Leontine: Ick jeh' nich mehr hin.

Frau Wolff: Sein's grine Knippel oder trockne?

Leontine: Det ſin ſo ſchöne, trockne Knüppel — (Gähnt einmal über das anderemal.) J, Mama, ick bin ſo ſchrecklich müde. Ick hab' mir ſo ſchrecklich mußt abmarachen. (Sie ſetzt ſich mit allen Zeichen der Übermüdung.)

Frau Wolff (nach kurzem Schweigen:) Meinswegen

bleib heute Nacht bei uns. Ich hab mer'ſch a biſſel anderſch iberlegt. Und morgen frih woll'n mer weiter ſehn.

Leontine: Ick bin janz abjekommen, Mama. Det hängt bloß noch allens ſo an mir.

Frau Wolff: Nu mach und geh ſchlafen, 'nauf in de Kammer, daß Papa nich etwan doch noch 'n Krach macht. Von ſolch'n Sachen verſteht a zu wenig.

Adelheid: Papa ſpricht immer ſo unjebildet.

Frau Wolff: A hat eben keen Bildung gelernt. Das wer' mit euch ooch nicht anderſch ſein, wenn ich euch nich hätte gebild't erzogen. (Auf dem Herd eine Kaſſerolle haltend, zu Leontine:) Nu komm, leg's rein. (Leontine legt die gewaſchenen Fleiſchſtücke in die Kaſſerolle.) So. Jetzt geh ſchlafen.

Leontine (begibt ſich ins Hinterzimmer, noch ſichtbar ſpricht ſie:) Mama! Der Motes is fort von Krüger.

Frau Wolff: Da hat a woll keene Miete bezahlt?

Leontine: Mit Hängen und Würjen, ſagt Herr Krüger. Er hat ihm aber doch rausjeſchmiſſen. 's wär ſo'n verlogener, windiger Kerl. Und immer ſo hochmütig zu Herr Krüger.

Frau Wolff: Wenn ich wie Herr Kriger geweſen wär', den hätt ich gar nich ſo lange behalten.

Leontine: Weil Herr Krüger doch Tiſchler jeweſen is, denn is Motes man immer ſo verächtlich. Mit Herr Doktor Fleiſcher hat er ſich ooch jezankt.

Frau Wolff: Na, wer ſich mit dem zankt...! Das mecht ich wiſſen. Die Leut tun keener Fliege 'was!

Leontine: Er darf jar nich mehr bei Fleiſchers hinkomm'.

Frau Wolff: Wenn du amal kennt'ſt bei den Leuten ankomm'n!

Leontine: Da ſind de Mädchens wie ein Kind im Hauſe.

Frau Wolff: Und was der Bruder is in Berlin, der is doch Kassierer beim Theater.

Wulkow (hat mehrmals von außen an die Tür gepocht und ruft nun mit heiserer Stimme:) Wollt ihr mir woll 'mal jefälligst rin lassen?

Frau Wolff: Na freilich, warum nich? Immer 'rin in de Bude!

Wulkow (kommt herein; ein Spreeschiffer, nahe an sechzig Jahre alt, gebückt gehend, mit graugelbem Bart von Ohr zu Ohr und unter dem Kinn herum, der das verwitterte Gesicht frei läßt:) Ick wünsche schönen juten Abend.

Frau Wolff: Nu kommt a doch wieder angezogen, die Wolffen a bissel iberschs Ohr haun.

Wulkow: J, det versuch ick schon ja nich mehr!

Frau Wolff: Na, anderscher wird's ja doch wieder nich wer'n.

Wulkow: Umjekehrt wird'n Schuh draus.

Frau Wolff: Noch 'was! Gelt? — — Hier hängt a. Na? A Kapitalsticke, was?

Wulkow: Det Julius man ooch jehörig uffpaßt. Se sin' jetzt all böse hinterher.

Frau Wolff: Was woll'n Se'n geben, das ist de Hauptsache. Was nutzt das lange Gequassele da!

Wulkow: Wat ick Ihn' sache. Ick komme von Grünau. Da hebb ick et janz bestimmt jehört. Se hebben Fritze Webern jeschossen. Se hebb'n em de Hosen voll Schrot jesenget.

Frau Wolff: Was woll'n Se geben, das is de Hauptsache.

Wulkow (das Reh befühlend:) Ick hebbe man schon vier Böcke zu liejen.

Frau Wolff: Derwegen da geht eure Zille nich unter.

Wulkow: Det soll se ooch nich. Det wär so'n Fest. Aber wat 'n dann, wenn ick nu liejen bleibe? Ick muß mit die Dinger doch rin nach Berlin. Et arbeet' heut all schlecht

jenug uff de Spree, und wenn et de Nacht so weiter backt, denn jibt et morjen schon ja keen Fortkomm'. Denn sitz ick im Eise mit mein' Kahn und hebbe die Dinger uff'm Halse.

Frau Wolff (scheinbar ihren Entschluß ändernd:) Na, Mädel, spring amal runter zu Schulzen. Sag'n scheenen Gruß und a soll amal ruffkomm'n, de Mutter hätte 'was zu verkoofen.

Wulkow: Hebb ick jesacht, ick will et nich koofen?

Frau Wolff: Mir is das ja janz eengal, wer'sch kooft.

Wulkow: Ick will et ja koofen.

Frau Wolff: I, wer de ni will, der läßt's halt bleiben.

Wulkow: Ick koofe det Stick! Wat soll et denn bringen?

Frau Wolff (das Reh anfassend:) Das Reh hier, das hat seine dreißig Fund. Aber gutt un gerne kann ich Ihn' sagen. Na, Adelheid! Du warscht doch dabei! Mir konnten's doch kaum uff a Nagel heben.

Adelheid (welche ja nicht dabei war:) Ick habe mir richtig wat ausjerenkt.

Wulkow: Mit Märker dreizehn is et bezahlt. Da verdien ick ooch nich zehn Fennije bei.

Frau Wolff (tut fürchterlich erstaunt; im nächsten Augenblick nimmt sie etwas anderes vor. Als hätte sie Wulkows Anwesenheit vergessen, spricht sie, ihn scheinbar erst wieder gewahrend:) Ich wünsch Ihn' ooch eine glickliche Reise!

Wulkow: Na, mehr wie dreizehn kann ick nich jeben.

Frau Wolff: I, lassen Se's man!

Wulkow: Ick kann nich mehr jeben. Wat ick Ihn' sage. Et is bloß, det ick die Kundschaft behalte. Jott soll mich strafen! So wah', wie ick hier steh'. Bei det janze Jeschäft verdien ich nich so viel. Un wenn ick ooch sagen wollte: vierzehn, denn setz ick zu, denn hebb ick Verlust von eene Mark. Det soll mir aber nu janz ejal sind. Det Ihr all'n juten Willen seht. For Märker vierzehn ...

Frau Wolff: Lußt's gutt sein! Lußt's gutt sein!

Das Reh werd'n mer los, da warten mer noch nich bis morgen frih.

Wulkow: Na, wenn et man keener hängen sieht. Det is nich mit Jelde abzumachen.

Frau Wolff: Das Reh hier, das hab'n mir verendet gefunden.

Wulkow: Ja, in de Schlinge, det will ick jlooben!

Frau Wolff: Kummt bloß nich uff die Art! Da habt Ihr ke Glike! Ma' soll euch woll all's in a Rachen schmeißen? Ma' schindt' sich, bis ma' keen' Odem mehr hat. Stundenlang muß ma' baden im Schnee, geschweige was ma dabei riskiert, im Stockbrandfinstern. Das is kee Spaß.

Wulkow: Ick hebbe man schon Stücker viere zu liejen. Sonst wollt ick ja sagen funfzehn Mark.

Frau Wolff: Nee, Wulkow, heute is kee Geschäfte mit uns. Da geht ock ruhig a Häusel weiter, mir hab'n uns geschind't hier iber a See... ee Haar, da saß' mer noch fest im Eise. Mir konnten nich vorwärts und nich rückwärts. Also 'was kann ma' zuletzt nich wegschenken.

Wulkow: Na, hebb ick nu etwa jroß wat davon? Det Schiffwerken is 'n jezwungenes Werk! Un Paschen, det is 'n schlechtet Jeschäft! Wenn Ihr all rinfallt, denn flieg ick schon längst rin. Bei Jahre vierzig plag ick mir nu. Wat hebb ick heute? 't Reißen hebb ick. Wenn ick det Morjens früh uffsteh, denn muß ick schriegen wie'n junger Hund. Ick will mir schon viele Jahre 'n Pelz koofen, det hebben mir alle Dokters jeraten, weil det ick so leidenschaftlich bin. Ick hebb' mir noch keen' könn' koofen, Wolffen. Bis heute noch nich, so wah', wie ick hier steh'!

Adelheid (zur Mutter:) Hafte von Leontinen jehört?

Wulkow: Na, ick will man sagen: sechzehn Mark!

Frau Wolff: Nee, is nich! Achtzehn! (Zu Adelheid:) Was red'st'n da wieder?

Adelheid: Frau Krüger hat doch 'n Pelz jekauft, der hat bei fünfhundert Mark gekost't. 'n Biberpelz.

Wulkow: 'n Biberpelz?

Frau Wolff: Wer hat'n gekooft?

Adelheid: Nu Frau Krüger doch, für Herr Krüger zu Weihnachten.

Wulkow: Det Mächen is woll bei Krüger in Dienſt?

Adelheid: Ick nich. Meine Schweſter. Ick jeh überhaupt nich bei Leute in Dienſt.

Wulkow: Ja, wenn ick nu ſo wat 'mal hebben könnte. Um ſo 'wat erwerb ick mir ſchon lange. Da jeb ick ooch ſechzig Dahler für. Det Dokter- und Apothekerjeld, det jeb ick doch lieber für Pelzwerk aus. Da hebb ick ooch noch'n Verjnüjen all.

Frau Wolff: Ihr braucht ja bloß amal hingehn, Wulkow, zu Krigern riber. Vielleicht ſchenkt a'n weg.

Wulkow: Nee, jutwillig nich. Aber wie jeſacht: fer ſo 'wat verintereſſier ick mir ſehr.

Frau Wolff: I ja, ſo'n Pelz mecht ich ooch 'mal haben.

Wulkow: Wie is et nu? Sechzehn?

Frau Wolff: Unter achtzehn is nich. Nich unter achtzehn hat Julian geſagt. Mit ſechzehn Mark darf ich dem nich erſcht kommen. Wenn der ſich aſo 'was in a Kopp ſetzt — (Julius kommt herein.) Na, Julius, du haſt doch geſagt: achtzehn Mark?

Julius: Wat hebb ick jeſacht?

Frau Wolff: Du herſcht woll wieder amal nich gutt! Du haſt doch geſagt, nich unter achtzehn. Um weniger ſoll ich den Bock doch nicht hergeben.

Julius: Ick hebbe jeſacht? ... Ja ſo, det Stück Wild. Ja! Hm! Det is ooch noch ja' nich zu ville.

Wulkow (Geld herausnehmend und aufzählend:) Det's nu mal 'n Ende hat. Siebzehn Marcht. Na, ſtimmt et nu?

Frau Wolff: Ihr ſeid ſchon eemal a beſchiſſener Kerl. Ich hab's ja geſagt, wie a 'rein kam zer Tire: der

braucht bloß iber de Schwelle zu treten, da hat ma' ooch schonn a Ding iberſch Ohr.

Wulkow (hat einen verſteckt gehaltenen, eingerollten Sack aufgewickelt:) Nu helft et man jleich hier rinbugſieren. (Frau Wolff iſt behilflich, das Reh in den Sack zu ſtecken.) Un wenn Se all ' mal 'wat zu hören krijen von ſo 'wat — ick meen all beiſpielsweiſe — ſo'n — beiſpielsweiſe ſo'n Pelz zum Beiſpiel. So Stücker ſechzig — ſiebzig Dahler, die bin ick imſtande und leje ſe an.

Frau Wolff: Ihr ſeid woll ni recht...! Wie ſoll'n mir zu ſo an' Pelze komm'n?

Eine Männerſtimme (ruft von außen:) Frau Wolffen! Frau Wolffen! Sind Se noch wach?

Frau Wolff (wie die andern erſchrocken, heftig, gepreßt:) Fix wegſtecken! wegſtecken, rein in de Stube! (Sie drängt alle in das Hinterzimmer und ſchließt die Tür.)

Die Männerſtimme: Frau Wolffen! Frau Wolffen, ſchlafen Se ſchon?

Frau Wolff (löſcht das Licht.)

Die Männerſtimme: Frau Wolffen! Frau Wolffen, ſind Se noch wach? (Die Stimme entfernt ſich ſingend:) Morgenro—ot, Morgenro—ot, leuchteſt mir zum frühen To—od.

Leontine: Det is ja bloß „Morgenrot", Mama!

Frau Wolff (horcht eine Weile, öffnet dann leiſe die Tür und horcht wieder. Dann ſchließt ſie beruhigt und zündet das Licht an. Hierauf läßt ſie die andern wieder herein:) 's war bloß d'r Amtsdiener Mitteldorf.

Wulkow: Wat Deibel, Ihr hebbt ja ſchöne Bekenntſchaft!

Frau Wolff: Nu ſeht aber, daß er fortkommt, Wulkow.

Adelheid: Mama, der Mino hat anjeſchlagen.

Frau Wolff: Macht, macht Wulkow. Federt! Und

hinten 'naus durch a Gemiſegarten. Julian wird uffmachen. Geh, Julian, mach' uff.

Wulkow: Un wie jeſacht, wenn ſo wat „mal wär" wie ſo'n Biberpelz —

Frau Wolff: Na freilich, macht bloß!

Wulkow: Wenn die Spree all nich zu wird, denn bin ick in Stücker drei — vier Tagen all widder retur von Berlin. Da lieje ick mit mein' Kahn widder unten.

Adelheid: An die jroße Brücke?

Wulkow: Wo ick immer lieje. Na, Julius, denn wanke man immer vorauf. (Ab.)

Im Café des Weſtens
Karikatur von Walter Trier

Parabeln

Einſt ſprach ein ſatter Philoſoph:
„Ich habe Haus und Stall und Hof:
Iſt nicht die Welt vollkommen?“
Ein andrer drauf: „Dies wär' der Fall,
Hätt' ich dir Haus und Hof und Stall
Erſt glücklich abgenommen.“

*

Es war einmal ein Elefant,
Der wollte nicht an Veilchen glauben;
Doch eines, das am Wege ſtand,
Dacht' ihm den Zweifel ſchnell zu rauben
Und bot ihm ſeinen Düftegruß.
Er tappte blindlings gradezu,
Da war's im Nu
Erſtorben unter ſeinem Fuß.
Er ſtand darauf mit Vollgewicht
Und ſagte: „Veilchen gibt es nicht.“

*

Ein Entlein ward hinweggeführt,
Daß man es grauſam ſchlachte;
Ein Rabe, gänzlich ungerührt,
Saß auf dem Baum und lachte.
Das Entlein ſprach: „Ging dir's ſo ſchlecht,
Mir würd' es Mitleid wecken.“
Drauf jener: „Dir geſchieht dein Recht;
Wer heißt dich, gut zu ſchmecken?“

Er hört mit ihr den Gukguk ſchreyn

Ode Jambo-Trochaica

Griſillgen / weiſtu waß?
Komm mit mir in das Graß.
Im Hayn blüht lengſt der Flihder /
Die Fröſchgens hupffen wihder.
Venus und ihr kleines Söhngen
Pflükken ſich da Tauſendſchöngen.
Ach / nun iſt die göldne Zeit —
Hörſtu / wie der Gukguk ſchreyt?
Griſillgen / weiſtu waß?
Itzt wüntſcht ich dihß und daß.
Sih / wie ſich meine Zihgen
Ümb deine Schäffgens ſchmihgen.
Zwiſchen Qwendel / über Qwekken
Taſten dort verbuhlt zwo Schnekken.
Ach / nun iſt die göldne Zeit —
Horch blohß / wie der Gukguk ſchreyt!
Griſillgen / weiſtu waß?
„Nein / nicht doch / Dafnis / laß!
For ſo ein Bihnen-Kröpffgen
Iſt nicht mein Honig-Döpffgen!
Müßt ich nicht durch ſolch Benähmen
Mich vor meinen Schäffgens ſchähmen?
Drükk mir nicht mein Daffet-Kleid /
Horch doch / wie der Gukguk ſchreyt!“
Griſillgen / waß iſt daß?
Dein Hütgen glüzzt gantz naß?
„Lind träuffelt ſeinen Segen
Ein lihber Sonnen-Regen!“
Flinck in jenes Rohſen-Läubgen!
Ich der Täuber / du das Täubgen!
Ach / nun iſt die göldne Zeit —
Nein / wie bloß der Gukguk ſchreyt!

Die ſchöne Frau

Ich treffe meinen lieben alten Freund Paul Dorn auf der Gaſſe.

„Servus!“ ſage ich. „Endlich ſieht man dich wieder einmal! Iſt das eine Manier? Es ſind wenigſtens ſechs Monate — no, aber laß dich anſchau'n! Wie geht's dir denn immer — jetzt, in der Ehe? Paul, Paul, wer hätte das von dir gedacht! Auf dich hätt ich geſchworen! Aber die Weiber — ja, die Weiber!“

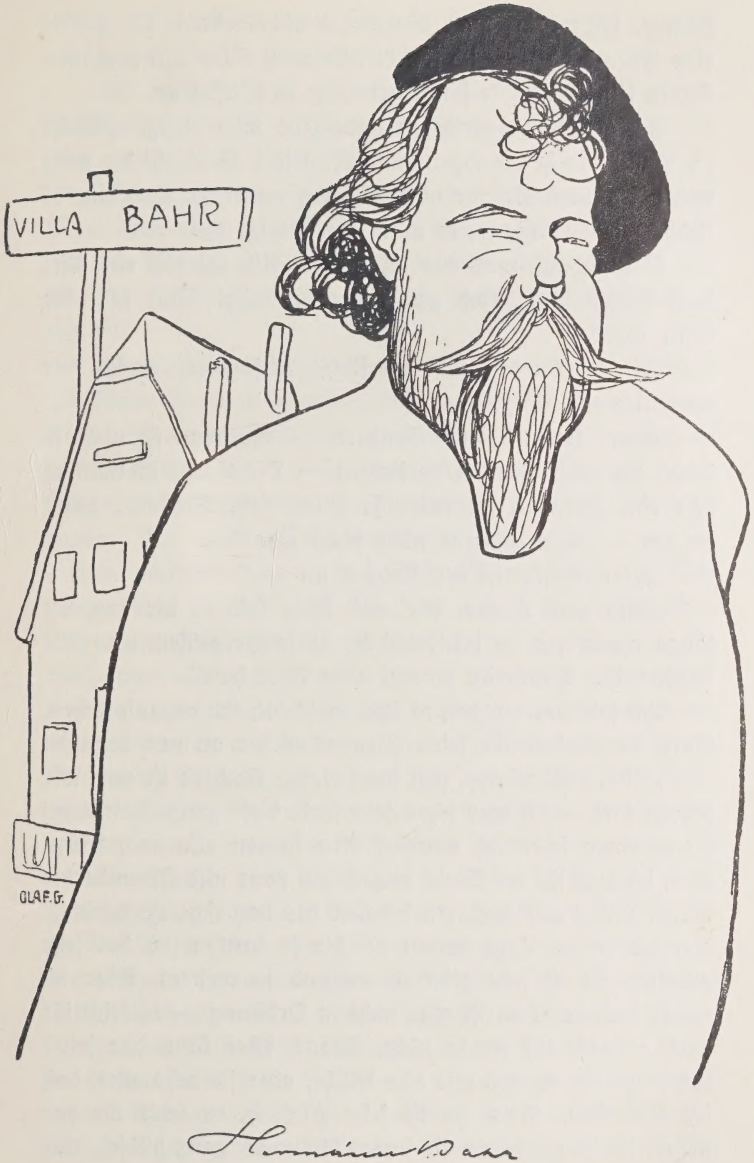
Paul lacht, nimmt meinen Arm, hängt ſich ein, und wir bummeln ſo durch die Stadt. Ich werde beinahe ſentimental: „Paul Dorn als Gatte! Ich kann es noch immer kaum glauben! Wo iſt unſere Jugend hin? Erinnerſt du dich noch, wie wir damals — mit der Mizi —“

Aber ich merke, daß er ſich lieber nicht erinnert. Ich laſſe alſo die Mizi fallen. Wir gehen weiter, er nimmt ſich eine Zigarre, ich ſehe ihn mir ſo von der Seite an. Er ſcheint ernſter, als er ſonſt war; er hat jetzt eine gewiſſe bürgerliche Ruhe, faſt Würde. Ja, die Ehe! Ich ſchäme mich vor ihm, ſo frivol zu ſein: „Schau, du kennſt mich doch, wie ich bin. Ich meine es ja gar nicht ſo und bei dir iſt das ja auch etwas ganz anderes. Wenn man ſo eine ſchöne Frau hat wie du —“

Er läßt meinen Arm los und wird nervös: „Ich bitt' dich, fang du mir jetzt auch noch an! Das fehlte mir gerade noch. Das hab ich gar gern!“

Ich, förmlich erſchrocken: „Aber Paul!“

„Weil es wahr iſt! Immer mit dieſen blöden Sachen! Meine ſchöne Frau und wieder meine ſchöne Frau und immer meine ſchöne Frau! Mei' Lieber, das kriegt man endlich ſatt! Ich hab' meine Frau gewiß ſehr gern, aber alles was recht iſt! Haſt du eine Ahnung, was das heißt, eine ſchöne Frau zu haben? Mei' Lieber, das muß man



Hermann Bahr

kennen, sonst kann man überhaupt nicht reden! Da gehört eine Geduld dazu — ich sag dir, da muß einer von gesunden Eltern sein!" Und er fängt grimmig zu pfeifen an.

Ich glaube zu verstehen und freue mich riesig. „Siehst es, Paul, das ist die sogenannte Nemesis! Geschieht dir ganz recht! Es wird dir gar nicht schaden, wenn du auch einmal siehst, wie das ist, wenn man eifersüchtig ist."

Paul schaut mich verblüfft an. „Ah, du bist ein Aff! Von Eifersucht ist doch gar nicht die Rede! Was fällt dir denn ein?"

„Nicht? Du bist nicht eifersüchtig?" sage ich; es tut mir eigentlich ein bißchen leid.

„Aber keine Spur! Sondern — aber das ist nicht so leicht, du wirst es nicht verstehen! — Die Sache ist nämlich die: eine schöne Frau wäre ja etwas sehr Schönes, wenn sie nur — wenn sie nur nicht schön wär!"

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn —."

„Also mei' Lieber, hör' zu! Was soll ich dir das erst lange explizieren — ich werd' dir einfach erzählen, was mir passiert ist. Damit du einmal eine Idee hast!"

Ich sah ihm an, daß es ihm wohl tat, sich auszusprechen. Gut! Er zündete sich seine Zigarre wieder an und begann:

„Also, mei' Lieber, stell dir vor, die Hochzeit ist aus, wir fahren fort — ich war schon sehr froh, diese ganze Heirateret macht einen schrecklich nervös! Wir fahren also nach München, ich will ihr die Stadt zeigen, ein paar alte Freunde besuchen und dann noch ein bißchen ins bayrische Hochgebirg. No, die ersten Tage kannst du dir ja denken, ich bin sehr glücklich, sie ist sehr glücklich — und so weiter! Aber ich merke doch bald: da ist was nicht in Ordnung — es fehlt ihr was, es paßt ihr etwas nicht. Was? Was kann das sein? Ich frage sie, ich geb mir alle Mühe, aber sie behauptet, daß ich mich irre. Nein, sie ist sehr glücklich, es fehlt ihr gar nichts, sie ist zufrieden, sie findet München ganz hübsch, nur

freilich — was? Sie will es zuerst nicht sagen, aber endlich und schließlich: die Leute sind hier so roh!

Ich verstehe das gar nicht. Mein Gott, die guten Münchner sind ein bißchen langsam und schwer, ja — aber roh?

‚Nein,‘ sagte sie, ‚sie sind direkt roh! Paß nur einmal auf: Man kann eine Stunde auf der Gasse gehen und es dreht sich kein Mensch nach einem um, absolut nicht! Das ist roh. Mir ist es ja ganz gleich — ich konstatiere bloß, daß es roh ist!‘

Merkst was, mei' Lieber? Die Dame war beleidigt! Die schöne Frau ist gewohnt, daß man Spalier macht, wenn sie kommt — und das kann man von meinen guten Münchnern wirklich nicht verlangen! Natürlich, du hast leicht lachen! Aber wart nur, dir wird das Lachen auch noch vergehen. Das war nämlich erst der Anfang.

Den nächsten Tag in der Früh sitz ich unten im Café Maximilian. Es ist zehn Uhr, wir wollen in die Sezession und meine Frau zieht sich oben in unserm Zimmer an. Da muß man auch erst heiraten, um zu wissen, was das heißt: eine Frau zieht sich an! Ich sitze seit neun Uhr da und warte, ich habe bereits alle Zeitungen gelesen, ich bin schon bei den Annoncen, ich habe gefrühstückt, ich trinke schon das zweite Bier, weil ich mich vor der Kellnerin geniere, und ich sehe von meinem Tische, in der Nische des Fensters, melancholisch auf die Straße, zum Hoftheater hin. Du kennst das Lokal ja — weißt, wo der alte Ibsen immer gesessen ist! Es ist um diese Zeit ganz leer, die Kellnerinnen lehnen an der Kassa, nur ein paar Studenten sitzen in der Mitte um einen großen Tisch und spielten Skat. Das Lokal ist dunkel, man sieht nur die grünen Mützen der Saxonen, die an der Wand hängen — es sind nämlich die Saxonen, die hier kneipen. Und es ist ganz still, man hört nur die Studenten auf den Tisch schlagen, wenn sie ausspielen. Es wird halb elf, es wird elf, ich lese

ſogar ſchon den Bädecker — vorne über die Fußbekleidung bei Hochtouren. Dabei ſchiele ich nach der Türe hinten, wo ſie kommen muß. Endlich iſt ſie da. Sehr elegant natürlich, ſehr lieb in dem drapen engliſchen Kleid, mit dem kleinen Girardi, ſehr gnädig, ſie lächelt der Kaſſiererin zu und fragt die Kellnerin, wo ich ſitze. Lächelnd folgt ſie ihr durch das ganze Café, an dem Tiſch der Studenten vorüber, die gerade in einer höchſt intereſſanten Partie ſind, man ſieht es ihnen an. Wie ſie neben dem Tiſch iſt, läßt ſie den Schirm fallen. Ich ſpringe auf, ich bin aber zu weit weg, die Kellnerin bückt ſich, Agathe dankt ihr, die Studenten ſpielen ihren Skat. Ich frage ſie, was ſie frühſtücken will, aber ich bemerkte: ſie hat ſchon wieder etwas, ſie iſt ſchon wieder verletzt. ‚Nein,‘ ſagt ſie, ‚da am Fenſter kann ich nicht ſitzen, das blendet fürchterlich — dieſe weiße Mauer vom Hoftheater — geh, ſei lieb, komm!‘

Und ſie ſteht auf, um ſich an einen anderen Tiſch zu ſetzen, ganz in der Mitte, neben den Studenten. Und wie ſie ſich ſetzt, wirft ſie einen Stuhl um, mit Zeitungen. Aber die Studenten ſpielen immer noch ihren Skat.

Ich komme, hebe die Zeitungen auf, frage, was ſie frühſtücken will, bin überhaupt möglichſt nett, weil ich gern endlich in die Sezeſſion kommen möchte. Sie nimmt ihre Lorgnette, ſchaut die Studenten an, die ihren Skat ſpielen, und fragt mich dann mit der vollen Melodie ihrer kräftigen Stimme: ‚Sag du mir, haben dieſe jungen Leute gar nichts zu tun, daß ſie ſchon in der Früh Bier trinken und Karten ſpielen?‘

Mei' Lieber, was ſoll ich tun? Ich leſe krampfhaft in der „Neuen Freien Preſſe“ und ſogar in der „Kölniſchen“, die hat ein größeres Format. Aber ſie läßt ſich nicht ſtören. Sie hat ſich eine Schokolade kommen laſſen, hält den Löffel ſehr graziös zwiſchen den ſüßen ſchmalen Fingern und wird immer lauter:

‚Wenn die armen Eltern eine Ahnung hätten! Die sparen zuhaus, damit die Herren Buben hier Karten spielen und Bier trinken! Ja, wo bleibt denn da der Lehrer mit dem Staberl?‘

Ich bin ganz in die „Kölnische Zeitung“ versunken. Aber sie läßt nicht nach: ‚Und die grünen Kapperln, ich bitte dich! Auf diesen Schädeln! Überhaupt, ausschau'n tun sie wie die Dienstmänner!‘

Du kannst dir denken, wie mir zumute war. Ich bin nicht feig, aber im Sommer — in den Ferien! Nein, danke! Ich mache also kurzen Prozeß und sage: ‚München gefällt dir nicht, ich sehe es dir an, das hat gar keinen Sinn, in zwei Stunden geht der Zug nach Schliersee, da ist mein alter Freund Drescher und es soll da überhaupt sehr gemütlich sein — also lassen wir die dumme Sezession, packen wir und in zwei Stunden sind wir auf der Bahn! Fertig!‘ Diesen Ton kennt sie und weiß, daß es da nichts gibt.

Um vier Uhr kamen wir in Schliersee an, dem guten Drescher hatte ich telegraphiert, er brachte uns ins Seehaus und wir bekamen ein großes Zimmer mit einer prachtvollen Aussicht auf den See und über das ganze Tal. Agathe war ein bißchen müde und legte sich schlafen. Ich nahm mein Rad und fuhr um den See, durch den Ort, auf die Post und so hin und her. Gegen acht kam ich zurück. Sie saß im Garten, in einem Buch lesend. An einem Tisch waren ein paar Bauern, an einem anderen der Pfarrer mit dem alten Förster. Ich fühlte: hier ist Ruhe, hier ist es schön, hier möcht' ich bleiben! Ich lehnte mein Rad an die Tür und ging zu ihr. Sie saß da in einem weiten weißen Gewande und sah, über das Buch weg, mit ihren großen stillen Augen, schwärmerisch und verträumt, auf den See hin. Es war wirklich ein liebes Bild, aber leider — weißt, da die Bauern, dort der Pfarrer mit dem alten Förster: dem Bilde fehlte das Publikum.

Ich näherte mich schüchtern: Wie geht's dir denn, Mädi?

Sie sah mich an, ich werde diesen Blick nie vergessen. Dann sagte sie: ‚Also das nennt sich Schliersee — aber das schwöre ich dir, nicht zwei Tage bleibe ich dir hier; das ist keine Gegend für mich!'

„Aber schau, es ist doch ganz nett hier: der See —."

‚Der See ist mir zu klein!'

„Das liebe Tal —"

‚Täler sind ungesund, da wird man nur nervös, das sagte jeder Doktor!'

„Und rings die Berge —."

‚Berge mag ich überhaupt nicht!'

Pause. Schließlich resumiert sie: ‚Dann ist das Essen schlecht, von diesem bayrischen Bier wird man dick und ich habe keine Lust, hier zu verbauern. Wenn ich das gewollt hätte, hätte ich nicht geheiratet, sondern wäre ins Kloster gegangen. Aber du hast mich eben nie geliebt!'

„No," sage ich, „gut, wenn du nicht willst — fahren wir halt morgen wieder fort!"

Ich bin aber ein bißchen traurig: Dieses ewige Wandern, immer hin und her, immer auf der Bahn, täglich packen, täglich in einem anderen Hotel, fremde Gesichter — das ist mir schrecklich! Ich will irgendwo ruhig sitzen und mich ausschnaufen. Aber was konnte ich tun? Agathe ist nun einmal gewohnt, bewundert zu werden. Gehen wir hier in Wien aus und kommen ins Theater, in ein Konzert oder in einen Garten, so machen alle Leute große Augen. Seit sie sich erinnern kann, ist das immer so gewesen. Sie kann es nicht mehr entbehren. Ohne Bewunderung ist sie wie ein Raucher ohne Zigarren. Mei' Lieber, da gibt's keine Argumente — das ist einfach so. Wenn's einem nicht paßt, dann darf man eben keine schöne Frau haben. Entweder — oder!

Das alles sagte ich mir den anderen Tag in der Früh, als ich, sie schlief noch, einsam im Walde ging. Traurig sah

ich auf den schimmernden See, in das heitere Tal. Ich liebe diese frohe Gegend mit ihren immer singenden Menschen sehr; wie gern wäre ich dageblieben!

Da kam mir plötzlich eine Idee. Ja — vielleicht! Vielleicht ließ sich das machen. Und ich lief mehr als ich ging zu Drescher, meinem lieben alten Freund Drescher, dem berühmten bayrischen Komiker, den Lenbach und Stuck gemalt haben, der hat dort eine reizende Villa. Na, du kennst ihn ja, du weißt, wie er ist: immer fidel, immer die größten Pläne im Kopf, immer ein bißchen zerstreut, verwurstelt alles, aber der beste Kamerad, den es gibt.

„Drescher," sage ich, „Sie müssen mir einen Gefallen tun!"

‚Aber natürli, natürli! Was is denn, was is denn? Was haben S' denn? — Heut abends geh ich auf die Jagd. Da ist so ein verfluchter Bock, der halt mich jetzt schon eine Wochen zum Narren, aber wart' nur, wart'!'

„Also, lieber Drescher, hören S' einen Moment! Die Sache ist nämlich wichtig."

‚Aber natürli, natürli! Haben Sie schon meinen neuen Lenbach gsehen? Sie, das ist das beste, was der Lenbach in seinem ganzen Leben gmacht hat! Da wirst schaun!'

„Also, mein lieber Drescher —"

‚Sie, aber nach Wien geh ich nicht mehr! Ich hätt' schon wieder einen Antrag. Aber nein — daß dann wieder heißt: trockene Komik. Sie, nächste Woche kommt der Stuck! Der wird Ihnen gfallen! Haben Sie schon meine neuen Pferd' gsehn?'

Ich sehe schon: so geht das nicht. Ich muß mir zuerst den neuen Lenbach anschauen, dann die neuen Pferde, dann reden wir von Wien und über Stuck, und dann lass' ich mir auch noch die Geschichte von dem verfluchten Bock gefallen. Endlich hört er mich doch an.

„Lieber Drescher," sage ich, „Sie müssen mir einen großen Gefallen tun. Schauen Sie, Sie kennen hier doch alle Leute

— wissen Sie mir nicht einen netten jungen Menschen, einen Bauer oder einen Schreiber von der Gemeinde, der — gegen Bezahlung natürlich — bewundern kann?"

‚Was soll er?'

„Bewundern, nichts als bloß bewundern, meine Frau ist das so gewohnt. Wissen Sie, ich denke mir das so: ich zahle ihm, was er ißt und trinkt, und extra noch drei Mark für jeden Tag, dafür hat der Jüngling gar nichts zu tun, als daß er täglich zwei, drei Stunden bei uns im Garten sitzt und halt meine Frau liebevoll ansieht — liebevoll, oder sagen wir sogar: schmachtend."

‚Schmachtend?' sagt Drescher, ‚abgemacht!'

Ich erkläre ihm nun geschwind das Ganze — was ich in München erlebt habe und daß mir Agathe nicht hier bleibt, wenn sie keinen Bewunderer hat.

‚Aber,' sagt Drescher, ‚wird gemacht! Warten Sie nur — wer ist denn da? Vom Theater kann ich halt jetzt keinen — die brauchen wir jetzt alle selber — aber großartig! der Meßner — Sie, das ist überhaupt ein begabter Mensch — und der hat sogar einen schwarzen Salonrock! Also, sind Sie ganz ruhig, ich laß mir ihn gleich kommen, der ist sehr intelligent, heute Nachmittag funktioniert er schon! Nicht wahr, bewundern —'

„Schmachten", sage ich nocheinmal.

‚Schmachten — Augen verdrehen — und dann kann er vielleicht auch amal die Hand aufs Herz legen, was? Na also, da können Sie sich auf mich verlassen! Was die Regie betrifft — das wissen Sie ja!'

„Lieber Drescher, ich danke Ihnen sehr! Nur, wissen Sie: ein Meßner! Ist er denn ein hübscher Mensch?"

‚Aber geh, zu was denn hübsch? Wer sie bewundert, das ist den Frauen ganz gleich — wenn sie nur bewundert werden! Paß nur auf'

Er hatte recht. Ich sage dir: Der Meßner — nicht zu

ſchildern! Malvolio, von Oberländer gezeichnet — und ein Salonrock! Aber „geſchmachtet“ hat der Mann — das hab ich in meinem Leben noch nicht geſehen! Der Dreſcher iſt doch ein großer Regiſſeur.

Ich ging abends auf die Poſt. Agathe blieb im Garten ſitzen, der ſchmachtende Meßner wich nicht. Als ich zurückkam, ſagte ich: Ich war jetzt auf der Bahn und habe mir die Züge angeſehen; es wird am beſten ſein: wir fahren morgen um zehn.

‚Warum denn?‘ fragte Agathe verwundert. ‚Ich begreife dich wirklich nicht. Kannſt du denn nirgends ruhig ſitzen? Schau, hier iſt es ſo ſchön! Der liebe See —‘

„Na,“ ſagte ich, „der See iſt ein bißchen klein!“

„Gerade ſo ein kleiner See hat ſeinen Reiz; es iſt viel intimer!“

„Und dann ſo in den Bergen ſtecken!“

„Das wird dir ſehr geſund ſein! Da atmet man erſt auf. Frag nur einen Arzt! Und dann ſchau: dieſes ewige Hin und Her, immer auf der Bahn, täglich packen, täglich in einem anderen Hotel, das iſt mir ſchrecklich! Geh, ſei nett, bleiben wir hier!“

Wir ſind drei Wochen dort geblieben. Jeden Sonntag brachte mir der Meßner die Rechnung: einundzwanzig Mark Gage, für zehn bis zwölf Mark Bier, etliche drei Mark für Weißwürſte. Zum Abſchied ließ ich ihm noch in Miesbach einen neuen Salonrock machen; den alten hatte er beim Schmachten am Ärmel ganz abgewetzt. „Ich denke,“ ſchloß Paul, „wir gehen heuer wieder nach Schlierſee.“

Fitzebutze

Lieber ßöner Hampelmann,
deine Detta ſieht dich an!
Ich bin dhoß und du biſt tlein;
willſt du Fitzebutze ſein?
Tomm!

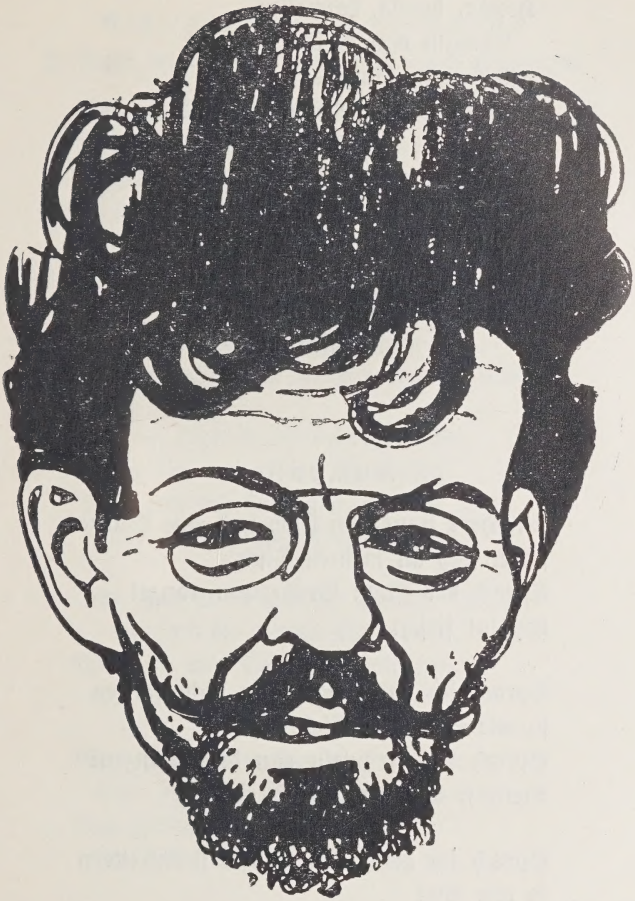
Tomm auf Haterns dhoßen Tuhl,
Bitzlibutzki, Blitzepul!
Hater ſagt, man weiß es nicht,
wie man deinen Namen ſp'icht.
Pſt!

Pſt, ſagt Hater, Fitzebott
war einmal ein lieber Dott,
der auf einem Tuhle ſaß
und ſebratne Menßen aß.
Hu!

Hu, ſei dut, ich bin ſo tlein
und will immer a'tig ſein;
Fitzebutze, du biſt dhoß,
tleine Detta ſpaßt ſa b'oß.
Sa?

Sa, ich bin dir wirtlich dut!
Willſt du einen neuen Hut?
Tlinglingling: wer b'ingt das Band?
Königin aus Mohrenland.
Tnicks!

Tnix, ich bin F'au Tönidin,
hab zwei Lippen von Zutterroſin;
Fitzebutze, ſieh mal an,
ei, wie Detta tanzen tann!
Hoppß!



Richard Dehmel
Karikatur von Bruno Paul

Hopßa, hopßa, hopßaſſa:
Tönigin von Af'ika!
Flitzebutzig, Butzebein,
wann ſoll unſ'e Hochzeit ſein?
Du!

Du! Mein kleiner lieber Dott!
Du?! ſonſt geh ich von dir fo't! —
Ach, du dummer Hampelmann,
ſiehſt ja Detta garnicht an!
Marſch! —

Kumpaney

Ein Herr Laus, ein Floh und eine Wanze
ſetzten ſich an meinen Tiſch.
Sprach der Floh: Brüderchen, tanze!
hoppla! friſch!

Sprach ich bald: Ich kann nicht tanzen
ſo wie Sie, Herr Floh!
Sprach das Fräulein von den Wanzen:
Klettern Sie mal Stroh!

Sprach ich gleich: Wer kann ſtrohklettern
ſo wie Sie!
Sprach der Lauſerich: Entblättern
Sie mal Schinn, hihi!

Sprach ich: Ihre Kunſt! wer könnte
die wohl ebenſo!
Sprach ich. Und die dreu Talönte
waren ſeelensfroh.

Eine gantz neu Schelmweys

Zu ſingen im Tone des weilandt Doctoris Eyſenbarth

Wir Schelmbe ſind ein feinen hauff,
da kann kein HErrgott wider auf.
Die Welt iſt voll von Unſern Preiß,
ſeit Adam ſtahl im Paradeys.

Uns bleibt kein geldt in unſern Sack,
Wir ſynd ein fürnemb Lumpenpack,
Wir han das Allergrößt gefolg,
kein fuerſt und Hertzog hat ein ſolch.

Zu nie keyn dienſten taugen Wir
als für dem Edlen Malweſier.
Dem tun wir fröhnden, nimmer faul:
ein jede Flaſchen findt jr maul.

Wir han nit Weib, wir han nit kindt,
wir ſind die rechten Sauſewind.
Vnd läßt vns Eine Dirn nit ein,
die ander wird ſo ſüſſer ſeyn!

Wir ſchieren umb kein pfaff vns nit,
Wir han unſ Eignen Segen mit.
Vnd pfeiffen wir am letzten loch:
der TEuffel nimpt in Gnad vns doch!

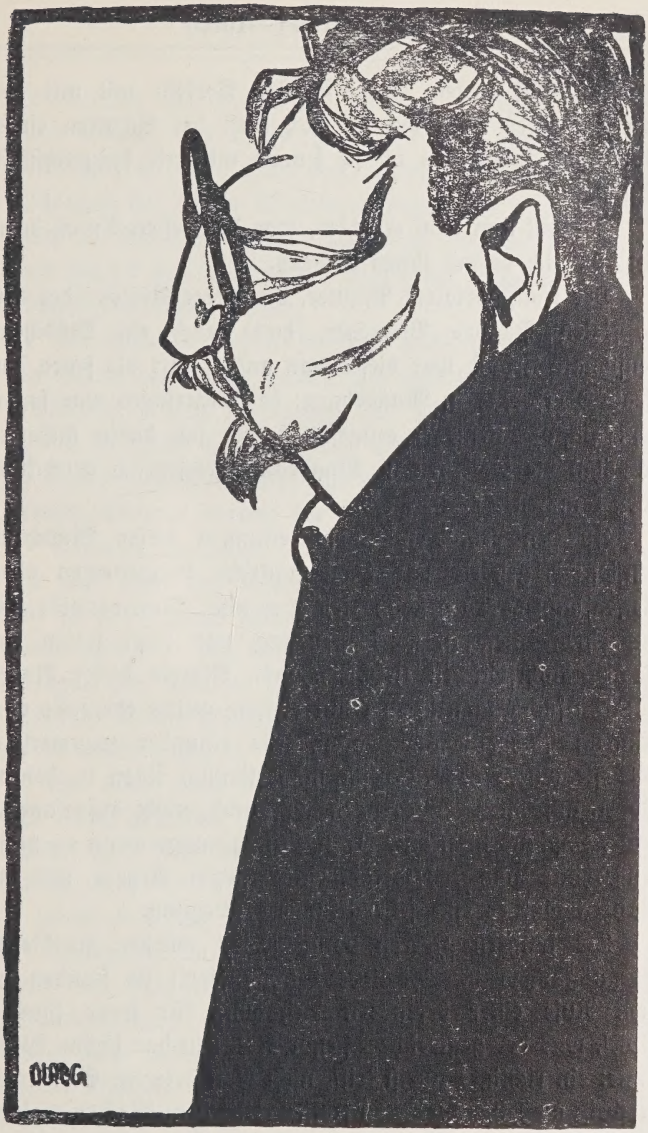
Der Einhorn-Apotheker

Die Tätigkeit eines Referendars ist schon deshalb eine der vornehmsten unter allen menschlichen Tätigkeiten, weil sie niemals durch Maschinenarbeit ersetzt werden kann. Während nämlich auf allen andern Gebieten mit jeder neuen Erfindung eines geriebenen Mechanikers so und soviele ‚Hände', welche doch nicht bloß arbeiten, sondern auch Lohn empfangen wollen, erspart werden, trotzt der Referendar mühelos allen Erfindern noch so guter und billiger Schreibmaschinen; denn wie billig eine solche auch sein mag: er ist noch billiger: er ist gratis. Darin besteht seine uneinnehmbare Stellung, darauf beruht seine Würde.

Sooft ich über den mir gewordenen Beruf nachdachte, umso sinnvoller erschien mir die Verknüpfung meines Schicksals. Was war seit meinen Kinderjahren meine Sehnsucht gewesen? Schreiben. Nun: das war mir im wesentlichen in Erfüllung gegangen. Schreiben durfte ich, schreiben konnte ich, schreiben mußte ich sogar. Und wenn es einstweilen weniger meine eignen Gedanken und Gestalten waren, die ich auf das Papier brachte, sondern meistens diktierte Protokolle: das Sinnfällige, das Materielle meiner Wünsche hatte ich erreicht: ich schrieb.

Und das in Stolberg. Länger als neun Monate habe ich in diesem süßen Erdenwinkel dem preußischen Staate meine bescheidenen, aber unbezahlbaren Dienste leisten dürfen. Ist es da ein Wunder, daß meine Gedanken oft und mit Vergnügen zu jenem Referendariatsidyll zurückkehren?

Aber auch die lieben Menschen, die dort wohnen — es sei ferne von mir, daß ich ihnen etwas Unrechtes nachrede. Vor allem muß ich, um sie vor Zweideutigkeit zu schützen, rühmend hervorheben, daß sie, wenigstens soweit sie der ‚bessern' Gesellschaft angehörten, sehr bald, nachdem sie mich



Otto Erich Hartleben

kennengelernt hatten, den offiziellen Verkehr mit mir abbrachen — es kann auf sie auch nicht der Schatten eines Verdachtes fallen, als ob sie jemals mit mir sympathisiert hätten.

Ich will nun auch erzählen, was den ersten Anlaß dazu gab, daß ich es mit ihnen verdarb.

Der Konsistorialrat Pfitzner, der ältere Amtsbruder des gastfreien Pastors Viemeyer, hatte auch ein Mädchenpensionat. Jedoch war dieses von andrer Art als jenes der Frau Oberförster in Magdeburg: der Unterschied war sogar dem Pastor Viemeyer aufgefallen, der sich dahin äußerte, daß ihm die Mädchen in Magdeburg ‚wesentlich geweckter' vorgekommen wären.

Zu den erlaubten Ausschweifungen dieses Mädchenpensionats gehörte das herzerquickliche Ringestechen oder Reifenfangen. Es geschah dies aber also: Man verteilte sich auf einer Wiese in zwei Gruppen, und jeder nahm ein kleines Rohrstöckchen in die Hand. Mittels dieser Rohrstöckchen suchte man dann kleine Reifen, welche ebenfalls von dünnem Rohre gefügt waren, teils einander zuzuwerfen, teils sie aufzufangen. Wenn man nämlich einen in hohem Bogen auf einen zufliegenden Reif kunstgerecht aufgefangen hatte, empfand man eine sanfte Genugtuung; wenn es mißlang, hatte man das Gefühl eines leichten Ärgers, und im Ganzen war es eine sehr gesunde Bewegung.

Die jüngern Herren vom Gericht wurden zu diesen Vergnügungen mit Vorliebe kommandiert: sie standen in dem Rufe einer besondern Begabung für jenes sinnige Spiel, was der geistreiche Assessor Rothe in das schöne Wort faßte: ein richtiger Jurist trifft nicht bloß stets ins Schwarze, er weiß auch ins Weiße zu treffen. Mit dem Weißen meinte er aber den leeren Raum innerhalb der Rohrreifchen. Dieser Scherz wurde häufig wiederholt.

An der wundervollen Chaussee, die von Stolberg nach

Rottleberode aus dem Harz hinausführt, liegt, etwa eine halbe Stunde von Stolberg entfernt, ein einsames Wirtshaus, hart an der Felsenwand, in die der Wirt seine Keller geschlagen hat. Dem Wirtshaus gegenüber, an der andern Seite der Chaussee, breiten sich einige Waldwiesen aus, und diese waren zur Sommerzeit häufig der Schauplatz der erwähnten kindlichen Spiele.

An einem herrlichen Junitage hatte dort bis zur sinkenden Sonne der Kampf getobt, und man schickte sich schließlich einträchtiglich zum Heimgange an. Hierbei geschah es, daß ich mit Fräulein Hannchen aus Bremen und dem Einhorn-Apotheker zusammengeriet und mit diesen beiden trefflichen Menschenkindern vereint die Straße fürbaßschritt.

Fräulein Hannchen war, wie gesagt, aus Bremen, und das war wohl das Charakteristische an ihr. Im übrigen war sie jenes junge Mädchen, das schon so unzähligen Komödienschreibern den Vorwurf schablonenhafter Mache eingetragen hat, weil — ein jeder von ihnen — mit heißem Bemühen danach gestrebt hatte, es möglichst echt und naturgetreu wiederzugeben.

Sie hatte einen blonden Mozartkopf, hellgraue Augen und einen gewissen schwärmerischen Zug im Schnitt ihrer Taille. Ihre Rede war ‚Ja, Ja' und ‚Nein, Nein' — was darüber war — war meistens von Übel. Sehr häufig sagte sie jedoch auch ‚Ach'.

Wesentlich interessanter und konturenreicher war da schon der Einhorn-Apotheker. Er hatte vor allem eine ‚Weltanschauung', auf deren Besitz er viel Wert legte. Worin diese bestand, kann ich jedoch nicht mit wünschenswerter Klarheit angeben, da er meist erst in vorgerückter Nachtstunde darauf zu sprechen kam. Ich erinnere mich nur, daß er durchaus auf dem Boden des kategorischen Imperativs unsres großen Kant stand: ‚durchaus'.

Auch sonst war er ein ernster Mensch und für ein durch-

schnittliches Alltagsgespräch schwer zugänglich. So kam es denn auch, daß er jetzt schweigsam neben Fräulein Hannchen aus Bremen einherging und es mir überließ, das liebe, junge Mädchen zu unterhalten.

„Ach, sagen Sie doch, Herr Referendar: was sind das eigentlich für merkwürdige Bäume, die hier überall an den Chausseen wachsen?"

Die Bäume, die sie meinte, waren ganz gewöhnliche Buchen, die jedoch der herrschaftliche Geschmack der regierenden Grafen von Stolberg-Stolberg zu allerlei stereometrischen Figuren, Pyramiden, Kegeln, Zylindern und dergleichen hatte zustutzen lassen.

Fräulein Hannchen aus Bremen hatte sich wohl dadurch irreführen lassen und sah die Bäume für fremdartige Gewächse an, nach deren Herkunft sie sich bei mir erkundigte. Da ich meine Mitmenschen nur ungern in ihren Illusionen störe, erwiderte ich nach einigem Nachsinnen und nachdem ich einige botanische Forscherblicke um mich geworfen hatte:

„Ja, wissen Sie denn das noch nicht, mein gnädiges Fräulein? Diese Bäume sind ja eine der größten Merkwürdigkeiten des Stolbergschen Vaterlandes. Sie haben doch gewiß schon davon gehört, daß einer von den erlauchten Vorfahren unsres Herren Grafen einen Kreuzzug mitgemacht hat."

„Ach," rief Fräulein Hannchen, „welchen denn?"

Ich geriet in Verlegenheit. Um mir jedoch keine Blöße zu geben, sagte ich rasch: „Den Kinder-Kreuzzug."

„Ach," rief das wissensdurstige Fräulein Hannchen — „wozu wurde der denn eigentlich unternommen?"

„Nun ... also ... hm ... zur Befreiung der Juden. Jawohl — Adolf war damals noch recht klein. Er hieß nämlich auch Adolf — der Vorfahr. Wie Sie wissen, ging es mit dem Kinderkreuzzug damals ziemlich schief: auch der kleine Adolf wäre beinah umgekommen. Seine Beinchen

taten ihm so weh, daß er schließlich mitten im gelobten Lande liegen blieb und garnicht mehr weiterwollte. Wenn er aber da so allein zurückgeblieben wäre, hätten ihn ganz sicher die wilden Tiere gefressen. Da erschien ihm der Heilige Georg — — wissen Sie, gnädiges Fräulein: so erzählt es die Legende. Tatsächlich wird es wohl irgend ein älterer, wohlwollender Herr gewesen sein. Der sprach: ‚Komm, kleiner Adolf, hebe dein Batterbeinchen auf und lauf noch ein Endchen mit, bis wir ans Meer kommen!‘ Aber der kleine Adolf war verzagt und weinte und sagte: ‚Nein, hier muß ich bleiben und sterben.‘ Da riß der Heilige Georg, oder wer es nun war, ein ganz dürres Reis aus dem Boden, reichte es dem kleinen Adolf und sprach: ‚Du wirst nicht eher sterben, als bis du dies Reis in den Boden deiner Heimat eingegraben und daraus einen stattlichen Baum hast erstehen sehn.‘“

„Ach, wie nett!“

„Ja: dieser Heilige Georg der Legende muß zum mindesten ein guter Menschenkenner gewesen sein, denn der kleine Adolf faßte krampfhaft nach dem dürren Reis und stapfte wieder mutig weiter. Er ist denn auch glücklich wieder nach Stolberg heimgekommen. Das erste, was er tat, war natürlich, daß er das Wunderreis einpflanzte — und siehe da, es wurde ein seltsamlich geformtes Bäumchen, desgleichen man vordem niemals dahier gesehen. Und von dem ersten Bäumchen stammen alle ab, die Sie hier — und nur hier so häufig sehen. Es wundert mich wirklich, daß Ihnen der Herr Konsistorialrat diese Geschichte von den Bäumen aus Judäa noch nicht erzählt hat.“

„Ach der — was hübsches erzählt der einem ja nie.“

Der Einhorn-Apotheker hatte unser Gespräch schweigend mitangehört, und, obwohl er doch in botanischen Dingen erfahrener sein mußte als ich, nahm er keine Gelegenheit, sich einzumengen, sondern sah ernsthaft vor sich hin.

Als wir uns später von den Damen und der übrigen Gesellschaft vor der Tür des Herrn Konsistorialrates verabschiedet hatten und in Eberhards gemütlichem Gastzimmer beim Weine saßen, sagte er: „Nun sagen Sie mir mal offen, glauben Sie an die Geschichte, die Sie dem Fräulein Hannchen vorhin erzählt haben?“

„Aber lieber Herr Konstantin: was denken Sie von mir: sie ist mir beim Sprechen so eingefallen.“

„Nun ja: das dacht ich mir. Aber sehen Sie, das sind ich nun nicht recht von Ihnen. Das ist nämlich die ganz gemeine Buche, Fagus sylvatica.“

„Aber lassen Sie mir doch meinen Spaß.“

„Ja: Sie verwirren dieses junge Mädchen, das in seinen botanischen Kenntnissen offenbar noch nicht recht sicher ist...“

Ich brach das Gespräch ab, und wir redeten bald über harmlose und neutrale Dinge... Monarchie, Religion, Ehe, Eigentum und dergleichen.

Zu derselben Zeit aber wollten es meine Sterne, daß die Familie des Konsistorialrates Pfitzner mit all ihren Pensionärinnen um den großen, runden Tisch beim Abendessen versammelt saß und daß Fräulein Hannchen aus Bremen ihr Mündchen auftat und fragte:

„Ist das wirklich wahr, Herr Konsistorialrat: der Herr Referendar hat mir erzählt: die beschnittenen Bäume an der Chaussee wären alle von jüdischer Abstammung?“

Das entsetzliche, qualvoll lange Schweigen, das nach dieser ungeschickten Frage eintrat, wurde erst unterbrochen, als der Herr Konsistorialrat wie allabendlich die Hände faltete und sprach:

„So laßt uns beten...“

Das Lied vom armen Kind
oder: Wer zuletzt lacht, lacht am besten

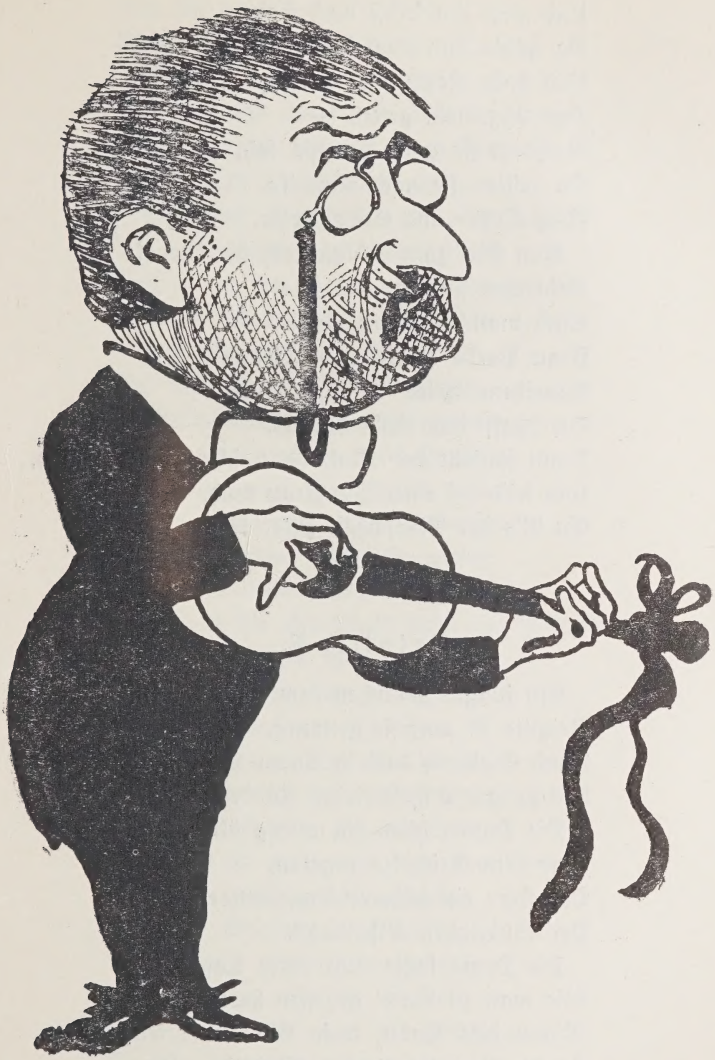
Es war einmal ein armes Kind,
Das war auf beiden Augen blind,
Auf beiden Augen blind;
Da kam ein alter Mann daher,
Der hört auf keinem Ohre mehr,
Auf keinem Ohre mehr.
Sie zogen miteinander dann,
Das blinde Kind, der taube Mann.
Der arme, alte, taube Mann.

So zogen sie vor eine Tür,
Da kroch ein lahmes Weib herfür,
Ein lahmes Weib herfür.
Bei einem Automobilunglück
Ließ sie ihr linkes Bein zurück,
Das ganze Bein zurück.
Nun zogen weiter alle drei,
Das Kind, der Mann, das Weib dabei,
Das arme, lahme Weib dabei.

Ein Mägdlein zählte vierzig Jahr,
Derweil sie stets noch Jungfrau war,
Noch keusche Jungfrau war.
Um sie dafür zu strafen hart,
Schuf Gott ihr einen Knebelbart,
Ihr einen Knebelbart.
Sie flehte: ‚Laßt mich mit euch gehn,
Ihr Lieben, laßt mich mit euch gehn,
So wird noch Heil an mir geschehn!‘

Am Wege lag ein räudiger Hund,
Der hatte keinen Zahn im Mund,
Nicht einen Zahn im Mund.
Fand er mal einen Knochen auch,
Er bracht ihn nicht in seinen Bauch,

Ihn nicht in ſeinen Bauch.
Nun trabte hinter den anderen vier,
Wiewohl es am Verenden ſchier,
Das alte, räudige Hundetier.
Ein Dichter lebt in tiefſter Not.
Er ſtarb den ewigen Hungertod,
Den ewigen Hungertod.
Mit Herzblut ſchrieb er ſein Gedicht.
Man druckt es nicht, man lieſt es nicht,
Und niemand kennt es nicht.
Sein Leib war krank, ſein Geiſt war wund.
Drum ſchloß er mit dem räudigen Hund
Der Freundſchaft heiligen Seelenbund.
Und dann ſchrieb er zu aller Glück
Ein wundervolles Theaterſtück,
Ein wundervolles Stück,
In welchem die Perſonen ſind
Der taube Mann, das blinde Kind,
Das arme, blinde Kind,
Das lahme Weib, die Jungfrau zart
Mit ihrem langen Knebelbart,
Die Jungfrau mit dem Knebelbart.
Und eh' die nächſte Stund' entflohn,
Konnt' jeder ſeine Rolle ſchon,
Die ganze Rolle ſchon.
Verſtändnisvoll führt die Regie
Das alte, räudige Hundevieh,
Das räudige Hundevieh.
Drauf ward das Schauſpiel zenſuriert
Und einſtudiert und aufgeführt
Und ward ganz prachtvoll kritiſiert.
Die Künſtler fanden viel Applaus.
Man ſpannt dem Hund die Pferde aus



Frank Wedekind
Karikatur von Ernst Stern. 1902

Und zieht ihn selbst nach Haus.
Da gab's nun auch Tantiemen viel
Und hohe Gagen für das Spiel,
Das ungemein gefiel. —
Nachdem sie ganz Europa sah,
Da reisten sie nach Amerika,
Nach Nord- und Südamerika.
Nun hört zum Schluß noch die Moral:
Gebrechen sind oft sehr fatal,
Sind manchmal eine Qual.
Frau Poesie schafft ohne Graus
Beneidenswertes Glück daraus.
Sie schafft das Glück daraus.
Dann schwillt der Mut, dann schwillt der Bauch,
Und sei's bei einer Jungfrau auch. —
So ist's der Menschheit guter Brauch.

Brigitte B.

Ein junges Mädchen kam nach Baden.
Brigitte B. war sie genannt.
Fand Stellung dort in einem Laden,
Wo sie gut angeschrieben stand.
Die Dame, schon ein wenig älter,
War dem Geschäfte zugetan,
Der Herr ein höherer Angestellter
Der königlichen Eisenbahn.
Die Dame sagte nun eines Tages,
Wie man zu Nacht gegessen hat:
‚Nimm dies Paket, mein Kind, und trag es
Zu der Baronin vor der Stadt!'
Auf diesem Wege traf Brigitte
Jedoch ein Individium.

Das hat an sie nur eine Bitte.
Wenn nicht, dann bringe er sich um.
Brigitte, völlig unerfahren,
Gab sich ihm mehr aus Mitleid hin.
Drauf ging er fort mit ihren Waren
Und ließ sie in der Lage drin.
Sie konnt' es anfangs gar nicht fassen.
Dann lief sie heulend und gestand,
Daß sie sich hat verführen lassen,
Was die Madam begreiflich fand.
Daß aber dabei die Turnüre
Für die Baronin vor der Stadt
Gestohlen worden sei, das schnüre
Das Herz ihr ab, sie hab' sie satt.
Brigitte warf sich vor ihr nieder,
Sie sei gewiß nicht mehr so dumm.
Den Abend aber schlief sie wieder
Bei ihrem Individium.
Und als die Herrschaft dann um Pfingsten
Ausflog mit dem Gesangverein,
Lud sie ihn ohne die geringsten
Bedenken abends zu sich ein.
Sofort ließ er sich alles zeigen,
Den Schreibtisch und den Kassenschrank,
Macht die Papiere sich zu eigen
Und zollt ihr nicht mal mehr den Dank.
Brigitte, als sie nun gesehen,
Was ihr Geliebter angericht',
Entwich auf unhörbaren Zehen
Dem Ehepaar aus dem Gesicht.
Vorgestern hat man sie gefangen.
Es läßt sich nicht erzählen, wo.
Dem Jüngling, der die Tat begangen,
Dem ging es gestern ebenso.

Die Hunde (Elegie)

Es waren einmal zwei Hunde,
Wie war das Herz ihnen ſchwer!
Sie liefen wohl eine Stunde
Hintereinander her.

Sie hofften, in liebendem Bunde
Werd' ihnen leicht und frei.
Und waren doch nur zwei Hunde,
Und keine Hündin dabei.

Das iſt die ſoziale Miſere,
Die Sphinx in der Hundewelt,
Daß man vom Hundeverkehre
Die Hündinnen fernehält.

Die Hündinnen werden ja häufig
Gleich nach der Geburt erſäuft.
Und wird eine Hündin läufig,
Verhindert man, daß ſie läuft.

Man läßt ſie aus ihrem Kerker
Tag und Nacht nicht heraus.
Knurrend liegt Bella im Erker
Zu Füßen der Tochter vom Haus.

Liſettchen ſtarrt in die Zeilen
Und zittert wohl mit den Knien,
Zuckt mit den Lippen bisweilen,
Und beide denken an ihn.

Wallt man im Familienvereine
Sonntags vors Tor hinaus,
Bella geht an der Leine
Zugleich mit der Tochter vom Haus.

Hier rücken heran die Studenten,
Dort naht ſich Nero galant.
Wie wird von beiden Enden
Die arme Leine geſpannt!

In einem Rudel Hunde
Kam schließlich man überein,
Es möge nun in der Runde
Jeder mal Hündin sein.
Das Auge, angstvoll, trübe,
Schweift ferne zum Horizont,
Als spräch's: ‚Und das hat der Liebe
Himmlische Macht gekonnt.'
Der kleine Fritz ging vorüber
Und sagte: ‚Lieber Papa,
Sage mir doch, du Lieber,
Was machen die Hunde da?'
Papa entgegnet: „Das nennt man,
Darf dir nicht sagen wie:
An diesen Greueln erkennt man
Das laufige Hundevieh."

König David

Der König David steigt aus seinem Grabe,
Greift in die Saiten, schlägt die Augen ein
Und dankt dem Herrn, daß er die Ehre habe,
Dem Herrn der Herrscher einen Psalm zu weih'n.
Wie einst in Abisags von Sunem Tagen,
Hört man ihn wiederum die Harfe schlagen,
Indes sein hehres Preis- und Siegeslied
Wie Sturmesbrausen nach dem Meere zieht:
‚Willkommen, Fürst, in Palästinas Grenzen,
Willkommen mit dem holden Ehgemahl,
Mit Geistlichkeit, Lakaien, Exzellenzen
Und Polizeibeamten ohne Zahl!
Es freuen rings sich die historischen Orte
Seit vielen Wochen schon auf deine Worte,

Und es vergrößert ihre Sehnsuchtspein
Der heiße Wunsch, photographiert zu sein.
Ist deine Herrschaft denn nicht auch so weise,
Daß du dein Land getrost verlassen kannst?
Nicht jeder Kaiser wagt sich auf die Reise
Ins alte Kanaan. Du aber fand'st,
Du seist zuhause momentan entbehrlich;
Und darin täuscht dich deine Weisheit schwerlich;
Denn wer sein Land so klug wie du regiert,
Weiß immer schon im voraus, was passiert.
Es wird die rote Internationale,
Die einst so frech und ungebärdig war,
Verbrüdern sich auf frohem Liebesmahle
Mit der Agrarier sanftgemuter Schar.
Frankreich heißt seinen Dreyfus stolz willkommen,
Als wär' auch er zum heil'gen Land geschwommen,
Und gern verschiebt aus Rücksicht auf den Staat
Der Anarchist sein nächstes Attentat.
Drum sei uns denn noch einmal hoch willkommen
Und laß dir unsre tiefste Ehrfurcht weih'n,
Der du die Schmach vom heil'gen Land genommen,
Von dir bisher noch nicht besucht zu sein.
Mit Stolz erfüllst du Millionen Christen.
Wie wird von nun an Golgatha sich brüsten,
Das einst vernahm das letzte Wort vom Kreuz
Und heute nun das erste deinerseits!
Der Menschheit Durst nach Taten läßt sich stillen,
Doch nach Bewund'rung ist ihr Durst enorm.
Der du ihr beide Wünsche zu erfüllen
Verstehst, sei's in der Tropenuniform,
Sei es in Seemannstracht, im Purpurkleide,
Im Rokokokostüm aus starrer Seide,
Sei es im Jagdrock oder Sportgewand,
Willkommen, teurer Fürst, im heil'gen Land!'

Im Schlosse Mirabel

Der Erzbischof von Salzburg,
Ein gar ein stolzer Mann,
Der liebt die schönen Jungfräulein
Und sieht sie freundlich an.
Er streichelt sie am Kinne,
Tut ihnen gar nit weh,
Es herrscht Frau Venusinne
Im Schlosse Mirabel, juchhe,
Im Schlosse Mirabel.

Der Erzbischof von Salzburg,
Ein gar ein strenger Mann,
Der bindet die schnöden Ketzer
An glühende Öfen an
Und läßt sie weidlich schwitzen;
Derweil erkühlt am See
Er sich von Liebeshitzen
Im Schlosse Mirabel, juchhe,
Im Schlosse Mirabel.

Der Erzbischof von Salzburg,
O wehe, was geschah,
Traktieret nicht mehr Minne,
Traktiert Dogmatika.
Man setzte ihn gefangen
Zu seinem großen Weh.
Wie gern wär er gegangen
Zum Schlosse Mirabel, juchhe,
Zum Schlosse Mirabel.

O Erzbischof von Salzburg,
Dir ist ganz recht geschehn!
Es soll ein großer Kleriker
Nicht zu den Mädchen gehn.

Die blühen für die Laien,
Sogar für Ketzer, — weh!
Ich selbst erfuhr's im Maien
Im Schlosse Mirabel, juchhe,
Im Schlosse Mirabel.

Vom hohen Rabbi Löw

Der hohe Rabbi Löw in Prag kann mehr als beten,
Kann Geister beschwören und aus Lehm fest Burschen kneten,
Und legt er der Puppe das Pergament auf die Zunge
Mit dem Zauberspruch drauf und: „Lauf, lauf, mein Junge!"
So läuft er und tut, was der Meister ihn heißt,
Und fegt ihm das Haus und rückt ihm die Kasten,
Geht ein und aus und schleppt ihm die Lasten
Und wacht vor der Tür und rennt in die Stadt,
Weil er den „Schem" auf der Zunge hat.
Aber Löbls Rifke, die dumme Gans,
Ist einfach vernarrt in den lehmigen Hans,
Weil seine Wangen so rosig schimmern,
Weil seine Augen so treuherzig flimmern;
Sie träumt von ihm so Tag und Nacht,
Wenn er sie anglotzt, glaubt sie, er lacht,
Ruft ihn und lockt ihn mit Worten und Blicken,
Möcht' ihn so gern an das Mieder drücken;
Bis Mutter Löbl dahinter gekommen
Und die blöde Rifke zum Rabbi genommen.
Der hohe Rabbi Löw hört zu; ihm ist,
Daß er, statt zu raten, laut auflachen müßt'.
Er ruft seinen Knecht, hat mit ihm gesprochen;
Der nimmt das Mädel, ihr krachen die Knochen;
Sie schreit, sie weint. Der Bursche drückt,
Er preßt die Rifke, fast wär' sie erstickt.
„Lauf, lauf, mein Junge!" Da läßt er sie aus;
Schleppt Rifke beschämt ihre Knochen nach Haus...
Und wie nun die Mutter ihm danken will,
Sagt der hohe Rabbi Löw: „Du, Esther, sei still!
Hast du dich als Junge nicht auch in die Kraft
Und die glänzenden Glasaugen immer vergafft?
Und daß er aus Lehm ist? Ist Löbl aus Gold?

Was haſt denn du von dem Liebſten gewollt?
Die Tugend? Oder Jugend und glatte Haut?
Haſt du deinem Schatz auf den Schem geſchaut?
Und lebt dein Löbl ſein eigenes Leben?
Wer hat ihm den Schem in den Mund gegeben?"
Er ſchweigt. Rifkes Mutter ſchaut ſich um,
Als ſtünden tauſend Frauen um ſie herum;
Sie nickt vor ſich hin, wie für tauſend, tauſend Frauen,
Wagt nicht, dem Rabbi ins Auge zu ſchauen.

Kinderreim

Wenn wir Kinder die Mutter plagten,
Sie umdrängten und hundertmal fragten:
‚Was uns von all den erſehnten Dingen
Wird von der Reiſe der Vater uns bringen?'
Sprach die Mutter: ‚Jedem ſein Teil.
Ein gläſernes Büchſel, ein ſilbernes Nixel
Und ein goldenes Warteineweil.'
Aber in unſerem Kinderglauben
Ließen wir nimmer die Hoffnung uns rauben.
Ach, unſre Seelen hofften zu glühend,
Ach, unſre Träume waren zu blühend!
Mutter ſcherzt nur: ‚Jedem ſein Teil.
Ein gläſernes Büchſel, ein ſilbernes Nixel
Und ein goldenes Warteineweil.'
Und ſo ſtehen wir jetzt vor dem Leben,
Soll uns ernſte Antwort geben:
‚Was von all den erſehnten Dingen
Haſt du gebracht und wirſt du uns bringen?'
Spricht das Leben: ‚Jedem ſein Teil.
Ein gläſernes Büchſel, ein ſilbernes Nixel
Und ein goldenes Warteineweil.'

Oſtpreußiſch

Klatſch

Weete S', truutſte Merteneitſche?
Giſtre bi de Johneleitſche — —
Da weer doch de Adomeitſche,
Piepereitſche, Buttgereitſche,
Dietrichkeitſche, Dawideitſche,
Penkoweitſche, Poweleitſche,
Kimnigkeitſche, Kämereitſche —
Onn de ſcheewe Jodeleitſche
Öngefrage — on wat deit ſe?
Opp de Poweleitſche geiht ſe,
Mött 'm ohle Beſſem ſchleit ſe,
Ehr dem Puckel ganz terbleit ſe;
Dä Schangdarm kömmt on leit ſe
Onne Kluſ', ömm Torkle geiht ſe.
Hinderher de Adomeitſche,
Piepereitſche, Poweleitſche,
Kimnigkeitſche, Buttgereitſche,
Dietrichkeitſche, Dawideitſche
Onn de goode Johneleitſche.
Denken Se bloß, Fruu Merteneitſche
Dä Schand fär de Jodeleitſche!

Karl Buttgereit aus Gawaiten bei Goldapp

Liebeslied

Wir ſaßen in die Laube —
Der Flieder duftet ſieß.
Ich ſprach: ‚O meine Taube!'
Sie ſpickt' mir mit de Fieß.

Wir ſaßen unterm Roſenſtrauch —
Ihr Auge ſpriehte Feier.
Ich fragt': ‚Marieche, liebſt mer auch?'
Da ſagt ſe: „Ungeheier!"
Wir ſaßen auf einen Haufen Werch,
Den Blick geſenkt nach innen;
Das macht: ich war aus Kenichsberch,
Und ſie war aus Gumbinnen.
Kam ich zu ihr, denn ſaß ſe ſtets,
Nichts könnte ſe erhitzen.
Na ſagen Se, was ſollt' ich tun?
Ich ließ de Marjell ſitzen.

Oberbayeriſch (Parodie)

Gumppenberg (geb. 1866)

Das Oadelwoaß

O Berg' — euch liab ich allezoat,
Ja ſelbſcht im Winta, wenn es ſchnoat!
I grüaß den roanen Sunnenſchoan
Und ſtoag ins ſtoale Gwänd hinoan:
Da wern miar wohl die Woadel hoaß,
Doch grüaßt mi zletzt oan Oadelwoaß,
Oan Oadelwoaß!

O Liad, gediachtet ſtill dahoam,
Wia gfroat von diar mich jeda Roam!
Jetzt kling von Berg zu Bergen woat,
Zum Proas der Alpenherrlichkoat!
Und ſingt dich d'Sennrin hoch am Oas,
Dann biſt auch du oan Oadelwoaß,
Oan Oadelwoaß!

Pennſylvaniſch

Charles Calvin Ziegler (geb. 1870)

Kitzel mich net

Kitzel mich net! Won ich's uſht agreed ware
Don mecht mich kitzla, dos ich tzomma ſchnarr!
Nae now! Du waiſht os ich's net ſhtanda kon;
Bin gar net draw gawaint, we du biſht, John.
Der Pap? Och wos! Are is ſhunt long im Bett.
Kitzel mich net!
Sell doots now! Hare duch uff un luß mich gae!
Hob mich gons gronk galocht — my ſide doot wae.
Du mawkſt mich buſſa, mawkſht ae don un won
Mich biſſel dricka — uſht aewennich, John.
Duch wos du dooſht, do's we's gadoo ſi ſet —
Kitzel mich net!

Siebenbürger Sächſiſch

Schuſter Dutz (geb. 1885)

Bäm Apentiker

Zeam Apentiker kit emol en ault Frä Mahm erän.
En Zieker[1]) huet ſe un dem Arm, do äs en Katz dertän[2]).
„Herr Apentiker, ſäh Se nor, menj uerem Katz iſt un.
Se weall mer vräcken[3]), känt ich net hä äſt derke bekun?
Sä hu Mixture jo geneach, gie Se mer dennich äſt
Und healfe Se doch menjer Katz als geat barmhärzig Chräſt!"
Dro ſtriechelt ſe de Katz, ändem ſe affem Arm ſe wächt.
Der Apentiker dreht ſich äm ken de Stellaſch und ſprächt:
„Mixturen hu mer glatt geneach, ſe hu bauld nemi Platz.
Bedähne Se ſich mehr wohär[4]) — 't äs alles fiur de Katz!"

[1]) Armkorb [2]) darin [3]) verrecken [4]) von wo immer

Bolidiſche Gedangen

zu babier gebrachd ſon mier ſelbs, Joſef Filſer, keniglicher Abgeorneter und barlamendarriſcher Fertretter des Wallgreis Mingharting und forgelehgt dem hochwierningen Hern Domgabidular Dobias Angerer in Zillhofen zur Briefung.

Über die Kunzt

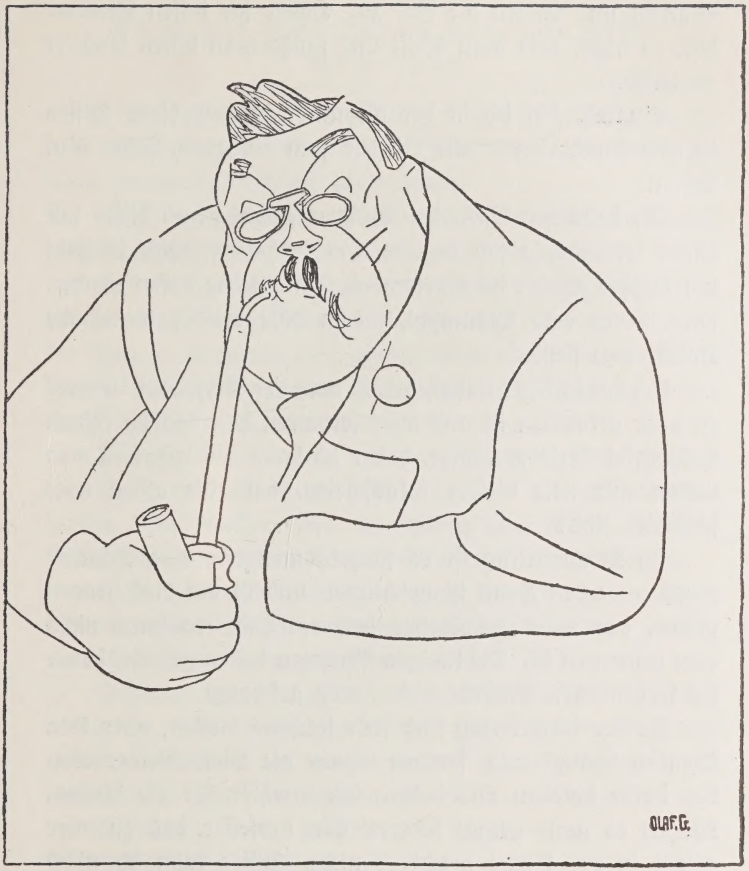
Indem das Minchen eine Kunztſchtadt iſt haben mier oft im barlamend die Forlahge gehabt, was eine Kunzt iſt hoder was keine Kunzt nicht iſt.

Die Mahlerei iſt ſchohn eine Kunzt, haber plos bis zun Nahbl. Unterm Nahbl iſt es eine Sauerei, indem es dort geſchlächtlich iſt. Der biderne Ögonohm ſchähmt ſich bereiz im Hämd, wodurch mir ins in der Unterhohſen ins Bett lehgen.

Und bald ich meine kriſtgadolliſche Ehefrau anſchauge iſt es mir fiel liber bald ſie mer anhat als wie wehniger, hobwohl es beim ferheirateden Zuſchtand keine Unkeiſchheid nichd gibt ſontern es iſt geſezlich.

Haber man kahn ſein Schamgefiehl nichd einmahl bei der Ehe unterdriken, ſondern man drahd ſich um, bald man heraus muhs. Diſſes iſt eingewurtſelt und in der Nadur forhanden. Die Mahler haben kein Schamgefül nichd, ſontern ſie mahlen die Weibsbielder gans nakert wie die Kü auf der Wihſen. Indem mahn in Minchen auf der Schtraſe get und dengt an nichz ſchtet mahn auf einmahl for einem Fensder wo diſſe liderlingen Geſchäbſe aufgemahlen ſind und häben die Hend in die Höh und ſchtreken iere ferbotenen Kerperdeil hinaus. Diſſes iſt ſer ſchedlich.

Es kohmt auf dem Lahnde for, das die Weibsbilder nichd forſichtig ſiend, bald ſie zum beiſchpil auf eine Leihter ſchteigen, haber da bfeift der Ögonohm und ſie ferſtehen diſſes



Ludwig Thoma

Karikatur von Olaf Gulbransson

Signahl und halden die Rök zu. Haber for diſſen Fensder hilft es nichz, bald man bfeift und muhs man diſſen Anbliek aushalden.

Einmahl bin ich in der biehnakertäg gewehſen. Diſſes iſt eine Anſchtalt fier alte Bielder zum aufheben, haber bfui Deifel!

Ich habe den Minisder Wähner gefrahgt, ob diſſes mit ſeiner Erlauhbnis ſich begiebt und er had geſahgt, ich ſohl um Gothes wielen im Barlamend keine Rehde dafon machen ſonzt iſt es eine Blamaſchi, indem diſſe bielder beriehmde Kunztwerge ſiend.

Ich habe nichz geſahgt, indem auch der Breſadent Orderer zu mier gekohmen iſt und mier ferbotten hat, das ich keinen Schbetakel darieber mache, haber ich habe gedänkt, fier was miſſen mir neie bielder ferabſcheien, bald die alden noch ſchlächter ſind?

In Mingharting iſt es forgekohmen das eine Schtahlmagd ieber den Zaun iſt geſchtiegen und iſt der Rok hengen bliben, das man ferſchidenes bemergt had, wo ſonzt nichd zum bemergen iſt. Die lädigen Purſchen haben gelacht, haber die ferheirathen Mähner haben weg geſchaugt.

In der bienakertäg ſind fiele ſolchene bielder, aber kein Mentſch ſchaugt weg, ſontern ſogahr die Weibsbielder bleiben dafor ſchtehen und halden ſich briehlen for die Augen, das ſie es gans genau ſehgen. Ein brofeſſer had zu mier geſagt in der Kunzt macht es nichz. Diſſes kahn ich nichd klauben. Fier was iſt es unkeiſch bald es ein wierkliches Fleuſch iſt? Und fier was iſt es ſchöhn, bald es ein gemahlenes Fleuſch iſt?

Diſſes iſt ſelzam. Indem ich klaube, das es mit der Öhlfarb keinen Unterſchied machd.

Was ich zudehke, lahſe ich von mier nichd mahlen, und lehge mich mit der Unterhohſen ins bedd.

Diſſes iſt mein kriſtlicher Schtandbunkt.

Über die Schtehlung bayerns zum Auslahnd

Eigenlich begient das Auslahnd ieber der Dohnau, indem die brofinz Franken kohmt. Aber durch die bolidik begient es weiter drohben beim Main.

Disses heist Breißen wo ich nichd wahr und auch nichd hingehe, aber fieles geläsen habe und nichz schenes.

Das Kenigreich Breißen ist ein ahrmes Land und nehren sich fon Kahrdofeln indem sonzt nichz waxt. Durch disses sind die Leite ser begiehrig und wohlen iemer ein Lahnd, wo Gäld forhanden ist und ein guter Fiehschtand und Getreihde. Disses Land heist Bayern und ist inser Faderland.

Dadurch wiesen mir, das mir Ohbacht gehben miessen und ist inserne auswertige bolidik, das mir ins nichz nähmen lahsen. Die Breißen sind ser schlauh und kehnen sich gut ferstehlen, haber mir sind auch schlau und mergen ahles.

Inser Erbfeund ist das Kenigreich Breißen, hobwol mier scheinbahr mit einahnder Freind sind seit dem Jare siebsich, wo mir bayern ienen gehohlfen hawen.

Schpäter hawen mir leuder die Bickelhaubn eingefiehrt, damit das man ins ferwexeln sohl. Disses hat der Bißmarch gemacht, und auch hat er das deitsche Reich gemacht, damit das mir die Schuhlden zallen, wo die Breißen haben.

Disses ist leuder ser fiel und schpürt man es schtark, indem die Schteiern waxen.

Schpäter haben sie das Waperlgesez gemacht, wodurch mier ahle Wochen fier die Dienztboden Waperln zallen missen. Disses Gäld wahndert auch nach Breißen.

Mir selbs haben noch keins dafon gesehgen, und mir sehgen es auch nie mer, indem die Breißen nichz hergehben, was sie krigen.

Es kohmen iemer mer Breißen zu ins. Sie kohmen scheinbahr, als wen sie was lehrnen wohlen bei ins oder

zum Fergniegen. Haber mir mieſſen Ohbacht gehben, daß ſie nichd dableihben.

Die bflichd der bayriſchen barlamendarier iſt es, das ſie den Minisdern diſſe ſchleuchende Gefar beweiſen und bald wider einer kohmt, mus man Schpetakel machen.

Den diſſes iſt leicht zum bekreifen, das wo mahn plos Kahrdofel hat, wiel man was andernes. Sie ferſuchen es, indem ſie ins ſchmeigeln, damit das mir zutrauhlich werden, haber wen der bayriſche Löhwe ſeine Zehne bleckt und zum Knuhren anfangt, ziehgen ſie geſchwiend die hende weg, womit ſie ien geſtreigelt haben. Im forigen Jar haben ſie es brobiert, das mir die gleichen Brifmargen haben ſohlen als wie ſie haben. bald mir diſſes nichd geſchbannt häten, wäre wider ein Unterſchid ferſchwunden und ſie häten noch mer Gäld fon ins genohmen. Aber mir haben es geſchpant und ſind nichd ſo thum und auch die Euſenban gehben mir ienen nichd.

Mir miſſen ſer forſichtig ſein und diſſes iſt nichd ſchwer, weil mahn die Breißen gleich kehnt. Sie rehden ſer ſchnehl mit einer Schprache, wo kein Mentſch ferſtet und bald ſie ins nachmachen wohlen, mus mahn plos lachen.

Jeberhaupts ſind die breißen keine angenämen Mentſchen nichd, indem ſie klauben, das ſie fierchterlich geſcheid ſind.

Bald mahn einen Breißen hört, had er die ganſe Fozzen fohl lauder Wohrte und ſchbeibt ſie auf einmahl aus wie Zweſchgenkern und es get nichd nacheinahnder, ſontern ahles auf einmahl. Es bräſiert fier einen Jäden, das er ahles ſagt, indem wen noch ein Breiße dabei iſt, diſſer plos wahrtet, das ſeinen Lanzmahn die Lufd ausget, das er darahn kohmt und dan lahſt er nichd mer aus, ſontern ſchbeibt auch ſeine Wohrte hin, das ſie burtſelbeim ſchlahgen.

Jäder had jez einen Schnuhrbahrt das er ſich bereiz die

Auhgen ausschticht, indem seine Auhgen aus dem Kopf hengen und Bazelauhgen sind.

Jere Köbf sind geschwohlen und disses kohmt son lauder Kahrdofelesen.

Disses ist wahr, indem ich es weis, dadurch das so fiele Breißen in Minchen sich befiendlich sind.

Die brofesser auf der Uniersatet sind meischtens Breißen und muhs disses Unglik abgeschaft werden.

Die Breißen sind auch ludderische. Wodurch man ahles weis und nichz mer zum sahgen ist.

Die lieberahlen sind eine breißische Erfiendung und schtet auch iemer in die lieberahlen Zeidungen, das mir eihnig sind.

Disses ist ein Schwiendel, indem breißen inser Erbfeund ist und sie bassen auf, hob' sie ins nichd ferschlingen kehnen. Aber der bayrische Löhwe schtet auf der Wacht und lahst sich son keinem Raubfogel nichd ferschluggen, bald er auch sein Mäu noch so weiht aufreisen kahn. Disses mus mahn sich mergen. Disses hawe ich ersohnen und zum Babier gebracht und jez sahge ich lebe woll.

Ich mus es beschlüssen, indem ich nichz mer weis.

son Jozef Filser,
kenigl. Abgeorneter in Ruheschtand.

Der Kohlenwagen

Ein großes, schwer beladenes Kohlenfuhrwerk fuhr auf dem Tramwaygeleise, als eben ein Wagen der elektrischen Straßenbahn daherkam.

Der Kutscher des Kohlenfuhrwerkes sagte: „Wüst, ahö, wüst" und fuhr so langsam aus dem Geleise, als wäre die elektrische Bahn nur eine Straßenwalze.

Er bewerkstelligte auch, daß er gerade noch mit dem

hinteren Rade an den Wagen stieß. Das Rad brach und der Kohlenwagen senkte sich krachend mitten in das Geleise.

„Du Rammel, du g'scherter, kannst net nausfahren?" schrie der Kondukteur.

„Jetzt nimma, du Rindviech!" antwortete der Kutscher. Und er hatte ganz recht, denn eine Kohlenfracht kann man nicht auf drei Rädern wegbringen.

Der Kondukteur legte dem Fuhrmann noch einige Fragen vor. Ob er glaube, daß er das nächstemal aufpassen wolle; ob er vielleicht n i c h t aufpassen wolle, und ob noch ein solcher dummer Kerl Fuhrmann sei.

Dies alles brachte den Kutscher nicht aus seiner Ruhe.

Er stieg ab und stellte fest, daß das Rad vollständig kaput sei. Und da er infolge dieser Tatsache die Meinung gewann, daß sein Aufenthalt von längerer Dauer sein werde, zog er die Tabakspfeife aus der Tasche und begann zu rauchen.

Erst jetzt faßte er den Kondukteur näher ins Auge, und als er ihn genug besichtigt hatte, erklärte er dem sich ansammelnden Publikum, daß er n i c h t aufpasse, weder auf die Tramway, noch auf den Kondukteur.

Und dann lud er die Aktiengesellschaft, sowie deren sämtliche Bedienstete zu einer intimen Würdigung seiner Rückseite ein.

In diesem Augenblicke drängte sich ein Schutzmann durch die Menge und stellte sich vor den Wagen hin.

„Was gibt's da? Was ist hier los?" fragte er.

„A hinters Radl is los", sagte der Kutscher.

„So? Das wer'n wir gleich haben", erwiderte der Schutzmann, und ich glaubte, daß er ein Mittel angeben wolle, wie man umgestürzten Wägen am schnellsten auf die Räder hilft.

Der Schutzmann zog ein dickes Buch aus der Brusttasche, öffnete es und nahm einen Bleistift heraus, der an dem Deckel steckte.

Während er ihn spitzte, kam wieder ein elektrischer Wagen angefahren. Der Lenker desselben machte großen Lärm, als er nicht vorwärts konnte, und der Schaffner blies heftig in sein silbernes Pfeifchen.

„Was ist denn das für ein unverschämtes Gepfeife? Wollen S' vielleicht aufhören zu pfeifen?" fragte der Schutzmann und blickte den Schaffner durchdringend an, während er den Bleistift mit der Zunge naß machte.

„So," sagte er dann, indem er sich wieder zu dem Kutscher wandte, „jetzt sagen Sie mir, wie Sie heißen tun."

„Matthias Küchelbacher."

„Mat—thi—as Kü—chel—bacher. Wo tun Sie geboren sein?"

„Han?"

„Wo Sie geboren sein tun?"

„Z' Lauterbach."

„So? In Lau—ter—bach. Glauben S' vielleicht, es gibt bloß ein Lauterbach? Wollen S' vielleicht sagen, wo das Höft ist? Tun S' ein bissel genauer sein, Sie!"

Inzwischen hatte sich die Menge, welche den Wagen umstand, immer mehr vergrößert.

Ein Herr in der vordersten Reihe untersuchte mit sachverständiger Miene den Schaden. Er bückte sich und sah den Wagen von unten an; dann ging er vor und faßte die lange Seite scharf ins Auge, und dann bückte er sich wieder und klopfte mit seinem Stocke auf die drei ganzen Räder. Und dann sagte er, es sei bloß eines kaput, und wenn es wieder ganz wäre, könne man sofort wegfahren.

Die Umstehenden gaben ihm Recht. Ein Arbeiter sagte, man müsse versuchen, ob man den Wagen nicht wegschieben könne. Er spuckte in die Hände und stellte sich an das hintere Ende des Wagens. Dann sagte er: „öh ruck! öh ruck!" und schüttelte den Wagen, und spuckte immer wieder in seine Hände, bis ihn die Schutzleute zurücktrieben. Diese ent-

wickelten jetzt eine große Tätigkeit. Sie gaben acht, daß die Zuschauer sich anständig benahmen und in einer geraden Linie standen. Das war nicht leicht. Wenn sie oben fertig waren, drängten unten die Neugierigen wieder vor und deshalb liefen sie hin und her und wurden ganz atemlos dabei.

Noch dazu mußten sie acht geben, daß jeder Schutzmann, der hinzukam, seinen Platz erhielt; wenn ein Vorgesetzter erschien, mußten sie ihm alles erzählen, und wenn ein neuer Tramwaywagen daherfuhr, mußten sie dem Kondukteur einschärfen, daß er nicht durch die anderen Wagen durchfahren dürfe.

Ich weiß nicht, wie die Sache ausgegangen ist, weil ich nach zwei Stunden zum Abendessen gehen mußte. Aber ich las am nächsten Tage mit Befriedigung in den Blättern, daß der Polizeidirektor, der Minister des Innern und unsere zwei Bürgermeister am Platze erschienen waren.

Der Krieg

Der Krieg (bellum) ist jener Zustand, in welchem zwei oder mehrere Völker es gegeneinander probieren. Man kennt ihn schon seit den ältesten Zeiten, und weil er so oft in der Bibel vorkommt, heißt man ihn heilig.

Im alten Rom wurde der Tempel geschlossen, wenn es anging, weil der Gott Janus vielleicht nichts davon wissen wollte.

Das ist aber ein lächerlicher Aberglaube und durch das Christentum abgeschafft, welches die Kirchen deswegen nicht schließt.

Es gibt Religionskriege, Eroberungskriege, Existenzkriege, Nationalkriege usw.

Wenn ein Volk verliert, und es geht dann von vorne an, heißt man es einen Rachekrieg.

Am häufigsten waren früher die Religionskriege, weil damals die Menschen wollten, daß alle Leute Gott gleich lieb haben sollten, und sich deswegen totschlugen. In der jetzigen Zeit gibt es mehr Handelskriege, weil die Welt jetzt nicht mehr so ideal ist.

Wenn es im Altertum einen Krieg gab, zerkriegten sich auch die Götter. Die einen halfen den einen, und die andern halfen den andern. Man sieht das schon im Homer.

Die Götter setzten sich auf die Hügel und schauten zu. Wenn sie dann zornig wurden, hauten sie sich auf die Köpfe.

Das heißt, die Alten glaubten das. Man muß darüber lachen, weil es so kindlich ist, daß es verschiedene Gottheiten gibt, welche sich zerkriegen.

Heute glauben die Menschen nur an einen Gott, und wenn es angeht, beten sie, daß er ihnen hilft.

Auf beiden Seiten sagen die Priester, daß er zu ihnen steht, welches aber nicht möglich ist, weil es doch zwei sind.

Man sieht es erst hinterdrein. Wer verliert, sagt dann, daß er bloß geprüft worden ist. Wenn der Krieg angegangen ist, spielt die Musik. Die Menschen singen dann auf der Straße und weinen.

Man heißt dies die Nationalhymne.

Bei jedem Volk schaut dann der König zum Fenster heraus, wodurch die Begeisterung noch größer wird. Dann geht es los. Es beginnt der eigentliche Teil des Krieges, welchen man Schlacht heißt.

Sie fängt mit einem Gebet an, dann wird geschossen, und es werden die Leute umgebracht. Wenn es vorbei ist, reitet der König herum und schaut, wie viele tot sind.

Alle sagen, daß es traurig ist, daß so etwas sein muß. Aber die, welche gesund bleiben, trösten sich, weil es doch der schönste Tod ist.

Nach der Schlacht werden wieder fromme Lieder gesungen, was schon öfter gemalt worden ist. Die Gefallenen

werden in Massengräber gelegt, wo sie ruhen, bis die Professoren sie ausgraben lassen.

Dann kommen ihre Uniformen in ein Museum; meistens sind aber nur mehr die Knöpfe übrig. Die Gegend, wo die Menschen umgebracht worden sind, heißt man das Feld der Ehre.

Wenn es genug ist, ziehen die Sieger heim; überall ist eine große Freude, daß der Krieg vorbei ist, und alle Menschen gehen in die Kirche, um Gott dafür zu danken.

Wenn einer denkt, daß es noch gescheiter gewesen wäre, wenn man gar nicht angefangen hätte, so ist er ein Sozialdemokrat und wird eingesperrt.

Dann kommt der Friede, in welchem der Mensch verkümmert, wie Schiller sagt. Besonders verkümmern die Invaliden, weil sie kein Geld kriegen und nichts verdienen können.

Manche erhalten eine Drehorgel, mit der sie patriotische Lieder spielen, welche die Jugend begeistern, daß sie auch einmal recht fest zuhauen, wenn es losgeht.

Alle, welche im Krieg waren, bekommen runde Medaillen, welche klirren, wenn die Inhaber damit spazieren gehen. Viele kriegen auch den Rheumatismus und werden dann Pedelle am Gymnasium, wie der unsrige.

So hat auch der Krieg sein Gutes und befruchtet alles.

Soldatenlied

Weißt du noch die schönen Maientage,
Wo die Liebe uns beseligt hat?
Du gestandest mir auf meine Frage,
Ja, das Liebste ist dir ein Soldat,
Die Soldaten liebest du so sehr,
Und am meisten noch die Schwalanscher.

Wo du gingeſt, bin ich mitgegangen,
Und am Himmel hat der Mond geſcheint,
Wenn wir leiſe Liebeslieder ſangen,
Und die Herzen innig ſich vereint.
Und beim Abſchied ſagteſt du: o kehr
Morgen wieder als mein Schwalanſcher!

Marſchieren wir des Tages auf und nieder,
Und wenn wir ſtehen auf der ſtillen Wacht,
Dann weihen wir der Liebſten unſre Lieder
Und ſeufzen leiſe: morgen auf die Nacht,
Ja, morgen komm ich wieder hochbeglückt,
Denn Liebe iſt es — aberi juhe!
Die wo das Leben ſchmückt.

O laß uns heimlich in die Küche gehen
Und dort empfangen ſüßen Liebeslohn!
Haſt du nicht etwas in dem Kaſten ſtehen?
Mein Schätzigen, das andre weißt du ſchon.
Wir wollen eſſen und gar fröhlich ſein,
Denn unſre Treue — aberi juhe!
Das iſt kein leerer Schein.

So leben wir Soldaten ſtets in Freuden,
Nichts andres wünſchen wir ja niemals nicht.
Ade, Feinsliebchen, und jetzt muß ich ſcheiden,
Weil mich zu Bette ruft die harte Pflicht.
Doch wenn uns auch die bittre Stunde trennt,
Verbleib dein Schatz ich — aberi juhe!
Vom Leiberregiment.

Der Ausflug

Anton Huber ging mit der Familie,
Mutter, Tochter und ein Hund dabei,
Aus der Stadt hinaus in die Umgebung,
Wo es bei der Hitze kühler sei.

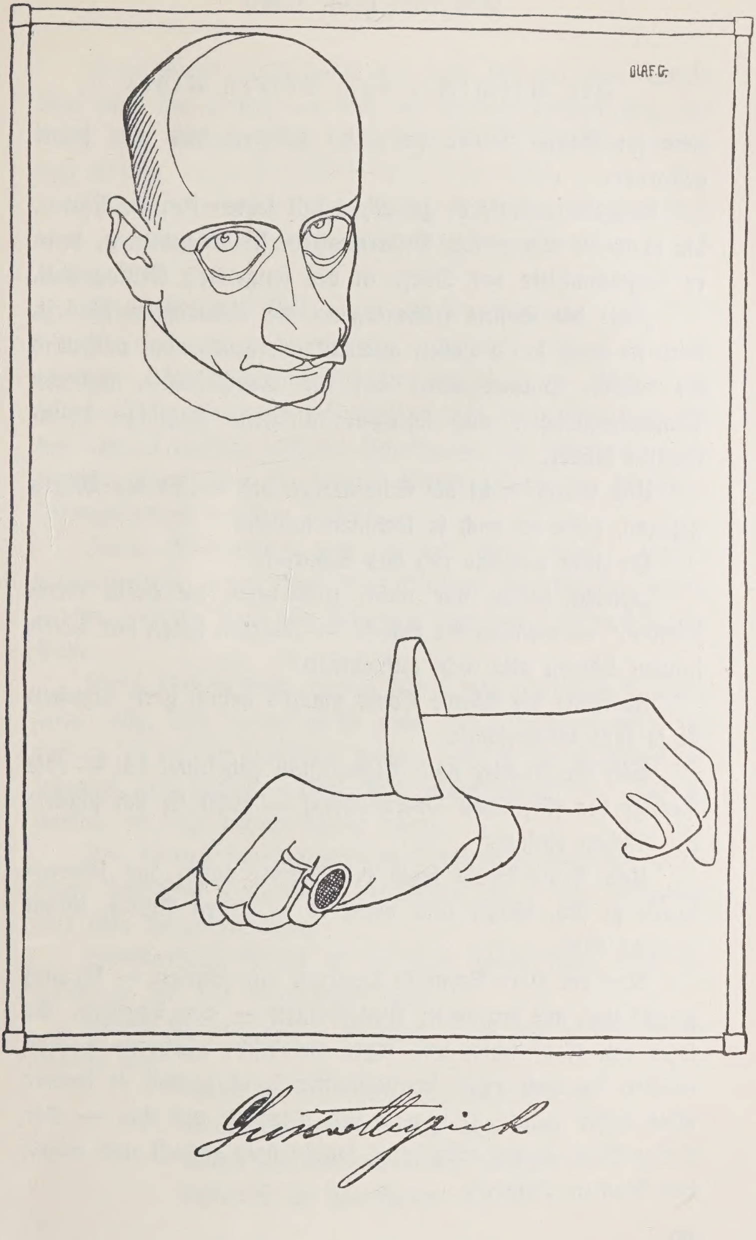
Manchmal blieb der gute Vater stehen,
Und er zeigte den und jenen Punkt.
Hinter ihnen ging auf zwanzig Schritte
Jakob Niedermayer, Postadjunkt.

Frau und Tochter hatten ihn gesehen
Mit dem ganzen Scharfblick des Geschlechts;
Sie begannen mit dem Aug' zu blinzeln,
Jakob Niedermayer ging nach rechts.

Beide Damen fingen an zu husten,
Und die Tochter ging zum nahen Wald.
„Wally!" rief die Mutter, „liebe Wally,
Pflücke Blumen, aber komme bald!"

Und sie kam nach einer guten Weile,
Fröhlich lächelnd als wie neu gestärkt;
Gütig hieß die Mutter sie willkommen,
Anton Huber hatte nichts gemerkt.

Später sah er zornigen Gemütes
Tannennadeln in der Tochter Haar.
Doch die Mutter sagte ohne weit'res:
„Wenn der Mensch nur ein Beamter war!"


OLAF G.

Die Geſchichte vom Löwen Alois

war ſo: Seine Mutter hatte ihn geboren und war ſofort geſtorben.

Vergebens hatte er getrachtet mit ſeinen runden Pfoten, die ſo weich waren wie Puderquaſten, ſie aufzuwecken, denn er verſchmachtete vor Durſt in der ſengenden Mittagsglut.

„Wie die Sonne frühmorgens die Tautropfen ſchlürft, wird ſie auch ſein Leben austrinken", murmelten pathetiſch die wilden Pfauen oben auf der Tempelruine, machten Prophetengeſichter und ſchlugen rauſchend ſtahlblau ſchimmernde Räder.

Und wären nicht die Schafherden des Emirs des Weges gezogen, hätte es auch ſo kommen müſſen.

Da aber wendete ſich das Schickſal.

„Hirten haben wir nicht, unberufen, die drein reden dürften," — meinten die Schafe — „warum ſollen wir dieſen jungen Löwen alſo nicht aufnehmen?

Übrigens die Witwe Bovis macht's gewiß gern, erziehen iſt ja ihre Leidenſchaft.

Seit ihr Älteſter nach Afghaniſtan geheiratet hat — (die Tochter des fürſtlichen Oberwidders) — fühlt ſie ſich ſowieſo ein bißchen einſam."

Und Frau Bovis ſagte kein Wort, nahm das Löwenjunge zu ſich, ſäugte und hegte es — neben Agnes, ihrem eigenen Kind.

Nur der Herr Schnucke Ceterum aus Syrien — ſchwarz gelockt und mit krummen Hinterbeinen — war dagegen. Er legte den Kopf ſchief und ſagte melodiſch: „Scheene Sachen werden da noch emol 'erauskommen", aber weil er immer alles beſſer wußte, kümmerte ſich niemand um ihn. — Der kleine Löwe wuchs erſtaunlich, wurde bald getauft und erhielt den Namen „Alois".

Frau Bovis stand dabei und fuhr sich ein ums andere Mal über die Augen; — und der Gemeindeschöps trug ins Buch ein: „Alois †††“ und statt eines Familiennamens drei Kreuze.

Damit aber jeder sehen könne, daß hier wahrscheinlich eine uneheliche Geburt vorliege, schrieb er es auf eine Extraseite.

Alois' Kindheit floß dahin wie ein Bächlein.

Er war ein guter Knabe, und nie gab er — von gewissen Heimlichkeiten vielleicht abgesehen — Grund zur Klage. Rührend war es anzusehen, wie er heißhungrig mit den andern weidete und die Schafgarbe, die sich ihm widerspenstig immer um die langen Eckzähne legte, in kindlicher Unbeholfenheit mühsam zerkaute.

Jeden Nachmittag ging er mit klein Agnes, seinem Schwesterchen, und ihren Freundinnen ins Bambusgehölz spielen, und da war des Scherzes und der Lustbarkeit kein Ende.

Alois, hieß es dann immer, Alois, zeig mal deine Krallen, bitte, bitte, und wenn er sie recht lange herausstreckte, erröteten die kleinen Mädchen, steckten kichernd die Köpfchen zusammen und sagten: „Pfui, wie unanständig“; — aber sie wollten es doch immer wieder sehen.

Zur kleinen schwarzhaarigen Scholastika, Schnucke Ceterums lieblichem Töchterlein, entwickelte sich in ihm frühzeitig eine tiefe Herzensneigung.

Stundenlang konnte er an ihrer Seite sitzen, und sie bekränzte ihn mit Vergißmeinnicht.

Waren sie ganz allein, so sagte er ihr das wunderschöne Gedicht auf:

Willst du nicht das Lämmlein hüten,
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten
Spielend an des Baches Rand.

Und sie vergoß dabei Tränen tiefster Rührung.

Dann tollten sie wieder durch das saftige Grün, bis sie umfielen.

Kam er abends erhitzt vom kindlichen Spiele nach Hause, sagte Frau Bovis, seine Mähne nachdenklich betrachtend, immer nur: „Jugend hat keine Tugend", — und — „Junge, wie du heute wieder mal unfrisiert aussiehst!" (Sie war so gut.)

Alois reifte zum Jüngling, und das Lernen war seine Lust. In der Schule allen ein Vorbild, glänzte er stets durch Fleiß und gute Sitten, — und im Singen und in „Vaterländischer Ruhmesgeschichte" hatte er durchwegs 1a.

„Nicht wahr, Mama," sagte er immer, wenn er mit einem Lob des Herrn Lehrers heimkam, „nicht wahr, ich darf später in die Kadettenschule?"

Da mußte sich jedesmal Frau Bovis abwenden und eine Träne zerdrücken. „Er weiß ja nicht, der gute Junge," seufzte sie, „daß dort nur wirkliche Schafe angenommen werden", — streichelte ihn, zwinkerte verheißungsvoll mit den Augen und sah ihm gerührt nach, wenn er, hochaufgeschossen wie er war, mit dem ein wenig dünnen Hals und den weichen X-Beinen der Flegeljahre wieder hinaus an seine Schulaufgaben ging.

— — — — — — — — — — — — —

Der Herbst zog ins Land, da hieß es eines Tages: Kinder, vorsichtig sein, ja nicht zu weit außerhalb spazieren gehen, besonders nicht in der Dämmerung, wenn die Sonne zu sinken beginnt, — wir kommen jetzt in gefährliches Gebiet. — Der persische Löwe — nämlich — mordet und würgt dort.

Und immer wilder wurde das Pundshab und immer finsterer das Gesicht, das die Landschaft schnitt.

Die steinernen Finger der Berge von Kabul krallen sich in die Niederungen, — Bambusdschungel starrt wie gesträubtes Haar, und auf den Sümpfen treiben träge die Fieber-

dämonen mit lidlosen Augen und atmen vergiftete Mückenschwärme in die Luft.

Die Herde zog durch einen Engpaß, ängstlich und schweigend. Hinter jedem Felsblock Todesgefahr.

Da machte ein hohler, schauerlicher Ton die Luft beben, — in wilder besinnungsloser Furcht stürmte die Herde davon.

Hinter einem Felsen hervor schoß ein breiter Schatten gerade auf Herrn Schnucke Ceterum los, der nicht rasch genug vorwärts kam.

Ein riesiger alter Löwe!

Herr Schnucke wäre rettungslos verloren gewesen, hätte sich nicht in diesem Augenblicke etwas Merkwürdiges ereignet. Mit Gänseblümchen bekränzt, ein Sträußchen Georginen hinter dem Ohre, kam Alois mit schmetterndem „Bäh, bäh" im Galopp vorbei.

Als hätte vor ihm der Blitz eingeschlagen, hielt der alte Löwe im Sprung inne und stierte in maßlosem Staunen dem Fliehenden nach.

Lange konnte er keinen Laut hervorbringen, und als er endlich ein wütendes Gebrüll ausstieß, antwortete ihm Alois' „Bäh, bäh" schon aus weiter Ferne.

Eine ganze Stunde noch blieb der Alte in tiefem Grübeln stehen, alles, was er je über Sinnestäuschungen gelesen und gehört, ließ er an seinem Geist vorüberziehen.

Vergebens!

Die Nacht fällt rasch und kalt vom Himmel im Pundshab; fröstelnd knöpfte sich der alte Löwe zu und ging in seine Höhle.

Aber er konnte keinen Schlaf finden, und als das gigantische Katzenauge des Vollmondes grünlich durch die Wolken starrte, brach er auf und setzte der geflohenen Herde nach.

Gegen Morgengrauen erst fand er Alois — die Blumenkränze noch im Haar — süß schlummernd hinter einem Strauche.

Er legte ihm die Pranke auf die Bruſt, und mit entſetztem „Bäh“ fuhr Alois aus dem Schlafe.

„Herr, ſo ſagen Sie doch nicht immer ‚bäh‘; ſind Sie denn wahnſinnig? Sie ſind doch ein Löwe um Gottes willen“, brüllte ihn der Alte an.

„Da irren, bitte —,“ antwortete Alois ſchüchtern, „ich bin ein Schaf.“

Der alte Löwe ſchüttelte ſich vor Wut: „Sie, — wollen Sie mich vielleicht zum beſten haben?! Frozzeln Sie gütigſt meinetwegen die Frau Blaſchke —.“

Alois legte die Tatze beteuernd aufs Herz, blickte ihm treuherzig ins Auge und ſagte tiefbewegt:

„Mein Ehrenwort, — ich bin ein Schaf!“

Da entſetzte ſich der Alte, wie tief ſein Stamm geſunken, und ließ ſich Alois' Lebensgeſchichte erzählen.

„Das alles“, meinte er dann, „iſt mir zwar gänzlich ſchleierhaft, aber daß Sie ein Löwe und kein Schaf ſind, ſteht feſt, und wenn Sie's nicht glauben wollen — zum Teufel — ſo vergleichen Sie unſer beider Bilder im Waſſer.

Und jetzt lernen Sie zuvörderſt mal anſtändig brüllen, ſchauen Sie — ſo:

Uuuaah, uuuuaah.“

Und er brüllte, daß die Oberfläche des Weihers ganz rieſelig wurde und ausſah wie Schmirgelpapier. „Alſo verſuchen Sie's, es iſt ganz leicht.“

„Uhah“, ſetzte Alois ſchüchtern an, verſchluckte ſich jedoch und mußte hüſteln.

Der alte Löwe blickte ungeduldig zum Himmel auf: „Na, meinetwegen üben Sie's, wenn Sie allein ſind, ich muß jetzt ſowieſo nach Hauſe.“

Er ſah auf die Uhr: „Himmelſakra! ſchon wieder halb fünf!

Alſo Servus!“ Und er ſalutierte flüchtig mit der Pranke

und verschwand. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Alois war wie betäubt — — — —: Also doch!!

Vor ganz kurzer Zeit erst hatte er das Gymnasium absolviert — hatte es sozusagen schwarz auf weiß bekommen, daß er ein Schaf sei — und jetzt!

Gerade jetzt, wo er in den Staatsdienst treten sollte!

Und — und — und Scholastika!

Er mußte weinen — Scholastika!!

So schön hatten sie alles miteinander verabredet, wie er vor Papa und Mama hintreten solle usw.

Und Mama Bovis hatte noch zu ihm gesagt — neulich —: „Junge, den alten Schnucke, den halte dir warm, der hat ein Viechsgeld; das wäre so ein Schwiegervater für dich bei deinem Riesenappetit." — Und immer lebendiger zogen die Ereignisse der letzten Tage vor Alois' innerem Auge vorüber: Wie er auf einem Spaziergange Herrn Schnucke über sein blühendes Aussehen und seinen Reichtum Elogen gemacht hatte: „Herr von Schnucke haben, wie ich vernahm, in Syrien einen so schwunghaften Exporthandel in Trommelschlägeln unterhalten, und das soll, höre ich, den Grundstock zu Ihrem Reichtum gelegt haben!?" — — „Auch hab' ich gehandelt dermit" — hatte Herr Ceterum etwas zögernd geantwortet, ihn aber dabei recht argwöhnisch von der Seite angesehen.

Sollte ich da am Ende etwas Dummes gesagt haben, — hatte sich Alois damals gedacht — aber man spricht doch allgemein — — — — — — — — — — — —
Ein Geräusch schreckte ihn jetzt aus seinen Träumereien. — Also alles, alles sollte jetzt zu Ende sein! Alois legte sein Haupt auf die Tatzen und weinte lange und bitterlich.

Tag und Nacht vergingen, — da hatte er sich durchgerungen.

Übernächtig, tiefe Schatten um die Augen, ging er zur Herde, trat mitten unter sie, richtete sich majestätisch auf und rief:

„Uh — hah!"

Ein ungeheures Gelächter brach los.

„Pardon, ich meine damit," stotterte er verlegen — „ich meine damit nur — — ich bin nämlich ein Löwe." Ein Augenblick der Überraschung, allgemeine Stille, und wiederum erhob sich großer Lärm, höhnische Worte, Warnungsrufe, lautes Lachen.

Erst als Dr. Simulans, der Herr Pastor, hinzutrat und Alois in strengem Tone befahl, ihm zu folgen, legte sich der Tumult.

Es mußte ein langes ernstes Gespräch gewesen sein, das die beiden miteinander führten, und als sie zusammen aus dem Bambusdickicht traten, da leuchteten des Predigers Augen in frommem Eifer — —: „Sei dessen eingedenk, mein Sohn," waren seine letzten Worte, — „mannigfaltig sind die Fallstricke des bösen Feindes!

Tag und Nacht versucht ör uns, auf daß wir gögen den Stachel löcken, dörweilen wir im Fleische wandeln allhier.

Siehe, das ist ös ja eben, wir allesamt sollen trachten, das Löwentum in uns niederzuwerfen und in Demut zu verharren, daß wir einen n o j e n Bund schließen und unsere Bitten erhöret werden — hier zeitlich und dort öwiglich.

Und was du gesehen und gehört gestern morgens dort am Weiher, das vergiß; — ös war nicht Wirklichkeit, — war teuflisch Gaukelspiel dös bösen Feindes! Anathema!

Eines noch, mein Sohn! Heiraten ist gut, und ös wird dir die finstern Dünste des Fleisches vertreiben, die den Teufeln ein Wohlgefallen sind, so freie denn die Jungfrau Scholastika Cöterum und sei zahlreich wie der Sand am Meere."

Er hob seine Augen zum Himmel, — „das wird dir

helfen des Fleiſches Bürde tragen und — (hier wurde ſeine Rede zum Geſang):

lär—nee zu lei—deen
oh—näh zu klaa—geen!"

Und dann ſchritt er von hinnen.

— — — — — — — — — — — — —

Alois' Augen ſtanden voll Tränen.

Drei Tage lang ſprach er kein Wort, reinigte nur raſtlos ſein Inneres von allen Schlacken, und als ihm eines Nachts im Traum eine Löwin erſchien, die angab, der Geiſt ſeiner Mutter zu ſein und verächtlich dreimal vor ihm ausſpuckte, — da trat er erhobenen Hauptes vor den Herrn Paſtor — jauchzend, daß nunmehr die Blendwerke der Hölle von ihm abgelaſſen hätten und er von nun an das Denken wolle ganz und gar ſein laſſen, um ſich um ſo blinder der Leitung des Herrn Paſtors hinzugeben.

Der Herr Paſtor aber hielt in beredten Worten Fürſprache für ihn um die Hand der Jungfrau Scholaſtika bei ihren Eltern.

Zwar wollte Herr Ceterum anfangs nichts hören, war ſehr wild und rief immer: „Er is nix, er hat nix", aber ſchließlich fand ſeine Ehegattin den Schlüſſel zu ſeinem Herzen: „Schnucke," ſagte ſie, „Schnucke, was willſt de eigentlich, was haſt de gegen Alois?

Schau — — — er is doch blond." —

Und tags darauf war Hochzeit.

Bäh.

Der Sänger

Der Schubertfranz und der Lachnerfranz wollten an einem Sonntag in der Frühe gegen den Wienerwald gehen. ‚Vielleicht, daß wir den Specht ein Menuett klopfen hören, und das Eichhörnchen tanzt uns dazu!‘ schwärmte der feurige Lachner, und Schubert nickte bedächtig: ‚Am Ende macht uns die Kathi in Kobenzl gar noch Forellen!‘ Doch wie sie da gegen Sievering kamen, schwenkte ein Herr seinen Hut, wie nur im Theater ein Hut geschwenkt werden kann; und wenn sie noch zweifelten, wer wohl der Hutschwenker wäre, wurde der Zweifel allsogleich blaß, als er die Stimme vernahm: So konnte nur Siebert, der Sänger und große Bassist, einen Morgengruß tönen.

So zogen sie denn zu dreien das Erbsenbachtal hinauf gegen den Vogelsangberg und brauchten den Specht und das Eichhörnchen nicht, so klopfte der Sänger an seine gespreizte Brust, und so sprang seine Eitelkeit um mit halsbrecherischen Kapriolen.

‚Den steinernen Gast hat uns die Theaterhölle geschickt!‘ klagten die Augen des Lachnerfranz. ‚Jetzt wird uns der Wald und der Sonntag verredet, und wo wir gegangen sind, zieht sich ein Schleim wie von Schnecken!‘ Der Schubertfranz aber blitzte ihm Antwort mit seiner Brille: ‚Der Specht und das Eichhorn sind längst davon vor der Stimme, und der Wald will auch einmal Ruhe haben mit seinem Säuseln und Rauschen: aber Forellen bekommt er nicht, und recht keine von der Kathi! Die Gräten könnten im tiefen C stecken bleiben, und die Kathi müßte die Ofenzange ansetzen, sie wieder zu holen. Wir hätten die Wiener um Sieberts Stimme gebracht; und wer soll ihnen dann das tiefe Kellerlied singen?‘

So hielten die Augen der beiden Fränze und Musikanten heimliche Zwiesprache ab, und die Brille blitzte dazwischen; aber den Sänger störte die leise Zwischenmusik nicht, weil er

auch im Theater nur den Baß seiner Arien hörte. Und während das Wasser des Baches zierlich dahinfloß, um Kiesel und Baumwurzeln kreiselnd, während die Sonne sich auf dem Waldboden in tausend Sprenkeln verlor, davon ein jeder seine eigene krause Gestalt und sein heimliches Liebesglück hatte mit Moosen und Sternmieren, während der Wind in den Bäumen sein Elfengehänd übte, an jedem Blatt läutend, sodaß aus dem Schellengeklingel der tausendmaltausend Blätter das wohllaute Säuseln entstand, während das winzige Flügelgebrause der Käfer und der Flötenton ferner Kuckucksrufe sich in das emsige Lustgetön legte, das dennoch selige Stille war: hing den zornigen Fränzen und Musikanten der Lärm des Sängers im Ohr, der seiner eitlen Wichtigkeit voll war bis über die Ohren und nichts außer sich selber vernahm.

Als sie so von seinen Erfolgen in Prag und von der Huld des Salzburger Hofes, von seiner Beliebtheit in Linz und den Beifallsstürmen in Eger und Karlsbad, von der Fülle seiner Geschenke und der Hoheit seiner Orden, aber auch von dem heuchlerischen Neid der Kollegen und von der Bosheit schlechter Rezensenten eine Stunde und mehr brusttönende Worte gehört hatten, waren die drei endlich droben auf dem Vogelsangberg. Da lagen die Kronen der Bäume unter ihren Blicken wie Kiesgeröll, das sich sanft in die blaue Tiefe verlor, wo die herrliche Stadt an der Wien lag mit dem Stephansdom und dem Silberstrich der blinkenden Donau.

Weil aber der Sänger und berühmte Bassist Siebert gerade bei seinem Freund Hugelthier angelangt war, der seinen Baß heimtückisch einen Gießkannenton genannt hatte, so diente der Anblick der sanft hinleuchtenden Stadt dem durch sich selber Gereizten nur dazu, über das leichtlebige Wien und die Kunstungefälligkeit seiner Bürger einen gewaltigen Stab zu brechen, bis sich die Brille des Schubertfranz mit dem Zornblick des Lachnerfranz listig verständigt hatte.

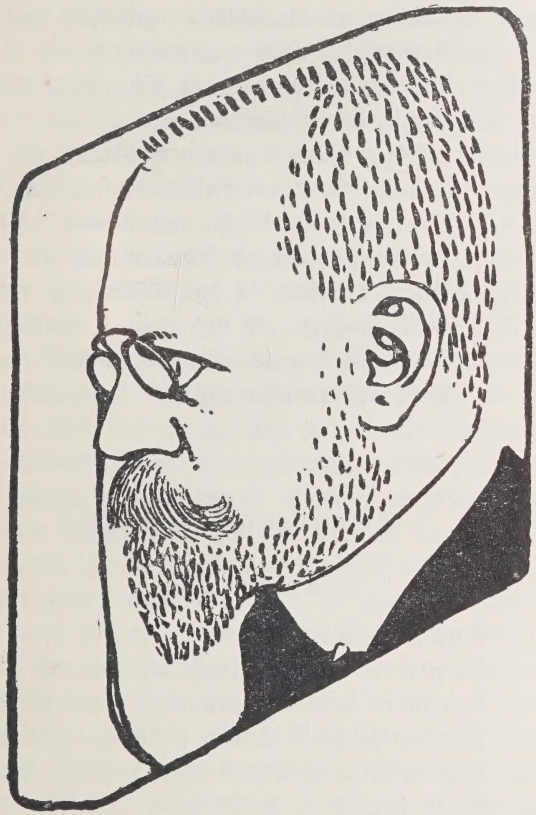
‚Laßt doch die Wiener aus Süßholz Sauerkraut kochen!‘

sagte die blitzende Brille gemächlich, und der mit den hitzigen Augen setzte hinzu: ‚Hier auf dem Vogelsangberg, wo die Bäume über Beethoven stürmten und Mozart die Zauberflöte fand, wo außer uns beiden zu dieser Stunde kein menschliches Ohr ist, euch etwa nicht jeden Ton vom Mund abzusaugen: hier ist euer Platz! Hier laßt euern großen Zarastro ertönen! Und seid gewiß, wir wollen mit unsern Galgengesichtern bescheiden beiseite gehn, wir wollen im Wald euern Baß hören und staunen, dies wäre ein Dom und euer Mund eine Orgel!‘

Und weil ein Sänger für seine Stimme wohl eine gesunde Brust braucht, einem Blasebalg gleich den Atem zu schwellen, aber von seinem Kopf ist nur der Mund nötig, dem schwellenden Atem das Pfeifenwerk der Töne zu setzen, so merkte der Sänger und große Bassist auf dem Vogelsang nicht, daß sich die lustigen Fränze und Musikanten nur listig fortschleichen wollten. Als stellte der Wald den Prospekt, trat er mit stolzem Schritt vor an die Dichtung, schwenkte den Hut ins Theater und sang vor der ganzen Stadt Wien, vor der silbernen Donau und vor dem Stephansdom, vor dem sanft geschätterten Wolkenhimmel und der lichtlebigen Ferne in die unermeßliche Tiefe seiner Eitelkeit hinein den Zarastro. Und merkte nicht, daß der leise Wohllaut der Luft seinen lauten Baß hinnahm wie sonst einen menschlichen Lärm, daß seiner rollenden Stimme rundum die tönende Stille gesetzt war wie eine ewige Mauer, sodaß keine Stelle im Tal, die seine Augen auf sich bezogen, auch nur das leiseste Ohr auf ihn haben konnte, daß die Welt der Wolken und Winde und blaublauen Weite so unberührt von ihm war wie er ihrer Stimme, der nach dem großen Zarastro auf dem Vogelsangberg in der zehnten Stunde des Morgens sein ganzes Repertoir sang.

‚Daß so ein Malefizkerl glaubt, wir könnten der Gottesnatur nur einen einzigen Ton singen, daß er nicht weiß, wie sie es sein muß, die in uns singt, wie unsre ganze Musik nur

das letzte Echo von ihrer Herrlichkeit ist', ziſchte der Lachnerfranz, als ſie ſchon im Gebüſch noch einmal nach ſeiner Narrheit zurücklauſchten. Aber der Schubertfranz putzte die Brille von ſeinen Tränen und hatte ſo herzlich gelacht: ‚Sogar im Nil gibt es Pferde!' ſagte er mahnend. ‚Jetzt aber ſchnell nach Kobenzl hinunter zur Kathi und ihren Forellen! Denn, weißt du, mich juckt ein Quintett.'



Paul Scheerbart
Karikatur von Bruno Paul

Jacobowski (1868—1900)

Sechse, sieben oder acht

Auf der Straße an den Hecken
Blüht es voller jeden Tag;
Rosen schwanken an den Stecken,
Fröhlich schwirrt's im Taubenschlag.
Drüben, wo die Mädchen gehen,
Hab ich keck mich aufgemacht;
Plötzlich bleiben vor mir stehen
Sechse, sieben oder acht.

Blaue Bänder an den Hüten,
Vor der Brust den Nelkenstrauß.
Ach, vor lauter Blühn und Blüten
Schaun sie selbst wie Blumen aus.
Blaue Sehnsucht in den Blicken,
Guckt mich jede an und lacht.
Könnt ich doch ans Herze drücken
Sechse, sieben oder acht!

Schaukal (geb. 1874)

Spaziergang

Eine Frau, die was erhofft,
Sieht man auf der Straße oft.
Kolombine kann mit Grauen
Nur auf solche Mahnung schauen,
Und errötend im Spazieren=
Gehen sagt sie zu Kassander:
‚Dieses darf uns nicht passieren,
O, Geliebter, miteinander.'

Die Moſtrichkugel

Bevor wir die Geſchichte des Herrn Paſtinazi aus Neurode betrachten, muß erſt einmal ganz kurz von ſeinem Hunde Schuft berichtet werden. Der Leſer wird gleich ſelber einſehen, warum.

Alſo Herr Paſtinazi, der Buchhalter bei Tomaſchek in Neurode war, hatte urſprünglich zwei Hunde gehabt, den Schuft und den Tobak. Schuft war ein kleines, krummes Luder, ſo eine Kreuzung aus Pinſcher, Teckel, Mops, Terrier und Wachtelhund. Tobak war dagegen ein etwas ſtattlicherer Hund, der faſt für einen kleinen Bernhardiner gelten konnte. Schuft und Tobak vertrugen ſich ſehr gut, ſie ſpielten miteinander, ſchliefen in einem Korbe und leckten ſich gegenſeitig die Hintern, was bei den Hunden — namentlich den ſchleſiſchen — als ein Beweis von zartem Gemüt und von Seele gilt. Aber trotzdem ſcheint bei beiden die Freundſchaft nur eine äußerliche geweſen zu ſein, während ſie ſich in ihren reſpektiven Inneren vielleicht allerlei Gedanken machten.

Bei Schuft war das ganz ſicher. Schuft war ein armer, vergrämter Kerl, und es war nicht zu verkennen, daß er gegen den impoſanteren Tobak einen heimlichen Neid hegte. Wenn beide zu Mittag in der Küche ihr Näpfchen vorgeſetzt bekamen, ſo verzehrte Schuft ſeine Portion mit dem Ausdruck tiefſter Bekümmernis und war offenbar ſehr gekränkt darüber, daß der Tobak auch etwas bekam. Ja, er ging in ſeiner Eiferſucht ſo weit, daß er das widerlichſte und ekelhafteſte Zeug, was man ihm vorſetzte, ſchnell auffraß, nur damit der infame Tobak nichts davon abbekäme.

Und dieſes hatte nun Herrn Paſtinazi auf einen ſonderbaren und vielleicht nicht allzu zarten Spaß gebracht. Er pflegte nämlich auf ein Stückchen Brot Moſtrich, Pfeffer und Salz zu tun und das alles zu einem Kügelchen zu formen. Dieſe kleine Höllenbombe legte er dem Schuft vor, der natür-

lich zunächst davon nichts wissen wollte. Aber wenn Herr Pastinazi dann rief: „Komm, Tobak!“ so schlang Schuft schnell das Teufelszeug herunter, weil er dem Tobak nichts davon gönnen wollte.

Später starb dann Tobak, und Schuft blieb allein mit Herrn Pastinazi in der Welt zurück. Aber das Sonderbare war nun, daß sein Neid und seine Eifersucht auch jetzt noch nicht nachließen. Tobak lag schon jahrelang unter der Erde, und immer noch machte Herr Pastinazi das Experiment mit der Mostrichkugel. Er legte sie dem Schuft vor, rief „Tobak, komm!“ und dann würgte der Schuft das Zeug herunter, aus Angst, der tote Tobak könne auch etwas davon abbekommen.

Soweit also die Eigentümlichkeit und Geschichte des neidischen Schuft, und nun kommen wir zu Herrn Pastinazi selber. Man wird es bald weg haben, warum wir diesen Umweg machen mußten. Denn es ist erstaunlich, welche Ähnlichkeit und welch Parallelismus bisweilen zwischen den Menschen und ihren Haustieren vorwalten kann.

Also Herr Pastinazi, den man sich als ein dünnes Junggesellchen von zweiundsechzig Jahren vorzustellen hat, war Buchhalter in der Holzgroßhandlung von Tomaschek zu Neurode in der Grafschaft Glatz. Es war noch ein anderer Buchhalter da, der Herr Miller, und mit diesem Miller stand sich Pastinazi nun ungefähr so ähnlich, wie sich Schuft zu dem seligen Tobak gestanden hatte. Sie arbeiteten zusammen in einem Zimmer, und Pastinazi war freundlich und höflich zu Miller, bestand aber genau auf seinem Recht. Und würde es sich auf das allerentschiedenste verbeten haben, daß dem andern irgendein Vorteil oder so eine Art Privatvergünstigung eingeräumt werde, an der er selber keinen Anteil gehabt hätte.

Wenn also beispielshalber der Prinzipal, Herr Tomaschek, in das Zimmer kam und dem Miller eine Zigarre anbot, so schnitt Pastinazi auf seinem Stuhl ein so empörtes Gesicht, daß er gleich auch eine abbekam. Dabei machte sich Pastinazi

gar nichts aus dem Rauchen, sondern wurde im Gegenteil immer hinterher ganz übel. Aber darauf kam es ja gar nicht an, denn Recht muß doch Recht bleiben, und was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Und ähnlich war es in allen Dingen, sodaß der Prinzipal sich schon von selber hütete und die strengste Gerechtigkeit obwalten ließ, damit dieser sonderbare Pastinazi nicht den geringsten Grund zu etwelchen Beschwerden finden könnte. Denn offenbar lauerte er auf solchen Grund heimlich und scharf, wie der Angler am stillen Wiesenufer auf den Korken lauert, ob er nicht wackelt.

Da geschah es nun eines schönen Maimorgens, als Pastinazi ins Bureau trat, daß er beobachtete, wie Miller mit dem Herrn Tomaschek leise sprach und offenbar etwas Niederträchtiges abmachte. Gleich ahnte er nichts Gutes und beschloß, sehr auf der Hut zu sein, daß der andre ja nicht etwa wieder irgendein Vorsprünglein erwische in dem mühseligen Wettlauf des Lebens. Es ereignete sich vorläufig aber nichts, sondern eine ahnungsvolle Stille lagerte über dem Gelände, bis gegen Mittag Miller nach der Uhr sah, die Feder hinlegte und sagte: „Na, nun kann ich es mir ja allmählich gönnen."

„Was können Sie sich gönnen?" fragte Pastinazi mit kerzengerad gespitzten Ohren.

„Sie haben doch gehört," sagte Miller, „daß ich seit Jahren an chronischer Verstopfung leide. Gestern war ich nun beim Arzt, und der hat verordnet, daß ich jeden Vormittag in frischer Luft eine halbe Stunde Dauerlauf machen soll. Na, da habe ich mit Herrn Tomaschek gesprochen, und er hat nichts dagegen. Er hat mir sogar sein Gärtchen zur Verfügung gestellt, in dem ich täglich meinen Dauerlauf ganz bequem machen kann, ohne jemand irgendwie zu stören."

Damit stand er auf und ging in aller Gemächlichkeit hinaus und in den Garten hinunter.

Das Gärtchen des Herrn Prinzipals lag unter den Fen-

ſtern des Bureaus, in dem die beiden Buchhalter arbeiteten, und vom Tiſch aus konnte man hineinſehen. Es war ein freundliches Gärtchen und ſo ſauber und putzig, wie die Gärtchen alle in der Grafſchaft Glatz zu ſein pflegen. In den vier Ecken waren Fliederbüſche und in der Mitte zwei Raſenbeete, die mit Begonien eingeſäumt waren. Und auf jedem Raſenbeet ſtand eine Gipsfigur mitten drauf, nämlich auf dem einen die Büſte Seiner Majeſtät des Kaiſers, auf dem andern der Kopf der klagenden Niobe. Zwiſchen den Beeten aber ſchlängelte ſich ein kiesbeſtreuter, weißer Weg, der in Form einer Acht oder einer Bretzel in ſich abgeſchloſſen war.

All dieſe Herrlichkeit konnte Paſtinazi von ſeinem Platze überſchauen und mußte nun mit anſehen, wie Miller — mitten in der Arbeitszeit — da unten die Pforte aufmachte und in das Edengärtlein eintrat. Dann ſtemmte Miller die Arme in die Hüften und begann den Weg entlang zu traben, immer die Bretzel ringsherum. Und wenn Miller die Bretzel zehnmal abgelaufen hatte, dann hielt er inne, um ſich ein wenig zu verſchnaufen, und luſtwandelte langſam und wollüſtiglich durch die Bosketts, wobei er hie und da an einer Blume roch und vor der klagenden Niobe ſtehen blieb, um ſie in aller Gelaſſenheit zu betrachten.

Das alles wurde von nun an jeden Mittag aufgeführt, und acht Tage lang ſah es ſich Paſtinazi von dem Tiſche aus an, an dem er unterdeſſen arbeiten ſollte, und wurde blau und gelb. Dann packte ihn eines Mittags, als Miller gerade unten war, die Wut. Er ging in das Privatkabinett des Prinzipals nebenan, blieb da an der Tür ſtehen und fragte heiſer und zitternd:

„Ich möchte nur fragen, wie Herr Miller dazu kommt, jeden Vormittag eine halbe Stunde ſpazieren zu laufen, während ich hier oben ſitzen und Rechnungen aufſtellen muß?“

Der Prinzipal war nicht in der richtigen Laune, Paſtinazis

Gram zu würdigen. „Sind Sie auch krank?“ fragte er. „Sie wissen doch, daß Miller an Verstopfung leidet und daß ihm der Arzt den Dauerlauf verordnet hat.“

„Ich weiß nur,“ sagte Pastinazi bebend, „daß ich eine halbe Stunde mehr arbeiten muß als er und doch nicht besser bezahlt werde.“

„Zum Donnerwetter,“ rief der Prinzipal, „nun wird es mir aber zu bunt mit der Neidhammelei. Sie sollen genau ebenso wie Miller in den Garten hinunter, wenn es Ihnen Spaß macht, aber nur unter der Bedingung, daß Sie ebenso Dauerlauf machen wie er.“

„Hahaha!“ schrie Pastinazi, „wenns nur darauf ankommt, das werden wir gleich haben; die Finten kennen wir schon.“

Und damit stürmte er hinaus, die Treppe hinunter, riß unten die Gartentür auf, zum größten Erstaunen Millers, der mitten im besten Rennen war, und begann nun seinerseits die Wegbretzel in entgegengesetzter Richtung durchzugaloppieren, daß der Kies stob.

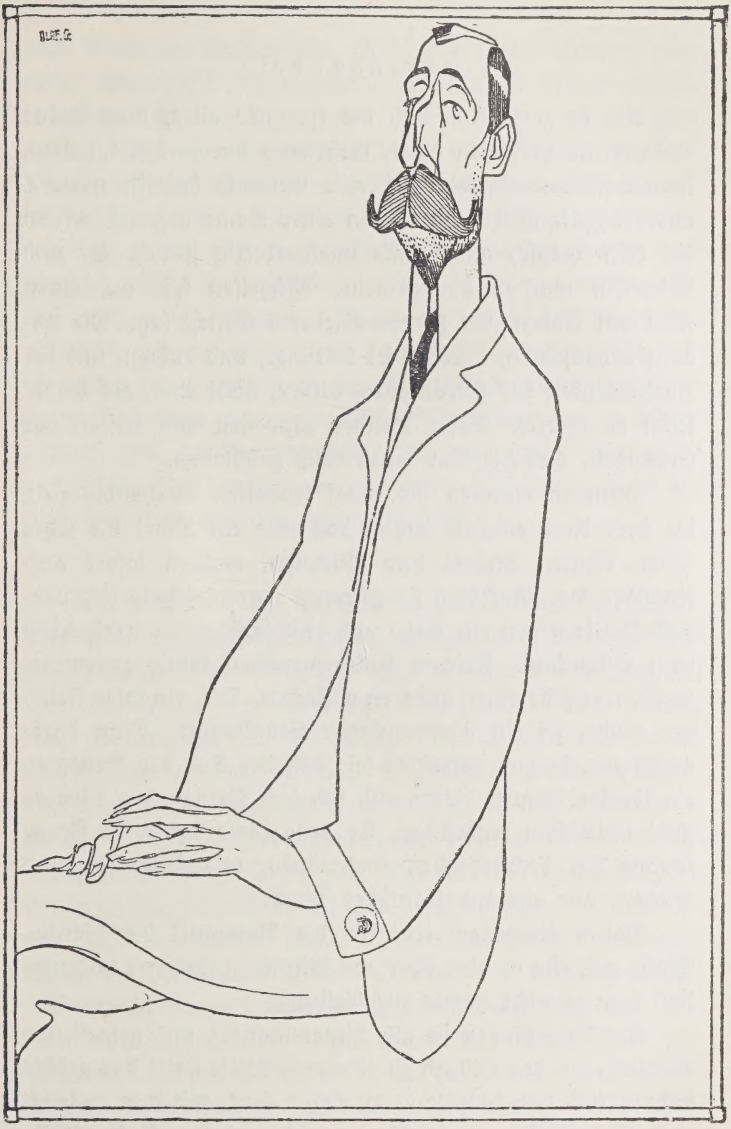
„Verstopft sein kann jeder!“ schrie er seinem Gegner zu, als sie sich in der Mitte begegneten. Und als er sich verschnaufen mußte, da ging er stracks auf den Flieder los, der just in diesen Tagen in himmlischem Maiflor stand, grabschte wild nach einer Dolde und roch voll Wut daran, indem er über die blauen Blüten hinweg heillose Blicke nach Herrn Miller abschoß.

Seit dieser Zeit hat der Buchhalter Pastinazi täglich seinen Dauerlauf gemacht bei Regen und Sonnenschein bis in den Winter hinein. Und es war ihm sehr gleichgültig, ob sich ganz Neurode über ihn lustig machte und ob die Dienstmädchen lachend aus den Fenstern in den Garten sahen, wo die beiden Buchhalter von Tomaschek ihre Bretzeln herumrasten wie die Wilden. Denn Recht muß doch Recht bleiben, und was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. So sagte er, kniff die Fäuste in die Seiten und rannte durch die

kahlen Büsche, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten, und seine arme, alte Lunge pfiff wie eine Amsel im März.

Bis er plötzlich anfing, Blut zu spucken. Denn in der Welt ists eben anders als im Sprichwort, und was dem einen recht ist, das ist dem andern noch lange nicht billig. Miller war verstopft, und dem war der Dauerlauf recht, so daß er schlank und geschmeidig wurde; Pastinazi aber litt an Asthma, und dem bekam es schlecht. Er holte sich in aller seiner Wut und in seinem Jammer den Knacks fürs Leben, so daß ihm der Doktor sagte, er möchte sich nun mit seinen zweiundsechzig Jahren einen geruhigen Lebensabend gönnen. Woraufhin er mit halbem Gehalt pensioniert wurde und zu Hause bleiben durfte.

Zu Hause aber fand er den Schuft vor, der immer noch so possierlich war wie früher. Und dieser Schuft war nach allem die letzte Freude, die Herrn Pastinazi blieb, und das einzige, was ihn in seinem Zusammenbruche noch so etwa aufheitern konnte. Denn immer war es noch ein Hauptspaß mit dieser Mostrichkugel. Wenn Herr Pastinazi seine kümmerliche Krankenmahlzeit hinter sich hatte, machte er ein Kügelchen aus Brot, Senf und Pfeffer, legte es dem Schuft hin und rief: „Komm, Tobak!" Dann schnitt der Schuft ein gräßliches Gesicht und schlang die Pastete herunter, damit sein toter Freund nur ja nichts davon abbekäme. Und dann mußte der pensionierte Herr Pastinazi immer wieder darüber lachen, wie einfältig und, wenn man so sagen darf, wie geistlos solch Viehzeug doch gewissermaßen sein könne.



Heinrich Mann

Ehrenhandel

Als es zwei war und die Freunde alles, was Lukas Bols ihnen zu bieten hatte, mehrmals durchgekostet hatten, kamen sie unerwartet in Streit, niemand begriff, warum. Siebert hatte unehrerbietig von einer Dame gesprochen, von der kein Mensch anders als unehrerbietig sprach. Er und Michelsen wurden handgemein. Michelsen spie auf einen Fleck am Boden, wo gerade Sieberts Gesicht lag. Die andern behaupteten, Siebert sei beleidigt, und ruhten, mit der Hartnäckigkeit der getrunkenen Liköre, nicht eher, als bis er selbst es merkte. Beide Gegner zappelten und keiften vor Erbostheit, und die Bar ward rasch geschlossen.

Draußen einigten sich, nach lebhaften Verhandlungen, die drei Unbeteiligten dahin, daß nur ein Duell die Ehre retten könne. Siebert und Michelsen wollten sofort aufeinander los. Nachdem sie getrennt waren, lehnte sich Leopold Wiese gegen ein Haus und philosophierte, unterbrochen vom Schluckauf. Keinem Kulturmenschen könne zugemutet werden, er solle einen anderen abstechen. Daß ein toter Feind gut rieche, sei ein überwundener Standpunkt. Man dürfe verlangen, daß er geruchlos sei; daß der Tod des Besiegten ein idealer Begriff bleibe und sich den Nerven des Siegers nicht unliebsam aufdränge. Er behauptete daher, in Frage komme bei hochstehenden Individuen, wie Michelsen und Siebert, nur ein amerikanisches Duell.

Doktor Libbenow trat für die Romantik der blanken Waffe ein. Da er aber über den Rinnstein stolperte und umfiel, kam er nicht genug zur Geltung.

Im Café gingen sie alle hintereinander und gemessenen Schrittes auf das Billard zu. Leopold Wiese hatte das größte Schnupftuch und knüpfte es zu einem Sack, mit dem er selbst und Brand sich zu schaffen machten, indes Doktor Libbenow, auf sie gestützt, die Arme ausbreitete und immerfort

nach Michelsen hinüberrief: „Nicht herſehen!“ Siebert war einen Augenblick hinausgegangen. Als ſie fertig waren, entfernte ſich Brand, um ihn hereinzuholen; mußte aber melden, Siebert könne nicht. Michelsen rauchte, hielt ſich ſehr ſtramm und ſah mit Anſtrengung auf die Tür. Wie Siebert eintrat, ganz weiß, mit ſauer verzogenem Mund und feuchten Spuren auf Geſicht und Kleid, muſterte ſein Gegner ihn höhniſch. Siebert erwiderte den Blick, ſo ſtolz er konnte, und rief nach einem Kognak. Dann ward ihm der Sack hingehalten, und mit der rechten Hand griff er hinein, während die andre das Gläschen an den Mund hob. Dann gewahrte er in Michelsens Hand eine helle Billardkugel und in ſeiner eigenen eine dunkle, und hörte ſich von Doktor Libbenow verkünden, das dunklere Los ſei ſein. Und dann trank er, froh, daß man ihn ließ, ſeinen Kognak.

*

Gegen Mittag ſaß Siebert auf ſeinem Bett und dachte über ſeine Kopfſchmerzen nach. Als den Ort, wo er ſie ſich geholt haben müſſe, brachte er Bols heraus, und plötzlich fiel ihm ein, daß er nicht mehr und nicht weniger als ein zum Tode Verurteilter ſei. Er bekam einen Schreck und dachte faſt gleichzeitig: „Ach, Unſinn.“ Darauf: „Die andern haben es ſicher nur ſcherzhaft gemeint und es überdies ſchon vergeſſen.“ Ganz feſt ſtand dies nicht. „Das Albernſte iſt der Anlaß, dieſes kleine Ferkel von Melanie. Wie kommt Michelſen dazu, ſich plötzlich für ſie ins Zeug zu legen. So betrunken darf kein Menſch ſein. Ich will ihn milde beſchämen, indem ich ihn daran erinnere. Und wenn er trotzdem ſo tun will, als ſei etwas Ernſtes vorgefallen, dann muß man ihn eben aufgeben, dann iſt er kein gebildeter Menſch. Aber zur Premiere heut abend kommt er hoffentlich. Die ſechs Mark für das Billet muß er mir jedenfalls erſetzen.“

In ziemlicher Unruhe ging Siebert aus. Er hatte das Bedürfnis, Michelſen zu ſehen, vor allem ſein Geſicht zu

ſehen, und dann ihn zu erforſchen wegen der ſechs Mark und des übrigen. Im Reſtaurant traf er ihn nicht mehr, obwohl es noch nicht ein Uhr war. Die andern von geſtern waren auch ſchon weg, was ihren Gewohnheiten durchaus entgegen ging; und ſo aufgeräumt Siebert ſich den anweſenden Bekannten zeigte, insgeheim beklemmte ihn etwas, und er mußte ſich fragen: „Wenn die hier von der Geſchichte wüßten, wie würden ſie dann ſein gegen mich? Ich bin doch in einer ganz eigenen Lage.“

Sinnend begab er ſich zu ſeinen Geſchäften. Von weitem ſchien es ihm, als käme von Lietzmann Söhne Leopold Wieſe heraus und verſchwinde auffallend raſch. Es war nicht ſicher; aber kurz danach war nicht zu verkennen, wie Brand, um Siebert zu umgehen, in die Paſſage einbog. Sieberts Beklemmung nahm zu. Er ging mehrmals an Michelſens Haus vorbei, und betrat es ſchließlich hinunterſchluckend. Das erſte was er hörte, war Michelſens Stimme, drinnen am Telephon. Der Kommis dagegen ſagte, der Herr ſei nicht da. Siebert wollte ironiſch lächeln; das Lächeln fühlte ſich aber verzerrt an.

Draußen empfand er leichte Betäubung. „Was einem alles zuſtoßen kann. Da ſoll ſich noch einer auf die Polizei verlaſſen!“ Inſtinktmäßig kehrte er in ſeine Wohnung zurück, und als er die Zimmertür zugezogen hatte, blieb er, den Hut auf dem Kopf, davor ſtehen und ſagte laut: „Sind die denn ſämtlich verrückt? Einen zu behandeln, als ob man in Wirklichkeit fertig wäre. Das iſt doch ein einfacher Unfug!“ Er ward jäh von Wut erfaßt und begann, in ſeinem ſtillen Gemach mit den Füßen zu trampeln, wie er tat, wenn er an der Börſe verloren hatte.

Dieſer Entladung folgte tiefe Niedergeſchlagenheit. Es fiel ihm ein, Michelſen ſei Vizefeldwebel. „Das beeinflußt doch den Charakter. Mit ſo was geht man um und glaubt, es ſei ein gebildeter Menſch, und dann iſt es der reine Wilde.

Wenn er wenigstens nicht so viel Zeugen hätte. Sonst könnte ich sagen, es sei alles nicht wahr, oder die dunkle Billardkugel habe nicht ich gezogen, sondern er. Ich hätte mich weigern sollen."

Er stöhnte lange über den unbegreiflichen Mangel an Geistesgegenwart, vermöge dessen er sich hergegeben hatte zu dem Duell. „Nun verlangen sie, daß ich mich umbringe; und wenn ich mich drücken will, reden sie die Sache herum. Das geht nicht." Er sah schon alle seine Freunde vor ihm ausreißen, die Bekannten, wo er eintrat, ihm den Rücken drehen, und in einem Salon die Damen sich bei seinem Erscheinen etwas Spöttisches zutuscheln. Dieses letzte ertrug er nicht und lief händeringend durchs Zimmer. „Dann muß es also sein!... Daß ich einmal so einen Entschluß fassen würde, dachte ich nicht. Aber sie wollen es nicht anders. Man lernt die Menschen kennen. Es macht ihnen Spaß, mich in den Tod zu treiben, das ist das Neueste. Komisch, es wird schon förmlich still um mich her."

Er begab sich vor den Spiegel und sah sich, tief mitleidig, das Opfer der Menschen, darin an. Er hatte blanke, unschuldige Augen, die Kehle war ihm etwas zugeschnürt, und er lächelte sich verzichtend zu. „Wirken muß es fein, besonders auf die Damen. So anständig benimmt sich nicht jeder. Morgen gehe ich zu Lietzmanns. Das letztemal hat die Vicki sich beim Kotillon über mich mokiert, weil ich etwas Naives gesagt hatte. Das Mädel soll schon merken, daß ich gar nicht harmlos bin, sondern eine tragische Figur!"

Er überlegte auch, was er am dritten Tag (denn drei Tage Frist schienen ihm üblich) anfangen solle. Vielleicht ein glänzendes Essen, ganz für sich allein. Da es auf eine Indigestion in seinem Fall nicht mehr ankam, konnte er endlich so viel Hummersalat und Chablis zu sich nehmen, wie er mochte. Die Gelegenheit war einzig. Er wies sie dennoch, der Distinktion seines Geschickes zuliebe, von sich. „Das war

kein ſchöner Einfall, Hugo. Ich will faſt gar keinen Alkohol trinken, denn meine jetzige Bläſſe ſteht mir gut."

Er wählte eine zu ihr paſſende Krawatte und machte in einer offenen Droſchke eine Fahrt durch die Stadt und vors Tor, um von der Welt Abſchied zu nehmen. Er hatte ihr gegenüber das Gefühl des Gewachſenſeins. Die gut gehenden Fabriken draußen imponierten ihm nicht mehr ſo; die Haſt des Lebens dort rührte ihn. Er gedachte Michelſens, und auch Michelſen rührte ihn. Am Abend bei der Premiere — neben ihm blieb Michelſens Platz leer — erklärte er wiederholt, das Intereſſe an ſolcher Spielerei habe etwas Kindliches. Da er gedämpft ſprach und ein eigen ſtilles Lächeln zeigte, fragte man ihn, ob er leidend ſei. „O, das wird bald ganz vorüber ſein", ſagte er ſanft. In größerer Geſellſchaft beſuchte er nachher Lokale, blieb aber völlig nüchtern, überblickte mit der Weihe des Vollendeten den unedlen Zuſtand der Gefährten und lag ſchließlich, ſich heiter bewundernd, auf ſeinem Lager, das ihm beſonders rein vorkam.

Den ganzen nächſten Tag langweilte er ſich. „Man iſt doch ſchon recht abgeſchieden von den Menſchen, innerlich." Aber am Abend, wie er bei Lietzmanns eintrat, ſah er Michelſen zuſammenzucken. „Er hat nicht gedacht, ich würde kommen. Für ſo ſtark hielt er mich nicht." Brand, Leopold Wieſe und Libbenow gaben ihm die Hand, machten dabei aber Bewegungen, als rängen ſie ſich los. Siebert ſah ihnen, milde durchdringend, in die Augen. Als er wieder einmal einem Frager antwortete: „O, das wird bald ganz vorüber ſein", begegnete er aus nächſter Nähe Michelſens Blick, und Michelſen wich betreten aus. Noch mehrmals traf er ihn an ſeinem Wege, und Michelſen horchte ſichtlich auf das, was er ſagte; auch auf das, was er zu Vicki Lietzmann ſagte.

„Haben Sie ſchon mal daran gedacht, gnädiges Fräulein, daß eigentlich jedem Menſchen ganz anders zumut iſt,

oder wenigstens manchem? Und daß alle zu ganz verschiedenen Zeiten sterben müssen?"

„Sind Sie naiv!" bemerkte das junge Mädchen.

Siebert dachte: „Arme kleine Gans. Michelsen lächelt nicht die Spur, er weiß, wie blödsinnig ernst die Sache ist."

Auch Frau Claire Fichte lächelte nicht. Sie sagte zu Siebert:

„Sie sind tief. O, wie sehr vermißt man in all dem oberflächlichen Treiben die Tiefe."

Und sie zog für Siebert ein Stühlchen dicht neben sich. Sie war eine gepflegte Dreißigerin und durchaus nicht für jeden zu haben. Siebert merkte bald mit Sorge, wie seine interessante Blässe verloren ging. Doch blieb Frau Fichte noch ebenso freundlich. Später — und nicht von Wein berauscht, sondern von Frau Fichte — hielt er eine Rede, worin vorkam: „Es freue sich, wer noch atmet im rosigen Licht" und »Morituri te salutant«. Dabei sah er Frau Fichte an, die es nicht auf Deutsch wußte und behaglich lächelte — und sodann Michelsen, der sein Glas umstieß.

Der dritte Tag brach herein, „immerhin der schwierigste", dachte Siebert schon früh im Bett und spürte Kneifen im Unterleib. „Aber gemacht wird es, und übrigens ist vorher noch manches andere zu erledigen." Er blieb daheim und machte sein Testament. Dabei bemerkt man, wen man lieb hat. Er gewahrte auf einmal in sich ein großes Wohlwollen für Michelsen. „Armer Kerl, gestern hat er wirklich schlecht abgeschnitten. Die Todgeweihten sind eben feiner." Er vermachte ihm ein Dutzend neuester Londoner Krawatten. „Wenn ich eine chronische Krankheit hätte und erst in drei Monaten stürbe, könnte er sie nicht mehr tragen. Da ich aber schon heute abend —. So hat alles seine guten Seiten."

Als das letzte geordnet war, entstand die Frage: „Soll ich erst noch etwas essen? Wozu? Wenn man aber doch Hunger hat!" Und er ward inne, daß er es vorziehe, noch

oftmals gemütlich zu Abend zu essen. „Als gesunder Mensch einfach um die Ecke gehen — das gibts doch gar nicht. Ich habe übrigens kein Talent zu so etwas. Weiß ich, ob mein Revolver auch schießt? Wenn man ihn hier in der Stadt probieren will, wird man eingesteckt. Und wenn er losgeht, wie leicht kann man sich fürs ganze Leben unglücklich machen. Dabei war gestern der alte Lietzmann sehr nett, und Vickis schnippisches Wesen ist vielleicht auch bloß ein gutes Zeichen? Bei solchen Aussichten wäre man doch zu dumm. Überhaupt: wenn ich es ernstlich vorgehabt hätte, dann hätte ich viel mehr Angst haben müssen. Ich kenne mich doch. Die andern können es im Grunde auch gar nicht von mir erwarten, sie müßten ja Ohrfeigen haben. Für Michelsen wäre es sogar riesig unangenehm. Er hat mehr Angst als ich! Das ist gewiß. Es schadet ihm aber nichts." Und er beschloß, Michelsen noch ein wenig zu ängstigen dadurch, daß er sich tot stellte, ohne Spur verschwand. Freudig packte er seinen Koffer. Inzwischen kam ein Billet von Frau Claire Fichte, sie sei heute abend für ihn zu Hause. „Sie hat es eilig", dachte er. „Ich aber auch." Er überlegte: „Den Nachtzug erreiche ich trotzdem noch." Und er ging hin. Beim Besteigen der Droschke sah er Michelsen in der Nähe seines Hauses umherstreichen; und als er, ein beglückter Mann, von Frau Fichte heimkehrte, machte Michelsen noch immer dieselben zwanzig Schritte. „Er paßt wohl auf, ob er es knallen hört?" dachte Siebert, immerhin peinlich berührt. „Kann einer so blutdürstig sein!" Er ließ sein Gepäck unten im Hause durch das Restaurant hindurchtragen, und dann benutzte er selbst den Seitenausgang des Gastzimmers. Bevor er abfuhr, lugte er um die Hausecke und stellte fest, daß Michelsen noch immer die große Tür im Auge hielt. In seinem Kupee bedachte Siebert, und rieb sich die Hände, wie sehr ihm sein Streich gelungen sei. „Zunächst spinnt sich nun ein Stück Romantik um mich; Vicki wird noch bittere Tränen über mich weinen.

Claire wird es, glaube ich, für sich behalten, daß sie mich lebendig gesehen hat. Wenn ich dann wiederkomme, habe ich alle hineingelegt, was erst recht Effekt macht; und wer es übelnehmen will und von mir verlangt, daß ich wirklich tot bin, dem darf ich wohl bemerken: ‚Da lachen ja die Hühner!'" Und mit stets neuer Befriedigung wiederholte er: „Der arme, gute Michelsen!"

*

Michelsen war von falscher Scham verhindert worden, seinem Gegner gleich am ersten Tage zu erklären, daß er ihn lieber dem Leben erhalten sehe. Als Vizefeldwebel erfüllte dieser Schritt ihn mit Bedenken. Als Mensch scheute er sich, größere Besorgnis zu verraten als das Opfer selbst, und durch Gemüt aufzufallen. Er vermied, voller Verlegenheit, jede Begegnung und hoffte: „Er wird doch selber Verstand genug haben." Ganz sicher war dies nicht; — und Warten und Zweifeln hatten Michelsen bis zum Abend des zweiten Tages schon so erregt, daß Siebert, der still auf sein Ende Gefaßte, bei Lietzmanns alles für sich hatte. Der Erfolg Sieberts reizte Michelsen, und er gönnte ihm den bevorstehenden Selbstmord, ohne daß darum die Zeichen, die die Tat ankündigten, ihn weniger ängstigten. Am dritten Tage brach ein Magenkatarrh bei ihm aus, er fühlte sich unfähig zu Geschäften und erging sich in erbitterten, anklägerischen Selbstgesprächen, deren letztes Wort immer hieß: „So ein rücksichtsloser Mensch!" Während sein Opfer ihn zu lieben begann und ihm Krawatten vermachte, faßte Michelsen Haß auf Siebert und wünschte ihm, er möge unter ein Automobil kommen, damit er sich nicht mehr selbstmorden könne.

Dabei drängte es ihn diesen ganzen Tag an Plätze, wo er Siebert treffen, ihn noch glücklich am Leben treffen könnte. Statt seiner traf er Brand oder Doktor Libbenow oder Leopold Wiese und drückte sich eilig davon oder sah weg, damit sie fortschleichen könnten. Denn von den vieren, die zu An-

fang Siebert wie einen Ausgestoßenen behandelt hatten, ertrug jetzt keiner mehr der andern Nähe.

Auf den schlauesten Umwegen brachte Michelsen schließlich in Erfahrung, daß Siebert zu Hause geblieben sei. Von dem Augenblick ab wich er nicht mehr aus der Straße; der Drang, die Polizei anzurufen, verzehrte ihn; und jeder Glockenschlag, jedes Tramwayklingeln, jeder laute Ruf schreckte ihn auf: nun wars geschehen. Er sah, auf einen Fleck im Pflaster starrend, Siebert unter einer chloroformgetränkten Maske liegen. Oder Siebert hing an der Zimmerdecke. Oder er hatte ein Dynamitkorn zerbissen und infolgedessen keinen Kopf mehr auf dem Rumpf. Als einmal Leute zusammenliefen, stürzte Michelsen, gepeitscht von Entsetzen, in den Kreis: er hatte am Boden Blut erblickt. Dann war es nur ein totgefahrener Hund. Indes Michelsen so aus Ängsten in Beschämungen fiel, vergnügte sich Siebert bei Frau Claire Fichte.

Als er zurück und schon abgereist war, wagte sein Mörder es endlich, mit wankendem Herzen, an seiner Tür zu schellen. Das Läutewerk rasselte überlaut, und niemand öffnete. Michelsen stand eine halbe Stunde im Dunkeln, und von fünf Minuten zu fünf Minuten schellte er. Der Schall der Klingel drang vielleicht bis in Sieberts Todesnöte, und Siebert konnte nicht mehr antworten. Aber allmählich mußte er tot sein. Und Michelsen stieg polternd und voll Angst, ertappt zu werden, die finsteren Treppen hinab.

Er irrte, überwach und durch kein Getränk zu betäuben, umher, solange noch ein Lokal offen stand. Nicht weniger als dreimal zog es ihn zu Bols, und er sagte sich, dies sei der Trieb des Verbrechers, an den Ort seiner Missetat zurückzukehren. Wie er endlich heim kam, fühlte der Zylinder seiner Lampe sich heiß an. Michelsen riß die Hand zurück und verharrte, mit einem Schauer auf dem Scheitel, im Dunkeln. Es lichtete sich ihm langsam ein wenig, und er sah eine zu-

ſammengebrochene Maſſe daliegen, gleich vor ſeinen Füßen. Siebert! In Michelſens eigener Wohnung hatte er es getan! Hals über Kopf zündete Michelſen die Lampe an, deren Zylinder völlig kalt war, und ſtellte feſt, daß der Teppich leer ſei!

„Der gemeine Menſch, jetzt macht er mich verrückt! Libbenow muß mich unterſuchen!“

Karl Arnold: Bohème

Kant in Schnadahüpferln

Auf zur humoristischen Revolution, der einzigen, die siegen kann; der Rest geht an seiner Ernsthaftigkeit zuschanden. Spitzen Sie sämtliche Ohren, die Sie haben, um sich die Nacht darum zu schlagen! Das echte Leben lacht; sogar Totenköpfe grinsen; der Rest ist Schwindel. Es gibt bereits eine Reihe Inauguraldissertationen über die Kitzeligkeit von Göttern. Das Leben ist eher ein Gaze- als ein Gasmaskenball. Der Krieg ist nur Schreckensmaske des lachenden Lebens. Aber die jauchzende Seele des Lebens werfe die Maske ab und strahle immer offener! Selbst das hippokratische Antlitz ist nur hypokritisch, nur die heuchlerische Larve des diplomatischen Clowns, den wir Tod nennen, nur die Kreidebläße der koketten Unsterblichkeit. Auch soziale Fragen lösen sich lieber saturnalisch als terroristisch. Auf, sündigt euch tapfer zur zweiten Unschuld hindurch! Geht in die Massenversammlungen schöpferischer Geister! Tretet rasch dem Verein der Vereinsgegner bei! Eilt zur Kolossalanhäufung Menschenscheuer! Gründet Gesellschaften zur Verhinderung qualvoller Wohltaten! Zur Sammlung von immer mehr Stand- und Gesichtspunkten! Übt Ausziehungskräfte an, meine Damen! Berechnet eure Ehedezimalbrüche! Bringt es bis zur Somnambuhlschaft! Oder soll denn die Erde von solcher Trauer stinken, daß schließlich auch Klosettpapiere zu Trauerrändern neigen??? Also auf von euren Barbaroßhaarmatratzengrüften mitten hinein in den Tanz des göttlichen Lebens, das sich nicht länger verkorkst, kränklich, sterblich äußern soll! Her mit den Herren Erlösern, zur leichteren Ermöglichung ihrer Renaissance! Verlaßt alle Bücher, die doch nur gedruckter Mundgeruch sind, und lebt euer Leben unmittelbar! Werdet sattelfest und bibellocker! Trinkt Euterpentin, mürrische Matronen! Lacht euch kuglig, zugleich auch kubisch: dann erreicht ihr die Quadratur des Zirkels! Und

für alles Üble ein Gedächtnis mit Lethewasserspülung! Was nutzt der Charakterkopf ohne Charakter-Rumpf, lieber Cato! Und „Duliöh!“ gewissermaßen, denn ...

Kant ist erstanden! Durch die Blatteln rauscht es von Max Epsteins gestanztem Kant, d. i. die Kritik der reinen Vernunft als Lehrgedicht in Ottaverime — z. B.

„Das ist im Geiste häßlich eingerichtet,
Daß Spruch und Widerspruch sich oft nicht schlagen.
Und daß wir, was Vernunft als Thetik dichtet,
Als ihre Antithetik auch vertragen.
Dogmatischer Schein ist, was die Massen schlichtet,
Von denen zwei das ganz Konträre sagen.
Wir fragen hier, woraus, wohin und wie
Entsteht denn der Vernunft Antinomie?“

Max Epstein weist uns hier den Weg zur intensiveren Einbürgerung der schwierigen Lehre Kants, ohne deren ausbündige Popularisierung die Menschheit sich nie moralisiert, und ein Welt- oder vielmehr Geldkrieg dem andern die Hacken abtritt. Es ist anzuerkennen, daß die Frühjahrssonne des Kant-Jubiläums (22. April 1924) die schönsten Blüten eines immer allgemeineren Kant-Verständnisses verheißt. Bondi, Georges nicht mehr unberühmter Verleger, annonciert (aus Fritz Reuters Nachlaß) den plattdeutschen Kant, im Metrum der Leuschen und Rimels, mit Lechterschen Symbolen. Der rührige Verleger Paul Steegemann (Hannover) weissagt bereits einen „Kant für Kinder“ in katechetischer Form, als Schulbuch zum ethischen Unterricht, verfaßt von Dr. S. Friedlaender, dem ebenso unbekannten wie unsterblichen Autor der „Schöpferischen Indifferenz“ (Georg Müller, Verlag, München).

Am beachtenswertesten aber erscheint uns der, nach den wenigen Beispielen, die wir nachfolgend bringen, halbwegs gelungene Versuch eines „Kant in Schnadahüpferln“, auf den uns ausgerechnet der auch sonst ums

Sauwohlsein des Vaterlandes so schwer verdienende Miesbacher Anzeiger vorbereitet. Während Epstein sich ans ästhetisch geschultere Ohr wendet, schlägt der Miesbacher saftig herzerfrischende Naturtöne an, und der Preuße Kant wird Bayern jetzt im friderizianischen Stechschritt erobern. Man höre:

Rezeptiv ist dö Sinnlikeit, spontan där Verschtand,
Zur Derkenntnis konkurriern s' olli boid umanand ...
Und wer's net kapiert, där is arg lütütütsch ...
Urteile san synthetsch oder san analytsch ...
Lerne du, lerne du, so früh wia auch spat:
Quantität, Qualität, Relation, Modulitat ...
Der Begriff, der is hohl, dö A'schauung blind —
Balst's net verkuppelst, kriagens koi Kind ...
Dö Erkenntnis is teils rein, teils ist sie empirsch,
Und wer's net kapiert, ein solcher is tiersch ...
Transzendental un empirsch, dös därfst sei net verwechsel,
Sunscht Amphibolie der Reflexionsbegriff' macht alles zu Häckfel ...
Merkt's enk, ihr Leuteln, un seid net so damisch:
Verstandsgrundsätz', die san mathematsch oder dynamisch ...
Man lernt (duliöh) viel schwärer, als ös glaubt,
Prinzipien der transzendentalen Deduktion überhaupt ...
Das „Ich denke", das muß (du därfscht es dir gönnen!)
Olli dei Vurstellung akkompagniere können ...
Wer vermittelt zwischen Erscheinung und Kategorie?
Dös transzendentale Schema (duliöh, hihihi!) ...
Där höchste Punkt des Denkens (ös erratet es schon):
Transzendentale Oinhoit der Apperzeptschon ...
Gott kannscht weder beweise noch kannscht'n widerlejen,
Aber jlauben kannscht'n weidli ganz praktisch — von wejen ...

Und kein Wort weiter! Denn (Antonio zu parodieren):
„Wenn unser Ohr was Unerhörtes hört,
Schweigt unser Mund auf fünf Minuten still."

Mynona

Zeichnung von Lothar Homeyer

Mondbild

Der Mond steht da
Wie ein alter van Dyck:
Ein rundes, gutmütiges
Holländergesicht
Mit einer mächtigen,
Mühlsteinartigen,
Crêmefarbenen
Halskrause.
Ich möchte ihn
Wohl kaufen,
Den alten van Dyck!
Aber ich fürchte,
Er ist im Privatbesitz
Des Herrn Zebaoth.
Ich müßte den Ablaß
Wieder in Schwang bringen!
Vielleicht ließ er ihn
Dafür mir ab...
Hm. Hm.

Der Lattenzaun

Es war einmal ein Lattenzaun
Mit Zwischenraum, hindurchzuschaun.
Ein Architekt, der dieses sah,
Stand eines Abends plötzlich da —
Und nahm den Zwischenraum heraus
Und baute draus ein großes Haus.
Der Zaun indessen stand ganz dumm,
Mit Latten ohne was herum,

Ein Anblick gräßlich und gemein.
Drum zog ihn der Senat auch ein.
Der Architekt jedoch entfloh
Nach Afri — od — Amerika.

Himmel und Erde

Der Nachtwindhund weint wie ein Kind,
Dieweil sein Fell von Regen rinnt.
Jetzt jagt er wild das Neumondweib,
Das hinflieht mit gebognem Leib.
Tief unten geht, ein dunkler Punkt,
Querüberfeld ein Forstadjunkt.

Die Behörde

Korf erhält vom Polizeibüro
Ein geharnischt Formular,
Wer er sei und wie und wo,
Welchen Orts er bis anheute war,
Welchen Stands und überhaupt,
Wo geboren, Tag und Jahr.
Ob ihm überhaupt erlaubt,
Hier zu leben und zu welchem Zweck,
Wieviel Geld er hat und was er glaubt.
Umgekehrten Falls man ihn vom Fleck
In Arrest verführen würde, und
Drunter steht: Borowsky, Heck.
Korf erwidert darauf kurz und rund:
‚Einer hohen Direktion
Stellt sich, laut persönlichem Befund,
Untig angefertigte Person

Als nichtexistent im Eigen-Sinn
Bürgerlicher Konvention
Vor und aus und zeichnet, wennschonhin
Mitbedauernd nebigen Betreff,
Korf. (An die Bezirksbehörde in —)'
Staunend liests der anbetroffne Chef.

Das Huhn

In der Bahnhofhalle, nicht für es gebaut,
Geht ein Huhn
Hin und her...
Wo, wo ist der Herr Stationsvorstehr?
Wird dem Huhn
Man nichts tun?
Hoffen wir es! Sagen wir es laut:
Daß ihm unsre Sympathie gehört,
Selbst an dieser Stätte, wo es — ‚stört'.

Das Gebet

Die Rehlein beten zur Nacht,
Hab acht!
Halb neun!
Halb zehn!
Halb elf!
Halb zwölf!
Zwölf!
Die Rehlein beten zur Nacht,
Hab acht!
Sie falten die kleinen Zehlein,
Die Rehlein.

Das ästhetische Wiesel

Ein Wiesel
saß auf einem Kiesel
inmitten Bachgerieſel.

Wißt ihr,
weshalb?
Das Mondkalb
verriet es mir
im Stillen:

Das raffinier-
te Tier
tat's um des Reimes willen.

Fiſches Nachtgeſang

Im Karpfenteich

Im Karpfenteiche
ſchwamm einmal eine bläulich bleiche
und ſchleimig weiche Waſſerleiche.
Ein Karpfenjüngling kam heran
und fing, wie folgt, zu reden an:
„O Menſchenlos! Gewiß die Flammen,
die aus verſchmähter Liebe ſtammen,
verbrannten ſeinen armen Sinn
und trieben ihn zum Waſſer hin!“
Ein andrer Karpfen hört ſein Klagen
und hub verächtlich an zu ſagen:
„Ach wat! Im Duſel hat er ſich verloffen,
fiel in den Teich und iſt darin verſoffen!“
— Jedoch ein alter, hundertjähriger Knabe
erfreute ſich der guten Gottesgabe;
er ſprach kein Wort, er fraß und fraß,
daß er die Welt darob vergaß.
Und dacht': „Nicht immer gibt's im Teiche
ſolch' eine ſchöne, ſchleimig weiche
und bläulich bleiche Waſſerleiche!“

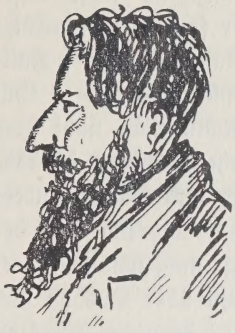
Der Pudelhund

Mein ſchwarzer Pudel Alarich
gibt mir beſtändig Grund zum Klagen,
zum Beiſpiel heute hat er ſich
mal wieder ſchauerlich betragen!
So ruf ich meinen Pudel her
und halt ihm eine Tugendrede:
„Nun merke auf! Das geht nicht mehr
ſo immer weiter, alter Schwede!

Die ganze Stadt ist voll von dir
und wünscht, dich soll der Teufel holen!
Dort nahmst du Käse weg und hier
hast du eine Kotelett gestohlen!
Im Stadtpark treibst du Schlingel dich
am Tag herum zu dutzend Malen
und jagst die Enten — — aber ich
muß dann die Protokolle zahlen!
Vorgestern hast du dem Polier
die neue Sonntagshos' zerrissen,
und heute erst dem Juwelier
sein Prachtkaninchen totgebissen!
Und jedem Hundedämchen paßt
du sorgsam auf, du alter Sünder,
du Lustgreis du! — Man sagt, du hast
zum mindesten fünf Dutzend Kinder!
Schämst du dich nicht? — Hier, sieh mich an,
du Erzhalunke, du verstockter!"
— — Da macht der Pudel einen Mann
und lächelt schlau:
„Und du, Herr Doktor?"

Meine Erleuchtung

Es war auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin. Eine ungeheure Reihe Menschen stand vor dem Billettschalter aufgereiht, denn alle wollten den Zug 3 Uhr 40 erreichen. Ich hatte mich eine Stunde vor Abfahrt des Zuges eingefunden und hatte somit wohl Anwartschaft, eine Fahrkarte zu bekommen. Aber inzwischen war es nun schon 10 Minuten nach 3 geworden, und vor mir standen noch drei Personen, als erster ein dicker Mann mit einem Knaben. Ich berechnete, daß, wenn der Schalterbeamte sich etwas beeilte, ich den Zug bequem erreichen würde; aber ähnlich rechneten wohl auch noch fünfzig Personen hinter mir, sodaß keiner aus der Reihe wich, sondern alles wartete. Da plötzlich klappt der Beamte das Schalterfenster zu und läßt ein Pappschild herab; darauf steht mit Blaustift zu lesen: „Schluß des Schalters wegen Überfüllung des Zuges." Eine tobende Wut ergriff den Menschenhaufen. Der Dicke mit dem Knaben, welcher gerade dran war, benahm sich wie rasend, trommelte mit seiner derben Faust gegen die Glasscheibe und schimpfte, seine Aussperrung sei ungesetzlich. Der Beamte kommt noch einmal ans Fenster, um den Dicken loszuwerden. Der ändert sofort den Ton. Er wird weinerlich. Seine teure Mutter läge im Sterben und wolle ihn und den Enkel zum letzten Male sehen, und es läge allein am Willen des Beamten, ob er noch den letzten Segen der Sterbenden empfinge. Er müsse noch mit dem Zuge fort; auf zweie käme es auch nicht an. Ich dachte: „Dieser Halunke! Lügt einem edlen Beamten die Hucke voll." Aber das Herz des Beamten war weich. Er sagte: „Na, meinethalben, unter diesen Umständen sollen zwei Personen noch mit, dann aber Schluß!" Der Dicke bekam also noch eine Fahrkarte für sich und den langohrigen Jungen. Aber da hätte man die Menge sehen sollen. Es hagelte Flüche auf den Dicken. „Ungerechtigkeit, Schieberei, Durchsteckerei." Wenn



zwei mitkämen, dann könnten auch noch vier und fünfe mit, man solle eben mehr Wagen anhängen. Besonders die Nächststehenden gerieten ganz aus dem Häuschen und bedrohten den Dicken. Dieser drückte sich schleunigst durch die Kartensperre, aber als er hinter dem Sperrgitter stand und sein Billett geknipst war, drehte er sich um und schrie in die wütende Menge das Wort, welches ich lebenslang nie vergessen werde. Er rief: ‚Ihr solltet euch lieber freuen, daß wenigstens zwei noch mitgekommen sind!' Die Wirkung war erstaunlich. Die Leute waren perplex. Dieser Egoismus war schon fast erhaben. Der Kerl verlangte, daß alle Zukurzgekommenen statt auf ihn zu schimpfen, sich darüber freuen sollten, daß es wenigstens ihm und seinem Jungen noch gut erging. Dies war so absurd, daß die Menschen nicht wußten, ob sie wild werden oder lachen sollten. Schließlich erscholl allgemeines Gelächter, und der Dicke stimmte ein und schob ab... In tiefster Verstimmung kroch ich nun durch Berlins gräßliche Steinwüste. Denn ich hatte wirklich viel dadurch verloren, daß ich wieder mal den Anschluß verpaßte. Ich sollte diesen Abend in Stettin einen Vortrag halten über „Buddha und Christus". Nun mußte ich im letzten Augenblick abtelegraphieren, und das schuf große Verluste und Verwirrung. Ich gestehe, meine Gedanken waren blutig. Ich träumte davon, den edlen Schalterbeamten und sämtliche Beamten der deutschen Republik in die Luft zu sprengen. Dann dachte ich an Buddha und Christus und wie die sich wohl in meiner Lage benehmen würden. Da geschah es! Da kam die große Erleuchtung meines Lebens. Das Wort des dicken Mannes fiel mir ein. Mein Himmel! Das *war* ja Buddha! Das *war* ja

Christus! Das hätte der heilige Franziskus nicht besser machen können. „Ihr solltet euch lieber freuen, daß wenigstens zwei noch mit dem Zuge mitgekommen sind.“ Hatte das nicht Gott durch den Dicken geoffenbart, so wie er einst durch Bileams Esel sich offenbarte? Kann man nicht auch einmal von dieser Seite das Leben sehen? Wenn ich tobe und die Welt hasse, weil nur gerade ich und manche andere mit dem Zuge nicht mitgekommen sind, während doch der unwürdige Dicke und der dämelige Junge mitgenommen werden, die doch ganz sicher nicht in Stettin über Buddha und Christus reden müssen und eine ganz erbärmliche Flunkerei machen, um einen edlen Beamten zu rühren, ja, was ändere ich dadurch? Ich mache mein Unglück noch schwerer und helfe niemandem. Aber ich will versuchen, fromm zu werden vor dem Schicksal. Und indem ich solches dachte, kam ich an einem Luxusrestaurant vorüber. Da saßen hinter den glänzenden Glasscheiben ein paar dicke Herren, die hatten Bügelfalten und rauchten Importen und aßen Kaviar und tranken Burgunder. Da dacht ich: Es steht schlimm um Deutschland, wir hungern und werden immer dünner, aber Gott sei Dank! Ihr lieben Zeitgenossen dort gebt mir die tröstliche Gewißheit, daß die Lebensfreude noch nicht völlig verstarb, sondern daß es doch noch ein paar Menschen gibt, die inmitten unseres allgemeinen Elends sich ganz wohlfühlen. Vielleicht seid ihr nur ein paar Schieber oder Mädchenhändler oder Taschendiebe, aber das hindert nicht, daß bei guter Erziehung eure Söhne schon deutsche Lyriker sind und deren Söhne Privatdozenten der Ethik. Denn die Wege Gottes sind wunderbar. Und da ich solches denkend weiterging, siehe, so kam mir entgegen ein junges Weib, schön bemalt im Antlitz und trug Reiherbüschel auf dem stolzen Haupt und ein Täschchen vom Krokodil und an den Füßen hohe gelbe Stöckelschuh vom zartesten Leder des Kalbes. Und ich dachte im Herzen: Die Schuhe, auf denen ich laufe, sind meine letzten, und wenn

die Sohlen durch sind, so laufe ich auf den Socken, aber Gott sei Dank! du meine liebliche Schwester gossest mir ins Herz die frohe Botschaft, daß Schönheit, Genuß und Wohlbehagen noch nicht völlig verstarben in dieser gräßlichen Welt, und dafür segne ich dich und deinen Beruf. Und indem ich solches im Herzen dachte, durchzuckte mich Freude des Himmels, und ich beschloß von Stund an, meine Weltanschauung zu verändern, wozu meine Kritiker mir schon immer rieten, und diese ethischen Exerzitien fleißig fortzusetzen. Und wahrhaftig! Seitdem ich das tue, befinde ich mich im Einvernehmen mit der Natur und dem Kosmos, während ich doch früher allgemein für einen Krakehler galt. Ja sogar meine Kollegen, die deutschen Dichter und Denker, sagen seither, ich sei ein ganz netter Mensch. Denn immer, wenn ich höre, daß ein anderer deutscher Dichter und Denker die Erfolge oder Förderungen erntet, die mir von rechtswegen nie hätten fehlen dürfen, dann denke ich: Ach Gott ja, einige müssen eben den Anschluß versäumen und werden nicht mitgenommen, aber es ist gut, daß wenigstens der Dicke und der Junge noch mitkamen. — Neulich las ich, daß wir in Deutschland dreihundert ordentliche Professoren der Philosophie besitzen, also ebensoviel als es in Sparta Geronten gab; aber mir ist es nicht beschieden, in diese Schar der eigentlichen Denker aufgenommen zu werden, und darum mache ich es wie der edle Spartaner, welcher nicht würdig befunden ward, der dreihundertste Geront zu werden und begeistert ausrief: „Wie herrlich ist mein Vaterland, daß es zweihundertneunundneunzig Männer besitzt, die allesamt noch bedeutender sind als ich..." Wäre ich aber ein Kultusminister, so würde ich dafür sorgen, daß dieser Aufsatz in alle Schullesebücher käme, damit die Kinder lernen, was ich gelernt habe, daß die höchste Weisheit darin besteht, neidlos sich freuen zu können an dem Glück, welches andere Leute haben; es wird einem freilich verdammt schwer gemacht, weise zu sein.

Wie ich meinen Glauben verlor

Ich entſtamme einer gottesfürchtigen Familie. Urgroßvater und Großvater waren Kapläne. Großmama heiratete ſpäter einen Devotionalienhändler, der Aloyſius mit Vornamen hieß und ihr in ſeiner Demut den pfarramtlichen Fehltritt gern verzieh.

Mein Vater wählte klerikal; ſeine liebſte Lektüre war ‚Das geiſtliche Jahr' des Freifräuleins Annette von Droſte-Hülshoff. Die Werke der Gräfin Hahn-Hahn verwarf mein Vater; ſie ſchienen ihm zu weltlich.

Überdies habe ich eine Tante, die Chriſtine Pia heißt. Sie hat ein Glasgemälde für Mariazell geſtiftet. Onkel Sebaſtian, der Trottel, iſt darauf als Heiliger Gottfried abgebildet — nur etwas idealiſiert.

Tante Chriſtine iſt es auch geweſen, die mich erzogen hat. Als ein Himmelsſchluß mich ihrem perſönlichen Beiſpiel entrückte, ſchrieb ſie mir lobeſame Briefe, worin ſie für die häufigſten Phraſen und Wörter Abbreviaturen ſetzte:

G. ſ. D. = Gott ſei Dank.

hlg. = heilige.

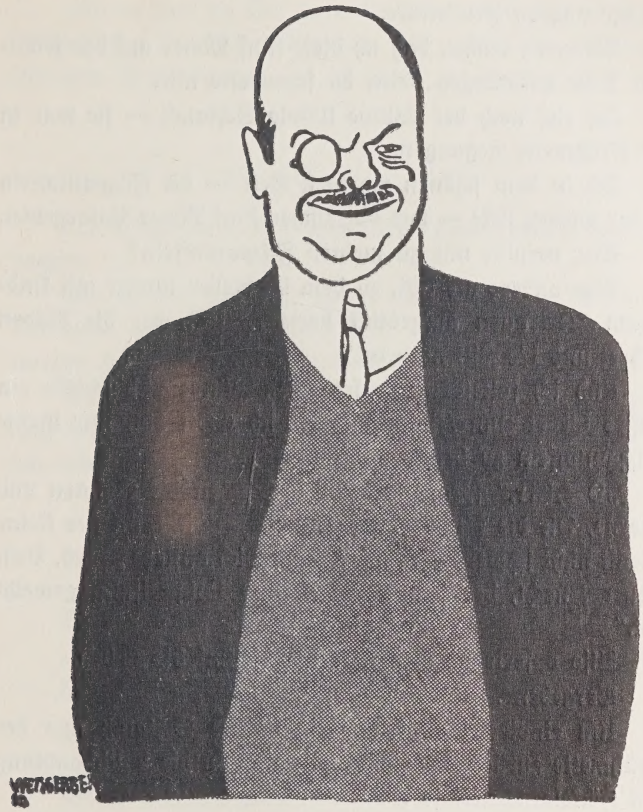
uſw.

Das iſt die Geſchichte meiner Jugend.

Und doch — und doch mußte ich, ach, meinen Glauben verlieren...

Eines Abends, ich wohnte damals in Paderborn bei der Witwe Urſula Schlauch — eines Abends alſo, Mitte Dezember vor zwei Jahren, legte ich mich mit einem innigen Gebet ſchlafen und ſchlief, bis ich — wie gewöhnlich — um fünf Uhr morgens erquickt erwachte.

Es war, wie geſagt, Mitte Dezember. Die Stube eiskalt. Die Diele von Stein. Ich ſetzte mich im Bett auf, ſprach mein Morgengebet, und nun... nun ſollte ich aufſtehen. Mitte Dezember. Das Zimmer eiskalt. Die Diele von Stein.



Roda Roda

Karikatur von Albert Weisgerber

Meine irrenden Augen suchten nach den Filzpantoffeln. Die Filzpantoffeln aber standen, gut fünf Meter von mir weg, in der andern Stubenecke.

Wenn ich dachte, daß ich diese fünf Meter auf der frostigen Diele zurücklegen sollte, da schauderte mir.

Ich rief nach der Witwe Ursula Schlauch — sie war in die Frühmette gegangen.

Ich in dem schönen warmen Bett — die Filzpantoffeln in der andern Ecke — und dazwischen fünf Meter Polargebiet.

Wer verhilft mir zu meinen Filzpantoffeln?

Wer anders als ER, zu dem ich bisher immer mit kindlichem Vertrauen aufgeblickt hatte — ER, der die Raben nähret und die Lilien kleidet?

Und ich faltete meine frommen Hände und schickte ein heißes Gebet zum Himmel, worin ich GOtt bat, mir meine Filzpantoffeln zu bringen.

„O HErr," sprach ich, „Dir gehorchen die Sonnen und Sterne, Dir die Stürme und Fluten — Dir kann der kleine Dienst nicht schwerfallen, um den ich Dich anflehe — ich, Dein treuer Knecht, der sein Leben Deiner Lobpreisung geweiht hat."

Also opferte ich dem HErrn von fünf bis sieben.

Vergebens.

Um einviertel acht kam die Witwe Schlauch aus der Frühmette zurück. Ich schickte sie sofort in die Buchhandlung um Häckels ‚Welträtsel'.

Aus dem Weltkrieg

Kam da im April 1915 das deutsche Korps von der Marwitz in die Karpaten — langsam, Eisenbahnzug auf Zug.

Sprang zu Kaschau der Oberst aus dem Abteil, der schneidige Oberst v. Pristow, versammelte seine Offiziere in

einen engen Kreis um sich und sprach scharf, doch mit gedämpfter Stimme:

„M—e Herr'n!! Wa wern nu Schultanschulter mit unsan östreichischen Vabündten kämpfen. Ick vabitte mir alle dahinjehenden Bemerkungen. — 'ck danke, m—e Herr'n!!"

Der Rationalist

Ich besichtigte den Tempel des Wunderrabbis von Sadagora.

Als ich ihn besichtigt hatte, wollt' ich dem Diener ein Trinkgeld stiften ... „Aber halt, es ist Samstag — Sie werden heut nichts nehmen wollen ..."

Da sprach der Diener und nickte ernst: „Gott könnt scheen froh sein, wenn de Lajt mechten im Weltkrieg nix Ärgeres tun wie an Schabbes Trinkgeld nehmen."

Die Depesche

Das Armeekommando telegraphierte an die Division:

„Nummern verfügbarer Kraftfahrzeuge sofort mitteilen."

Die Division antwortete gehorsam und prompt:

„11 801 13 939 25 551 44 007 68 909

Divisionskommando."

Diese Depesche geriet natürlich dem Hauptmann Neidinger in die Hände, der ja alle Depeschen zu dechiffrieren hat, und Exzellenz las eine Stunde später voll Erstaunen:

„Koreanische Kaiserfamilie durch Torpedovolltreffer nächst Marburg in Steiermark mit Rindschmalz verlobt."

Vorsorglich hatte Hauptmann Neidinger darunter angemerkt:

„? Rückfrage an Division rätlich, da Mißverständnis nicht ausgeschlossen."

Fragmente

Schon wieder iſt eine Schneiderin mit religiöſem Wahnſinn ins Irrenhaus gekommen. — Seit Menſchengedenken aber iſt das noch keinem Biſchof paſſiert.

*

Nicht nur Kleider, auch Irrtümer werden im Hinterhaus aufgetragen.

*

Der Antiſemitismus ... Ja, ja, gewiß ... Aber lebensfähig wird die Bewegung doch erſt werden, wenn ein tüchtiger Jud ſie in die Hand nimmt.

*

Die Mädchen von heute verlangen, der Mann müſſe ebenſo rein in die Ehe treten wie ſie ſelbſt. — Na, wenn ſie nicht mehr verlangen ...?

*

Die unglücklichſten Ehepaare: wenn er dumm iſt und ſie es einſieht.

*

So einer dich ſchlägt auf den rechten Backen, reiß ihm auch das andre Auge aus.

Stille Betrachtung

Es gibt Tiere, Kreiſe und gibt Ärzte.
Es gibt Tierärzte, Kreisärzte und Oberärzte.
Es gibt einen Tierkreis und einen Ärztekreis.
Es gibt auch einen Oberkreistierarzt.
Ein Oberkreistier aber gibt es nicht.

*

Schwänke

Wir fanden uns nach zehn Jahren zusammen, wir Abiturienten des Piaristengymnasiums. So wills ein alter Brauch.

Empfang, Festkommers; am nächsten Morgen Messe und Besuch der Schulräume.

Im Lehrerzimmer legte uns der Direktor das Goldne Buch der Mutteranstalt vor. Wir sollten einen klassischen Spruch einschreiben und unsre Namen.

Man einigte sich auf:

‚Wir lernen nicht für die Schule, sondern fürs Leben.'

Aber keiner konnt es ins Lateinische übersetzen.

*

„Hohorohoho! Rororohoho!" dröhnte es vor dem Tor.

Ich schickte den Liftboy hinaus: man möchte die Hengste wegführen, sie störten mich durch ihr Gewieher.

Er kam zurück.

„Verzeihen," sagte er, „das sind die beiden Herren Gutsbesitzer aus Mecklenburg. Sie lächeln."

*

Ärztekongreß in Berlin.

Nach der Sitzung findet man sich im Restaurant zusammen. Sanitätsrat Doktor Schabuschnigg-Graz erzählt einen interessanten Fall aus seiner Praxis:

„... Die Patientin hat also an Magenkrebs und zugleich a Schnürleber. Jetzt weiß ich ja net, wies in Norddeutschland is; aber bei uns in Österreich wird der Magen auf der rechten Seiten zum Teil vom Leberlappen bedeckt..."

*

Solang ſich Profeſſor Kandeldorfer darauf beſchränkte, ſein philoſophiſches Syſtem mit Hilfe des alten Wortſchatzes vorzutragen, kümmerte ſich keine Katze um ihn.

Er fühlte das und änderte eines Tages ſeine Taktik.

Er nannte nun, was bisher Materie geheißen hatte, ‚die Quantitative'; Bewegung — ‚Ferment'; Abſicht — ‚Logos'; Wille — ‚Exaltation'; Verſtand und Vernunft zuſammengenommen — ‚die pſychiſche Vitalität'.

Heut iſt Profeſſor Kandeldorfer Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, Ehrendoktor der Univerſitäten Oxford, Liſſabon und Tiflis und wird demnächſt gegen einen gleichwertigen amerikaniſchen Gelehrten ausgetauſcht werden.

*

In Iſchl lernte ich einen Herrn Wernicke aus Berlin kennen, einen feinen Beobachter und offenen Kopf.

„De janzen Alpen", ſagte er mir eines Tages, „is der reene Mumpitz. Eene jrandioſe Fremdenneppanſtalt. Sehn Se, zum Bleiſtift, det Mächen da mit det Edelweiß! — Na, überhaupt det Edelweiß. Haben Sie ſo wat ſchon mal wachſen ſehn? Ick nich. Un ick kann Ihn bloß ſagen — ick, Wernicke aus Berlin: ene Blume Edelweiß jibt et jar nich un hat et ooch nie jejeben. En jeder intelljente Menſch muß et uff'n erſten Blick raushaben, det det Zeuch jar keene Möchlichkeit von ne Blume is. Edelweiß is de jeſetzlich injetrajene Wortmarke for enen Induſtrieartikel — et wird in ene Fabrik in Plauen mit Maſchinen aus dinnen Filz jeſtanzt un den Touriſten in de Alpen als Blume anjedreht."

*

Eines Tages kam ein ſehr eleganter Herr zum Herrn Oberſten v. Nagel und bat um eine Unterredung.

Eine Viertelſtunde ſpäter geleitete der Oberſt ſeinen Beſucher an die Tür und ſagte:

„Herr Baron — ſo peinlich der Fall iſt — ſeien Sie

versichert: was an mir liegt, wird gewiß geschehen, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

Nachmittag ließ der Herr Oberst v. Nagel seine Offiziere antreten.

Und hielt eine lange Rede an sie.

Der Herr Oberst sprach von einem gebeugten Vater, der um das Glück seiner Tochter zittere ...

Und der Herr Oberst sprach von den Pflichten des Kavaliers — einer Dame gegenüber, die vielleicht in einem Augenblick des Selbstvergessens zu weit gegangen sein könnte — eben mit diesem Kavalier ...

Und der Herr Oberst sagte: er wolle keinen Namen nennen und die Angelegenheit überhaupt möglichst diskret behandeln — der betroffene Herr würde schon selbst fühlen, was er zu tun habe.

Am selben Abend hielten drei Leutnante und fünf Rittmeister um die Hand der Oberstenstochter an.

*

Unlängst erhielt ich die Erlaubnis, die Landesirrenanstalt zu besichtigen. Ich durfte durch alle Säle gehen und mit allen Kranken sprechen.

Im siebenten Saal begegnete mir ein Mann in langem, grauem Kittel, mit entsetzlich stierem Blick.

„Sie Armer," fragte ich ihn erschüttert, „wie lang sind Sie denn schon hier interniert?"

Er lächelte und sagte:

„Verzeihen Sie — ich bin der Anstaltsarzt."

Ich war bodenlos verlegen und erschöpfte mich in Entschuldigungen.

„Oh, bitte, bitte," sagte der Vorstand, „eine solche Verwechslung kann einem Fremden bei uns schon passieren. Die Ärzte in den Irrenanstalten unterscheiden sich ja von den Patienten nur durch die Vorbildung."

Das Schwein

„Der Menſch", philoſophierte einſt ein Schwein,
„Soll, wie ich höre, eigennützig ſein.
Die Kuh behauptet, daß er ſie ernähre,
Damit ſie ihm dafür die Milch gewähre;
Das Schaf gäb' Wolle ihm, von Gans und Ente
Bezieh' er weiche Federn als Prozente,
Den Hühnern ſoll er ihre Eier rauben,
Die kaum erwachſne Brut den armen Tauben —
Kurz, was der Menſch an Tieren nährt und hegt,
Sei, ſagt die Kuh, auf Zinſen angelegt.
Das gibt zu denken —" grunzte unſer Schwein.
„Und doch darf ich mit ihm zufrieden ſein:
Mir tut er das geringſte nicht zuleide,
Mir gönnt er gern die allerbeſte Weide
Und tut ſein Beſtes, daß mir's immer ſchmecke,
Und freut ſich wie ich ſelbſt an meinem Specke
Und gibt mir nachts im warmen Stalle Schutz
Und fordert nichts von mir — als — ha! — den Schmutz!
Den Dreck — ja, ja! — auf dieſen geht er aus,
Den raubt er mir aus meinem Stall heraus,
Das ſind die Zinſen, die er mir entnimmt.
Die Kuh hat recht, die ganze Rechnung ſtimmt.
Die Kuh hat recht: er iſt ein Egoiſt!
Nun, meinetwegen, nimm dir meinen Miſt!"
Wehmütig hat das Schwein umhergerochen —
Da kam der Menſch und hat es abgeſtochen.

*

Du, lieber Leſer oder Leſerin,
Beachte gut der Fabel tiefen Sinn:
‚Wohltäter' gibt es mancherlei auf Erden,
Die hinterher zum rohen Schlächter werden.

Dir scheint, dein Gegendienst sei nur ein Dreck.
Was will man aber? — Deinen ganzen Speck!
Gleich unserm Schweine wirst du abgestochen
Und kommst ins Elend — oder in die Wochen!

Die Mücke

Die kleine Mücke flog auf einen ruhig äsenden Hirsch zu, als dieser plötzlich erschreckt den Kopf hob und in hastiger Flucht davoneilte. „Wie er sich vor mir fürchtet!" rief die Mücke triumphierend und summte ihm nach, so schnell sie konnte. „Seht doch, wie der große Hirsch vor mir flieht!" Und so eifrig gab sie sich der Verfolgung hin, daß sie nicht bemerkte, wie hinter ihr ein Löwe auf der Fährte des flüchtenden Tieres daherjagte.

Durch Feld und Wald ging die wilde Jagd, bis der Hirsch im dornigen Dickicht wund zusammenbrach. Jubelnd ließ sich die Mücke auf der Stirne des stöhnenden Tieres nieder. Da sprang auch der Löwe heran und warf sich über den erjagten Hirsch.

„Diese Beute hast du mir zu danken. Ich habe ihn aufgescheucht!" rief ihm die Mücke stolz entgegen.

Der Löwe würdigte sie keines Blickes.

„Die Großen kennen keinen Dank!" sagte gekränkt das kleine Insekt und nahm sich fest vor, nie mehr einem Löwen einen Hirsch zu erjagen.

Der dankbare Löwe

Ein Löwenjunges, dessen Eltern auf einem Raubzug erschossen worden waren, lag verschmachtend im Wüstensand. Ein Hottentotte fand das hilflose Tier und trug es in seine

Hütte, wo er es mit Milch und Fleisch wieder zu Kräften brachte.

Der junge Löwe wuchs und wurde stark. Seinem Erretter zeigte er sich dankbar und anhänglich wie ein zahmer Hund.

Einst durchstreifte der Hottentotte mit seinem Löwen die Wüste. Er verirrte sich und fand zwei Tage lang keine Jagdbeute, und mit ihm hungerte und durstete sein treuer Begleiter. Am Abend legte sich der Hottentotte nieder, um sich durch einen Schlaf zu stärken. Da schlug der hungrige Löwe seinem Herrn mit einem Tatzenschlag den Schädel ein und fraß ihn auf.

„Der gute Mann!" sagte der dankbare Löwe, während er sich das Blut von der Schnauze leckte, „zweimal hat er mir nun das Leben gerettet — das will ich ihm nie vergessen!"

Das Ferkel

Ein Ferkel verdroß es, daß der Pudelhund beim Menschen in so hohem Ansehen stand.

„Deine gesellschaftlichen Talente", sprach es zum Pudel, „mögen dich immerhin angenehm machen; es gibt jedoch auch andere, und zwar viel wichtigere Dinge, in denen *ich* dem Menschen näher bin. Was ad exemplum den *Geschmack* betrifft — darin bin ich des Menschen Bruder."

„Das scheint er nicht zu wissen", entgegnete lächelnd der Pudel; „wie könnte er dich sonst mit Abscheu den widerlichsten Fresser nennen!"

„Das lügst du, Hund!" grunzte das Ferkel. „Liebt doch der Mensch mein Lieblingsfressen, die Trüffel, genau wie ich!"

*

Der große Goethe lag im Wald bei einem Hirtenmädchen. Hans Taps, der Saubub, sah's und rief: „Genau wie ich! Grüß Gott, mein Bruder!"

Die Schreibmaschine

Geist, Phantasie, Einfall: Alles recht gut. Aber wichtiger ist die Schreibmaschine. Mit ihrer Hilfe geht das Dichten zwanzigmal so flott und schön.

Bleistift und Feder sind totes Material. Es genügt leider nicht, sie in die Hand zu nehmen und übers Papier laufen zu lassen, damit sie schreiben. Man muß sie zu Lettern und Worten zwingen. Das ist mühevoll und belädt mit Verantwortung.

Die Schreibmaschine hingegen kann gar nicht anders als schreiben, es ist ihr Mutterlaut, ihre einzige und natürliche Expression. Du phantasierst mit den zehn Fingern über ihre Tastatur, und wenn du nur ein bißchen Glück hast, ist eine moderne Dichtung mit vier Durchschlägen fertig.

Denn die Schreibmaschine lebt. Wie das Klavier voll Klänge steckt sie voll Sinn und Wort, ja, es ist geradezu kein Sinn und kein Wort denkbar, die nicht in ihr steckten. Ein unerschöpflicher Quell und Born der Dichtkunst, ein Vater Nil der Literatur, befruchtet sie die Finger, die sie umspült.

Mein Freund und Nachbar, der ausgezeichnete Schriftsteller S.-V., hat eine Schreibmaschine. Eigentlich hat sie ihn (aber das kommt auf das gleiche heraus). Mindestens fünfundzwanzig Stunden täglich sitzt er, die edelsteingeschmückte, mit köstlichem Wessex Smoking Mixture (E. u. W. Anstle Ltd., London) gestopfte Pfeife zwischen den Zähnen, in seiner Arbeitshalle vor der Remington und kommt ihrer Produktion doch nicht nach. Ein Opfer der Maschine.

Ich kenne einen Schriftsteller, dessen Fruchtbarkeit das regsame Kaninchen beschämt. „Nur die Schreibmaschine macht das", gesteht er modest. In der Tat scheint es, als gebe auf ihr, wie man so sagt: ein Wort das andere. Der Vergleich mit dem Klavier liegt wieder nahe. Unwillkürlich webt sich dort wie da unter den tastenden Fingern die Kette, fügt

Akkord sich an Akkord. Ist das Instrument heiß gelaufen, so spielt es den Spieler. Da steckt das Mysterium.

Und darin unterscheidet sich auch, denke ich, die Schreibmaschine von allen anderen Maschinen: sie leistet nicht nur manuelle, sondern auch geistige Arbeit. Sie nimmt dem Dichter gute fünfzig Prozent schöpferischen Schweißes ab. Die vierundzwanzig gehorsamst versammelten Buchstaben haben inspirative Gewalt, sie sind Kobolde von geschäftigster Dienstwilligkeit, deren stummes „Bitte sehr, bitte gleich!" heftig zur Inanspruchnahme lockt. Es sind vierundzwanzig äußerst sinnliche Wesen, die sich untereinander zu begatten wünschen und deine kupplerischen Instinkte reizen. Das zarte Geklapper der Letternhebel, das metallische Klingen der Verschiebung, das Glöckchen, dessen helle Kinderstimme die Zeilenenden ausruft: das gibt eine Melodie, die unwiderstehlich Text ansaugt. Wie kraftlos dagegen ist das Kratzen der Feder oder das weiche Gemurmel des Graphits!

Bei jenem vorhin erwähnten furchtbaren Schriftsteller erkannte ich, wenn er im Nebenzimmer schuf, mit dem Ohr, ob es ein Roman oder Drama, was er in der Maschine hatte. Schrieb er Dialog, so unterschied ich ganz genau die Frauenstimme. Bei Lustspielen schepperte die Maschine: sie lachte! Dieser Autor ist mit seiner Schreibmaschine so verwachsen — man weiß nicht wo der eine aufhört und die andere anfängt — wie der Kavallerist mit seinem Pferde. Entzieht man sie ihm, ist er zur völligen Unfruchtbarkeit verurteilt. Er wäre, anders wie Raphael, kein verdienstreicher Schriftsteller geworden, wenn er ohne Schreibmaschine ins Geschäft gekommen wäre. Heute besitzt er ihrer drei; sie heißen: „Dreadnought", „Pfeil" und „Schwalbe". Die abgekämpften Schreibmaschinen zu verkaufen hat er nicht das Herz.

Der wirklich unschätzbare Vorteil der Schreibmaschine ist wohl, daß sie ein Dichten mit beiden Händen ermöglicht.

Damit wurde für das Schreiben gewonnen, was bisher ein wesentliches Privileg des Redens war.

Für die Literatur als Kunst wird die Schreibmaschine freilich erst dann was Rechtes bedeuten, wenn ihre magischen Kräfte ungeschwächt durch das trübe Medium des angehängten Schriftstellers zur Auswirkung kommen werden. Die Entwicklung muß hier wie bei jeder Maschine dahin streben, die notwendige menschliche Mitarbeit immer mehr und mehr einzuschränken. Der Tag, an dem es gelungen sein wird, *den Schriftsteller ganz auszuschalten* und die Schreibmaschine unmittelbar, etwa durch elektrischen Kontakt, in Tätigkeit zu setzen: dieser Tag wird das wahrhaft große Zeitalter neuer Dichtkunst einleiten.

Der Zeitungskellner im Berliner Café des Westens

Lederhoſen-Saga

Es war ein alter ſchwarzbrauner Hirſch,
Großvater ſchoß ihn auf der Pirſch,
Und weil ſeine Decke ſo derb und dick,
Stiftete er ein Familienſtück.
Nachdem er lange nachgedacht,
Ward eine Hoſe daraus gemacht, —
Denn: Geſchlechter kommen, Geſchlechter vergehen,
Hirſchlederne Reithoſen bleiben beſtehen.

Er trug ſie dreiundzwanzig Jahr,
Eine wundervolle Hoſe es war!
Und als mein Vater ſie kriegte zu Lehen,
Da hatte die Hoſe gelernt zu ſtehen,
Steif und mit durchbeulten Knien
Stand ſie abends vor dem Kamin —
Schweiß, Regen, Schnee — ja, mein Beſter:
Eine lederne Hoſe wird immer feſter!

Und als mein Vater an die ſechzig kam,
Einen Umbau der Hoſe er vor ſich nahm,
Das Leder freilich war unerſchöpft,
Doch die Büffelhornknöpfe warn dünngeknöpft,
Wie alte Groſchen, wie Scheibchen nur —
Er erwarb eine neue Garnitur.

Und dann allmählich machte das Reiten
Ihm nicht mehr den Spaß wie in früheren Zeiten,
Beſonders der Trab in den hohen Kadenzen
Iſt kein Vergnügen für Exzellenzen,
So fiel die Hoſe durch Dotation
An mich in der dritten Generation.

Ein Reiterleben in Niederſachſen, —
Die Gaben der Hoſe warn wieder gewachſen!
Sie ſaß jetzt zu Pferde, wie aus Guß,
Und hatte wunderbaren „Schluß“,
Und abends ſtand ſie mit krummen Knien
Wie immer zum Trocknen am Kamin.

Aus Großvaters Tagen herüberklingt
Eine ferne Sage, die ſagt und ſingt,
Die Hoſe hätte in jungen Tagen
Eine prachtvolle grüne Farbe getragen.
Mein Vater dagegen — weiß ich genau —
Nannte die Hoſe immer grau,
Seit neunzehnhundert iſt ſie zu ſchaun
Etwa wie guter Tabak: braun!
So entwickelt ſie, fern jedem engen Geize,
Immer neue äſthetiſche Reize,
Und wenn mein Älteſter einſt ſie trägt,
Wer weiß, ob ſie nicht ins Blaue ſchlägt!
Denn Geſchlechter kommen, Geſchlechter gehen,
Hirſchlederne Reithoſen bleiben beſtehen,
Und fern, im Nebel der Zukunft ſchon,
Seh ich die Hoſe an meinem Sohn.
Er wohnt in ihr, wie wir drin gewohnt,
Und es iſt nicht nötig, daß er ſie ſchont,
Ihr Leder iſt gänzlich unerſchöpft,
Die Knöpfe nur wieder ſind durchgeknöpft,
Und er ſtiftet, folgend der Väter Spur,
Eine neue Steinnußgarnitur.

Alte Landsknechte

Im Himmel droben, in einer Ecken,
Wo die alten Soldaten die Beine strecken,
Weit weg von Heiligen und Propheten,
Von Märtyrern und Anachoreten,
Sitzen an eines Kamines Flammen
Die seligen alten Landsknecht beisammen.
Manchmal greift einer in die Tasche,
Sucht nach den Knöcheln, sucht nach der Flasche —
— Aber im Himmel gibt's nichts dergleichen,
Höchstens daß mal ein Englein kommt,
Ihnen ein Schälchen Tau zu reichen,
Das den seligen Seelen frommt.
Und wenn gar einer mal fluchen will:
„Potz Tod und Teufel und Frundsberger Drill!"
Geht's ihm nicht aus dem Maul heraus,
Wird gleich ein Halleluja daraus,
So daß der Reuter, vom Wunder benommen,
Gar ein einfältiges Lächeln bekommen,
Den Knebelbart zur Seite drückt
Und ein wenig auf die Seite rückt. —

Sind ja selig und freuen sich ja,
Sind ihrer aber zu wenig da!
Alle Kameraden und Kumpane,
Hauptleute, Obristen und Feldkaplane,
Alle Brüder vom Schwert sitzen drunten zusammen
Und brennen in den höllischen Flammen.

Aber manchmal in ihren Ohren es klingt,
Und mit leisem Gebrumm geht ein Tönen um,
Wie vom Schlegel, der über das Kalbfell springt:

„Terum tum tum, terum tum tum."
Da laufen sie alle zur Himmelstür,
Lauschen alle ganz verzückt herfür,
Herunter zur Erde und ihren Tönen.
Da donnern die Trommeln und schüttern und dröhnen,
Da rasseln die Trommeln, die fellbespannten,
Da blasen die welschen Kriegsmusikanten,
Da wandern die Freunde mit Karren und Kind,

Da flackern die großen Fahnen im Wind,
Da brennen die Dörfer, — der Rauch bricht vor
über Wolken und Winde zum Himmelstor.
Und die alten Landsknechte atmen beklommen
Den Rauch, der von sündiger Erde gekommen,
Sie lauschen und spähn, ihnen zittern die Hände,
Wie sich das Glück der Feldschlacht wende.
Da kommt Sankt Peter und treibt sie zurück,
Noch ein letzter wehmütiger Blick, —

— An des himmlischen Kamines Flammen
Sitzen wieder die alten Landsknechte beisammen,
Sagt keiner ein Wort, denn mit leisem Gebrumm
Noch immer das Lied ihres Lebens klingt,
Und ein Tönen geht um,
Wie vom Schlegel, der über das Kalbfell springt:
„Terum tum tum, terum tum tum."

Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Baltheſſer

Herr von Baltheſſer, der Dichter der ‚Androgyne', von einer großen polyglotten Revue aufgefordert, ſein Leben in einer Skizze niederzuſchreiben, lieferte auf drei mit dem kleinen aufgeſetzten weißen Wappen geſchmückten zartlila Briefbogen in enger ſteiler Schrift nachſtehende Mitteilungen:

„Ich bin in Rom geboren, als mein verſtorbener Vater dort bei der Botſchaft war. Man ſagt mir, daß ich einen mit dünnem blonden Haar bedeckten ſpitz zulaufenden Schädel beſeſſen und, ohne zu ſchreien, wie das bei den Kindern üblich iſt, mich in die Welt gefunden hätte. Ich habe mich von den landläufigen Gymnaſialſtudien nicht abhalten laſſen, die Dichter und Philoſophen der vorzüglich in Betracht kommenden Sprachen, die Kirchenväter und die großen Hiſtoriker zu leſen. Mit fünfzehn Jahren ſchrieb ich eine kleine Studie über den Neuplatonismus, die von der ſchwediſchen Akademie preisgekrönt wurde. Mein um ein Jahr älterer Bruder war damals mit der ſo amüſanten Lektüre des Cooperſchen „Lederſtrumpf" beſchäftigt, die ihm in einer Ausgabe für die reifere Jugend von unſrer guten Mama zu Weihnachten war geſchenkt worden. Sonſt wüßte ich nichts aus meinem Leben zu berichten, das für Leſer Ihres Journals von Intereſſe ſein könnte. Denn daß ich einige größere Reiſen unternommen, bei einem Dragonerregiment gedient habe, im auswärtigen Amte mich auf die diplomatiſche Karriere vorbereitete und im Winter faſt täglich außer Haus ſpeiſe, dürfte Ihnen nicht von Belang ſcheinen, was ich vollkommen begreifen kann."

*

Die olympiſchen Spiele, das Athen des Perikles — „zwei Jahrtauſende Kulturentwicklung ſind nicht ſpurlos vorübergegangen": ein Sylveſtertanzkränzchen des Vereins reiſender Kaufleute gipfelt in lebenden Bildern, die jedwede hiſtoriſche

Epoche im Kostüm verkörpern. Fräulein Doležal als Aspasia, Verpflegsakzessist Goldlaender als Troubadour. Und eine Momentgruppenaufnahme bei Blitzlicht.

*

Egon Freiherr von Gandarenzi. Sieht gut aus, für draußen Stehende geradezu imponierend. Reiter, Jäger, Fahrer. Beileibe nicht Radler, Alpinist oder Ruderer. Keine Spur von Geist. Wissen außer in Fahrplänen, Gotha, Rennberichten so gut wie Null. Aber absolvierter Jurist, Abonnent und täglicher genauer Leser des Tageblattes, „gebildeter Mensch", nicht zu verwechseln mit Leuten, die vom Klub zum Ballett, vom Tingeltangel in den Klub pendeln. Im Gegenteil: nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, Verwaltungsbeamter, Ehrenmeier, Gönner und Förderer. Liest außer den Fliegenden auch den Simplicissimus und spielt. Klavier. Frau und Kinder. In guten, für einigermaßen bescheidene Ansprüche sogar glänzenden Verhältnissen. Außer Sommeraufenthalt, Seebad oder Hochgebirge. Sehr guter Ton mit der Dienerschaft, vertrauliches Verhältnis zum Kutscher. Insoweit also fast „ganz drin". Eigentlich jedoch mißtrauisch, ängstlich, sozial feig, neugierig und zur Bewunderung (äußerer Formen, Jagderfolge) neigend. Für seine nicht lautlos federnde Aisance da und dort unterweilen durch zweigestrichene Liebenswürdigkeit um Entschuldigung bittend. Adel recht gut, aber nur rein historisch betrachtet. Gesellschaftlich kaum zu den Wasserblauen zählend. Um so eklatanter „Demokrat", was zur nicht wegzuleugnenden Siebenzackigen auf den Taschentüchern einen erfrischenden Gegensatz bildet — für Lokalreporter und wohlsituierte Buchhalter. Possierlicher Ernst am Barometer. Weitestgehende Menschenfreundlichkeit. Bemitleidet beweglich die Verschütteten von N., die Abbrändler von O. Besucht als Sachverständiger Unfallstätten. Natürlich Kodakamateur. Stellt auch aus. Alle Anlagen zu leitender Stellung.

Raguſeer Geſandtſchaft

Winters ſechzehnhundert... ſoundſoviel wandte
Sich Mincetti nach Verſailles, dem Horſt des Phoenix.
Alleruntertänigſt legte der Geſandte
Seine Ordres in die Hand des Sonnenkönigs.

Dem Ambaſſador der Republik zu Ehren
Gabs zu Trianon ein Galafeſt. Man zeigte
Ihm Komödien (mit Maitre Molièren),
Und der Komponiſt Lully perſönlich geigte.

Lange Nächte Tanz gepuderter Marquiſen,
Menuett auf zarten, ſeidnen Stöckelſchühchen;
Holde Schäferinnen; wie aus Paradieſen
Hauchen ihre Fächer Ströme von Gerüchen.

Mit dem Kardinal erörtert der Geſandte
Eifrig Staatsverträge; ſucht ſich zu verſenken
In die kirchlichen Probleme der Levante...
Muß doch immer an ein ſeidnes Schühlein denken.

Raguſeer Wein

Unbeweglich ruht das Meer in ſilberglatten
Spiegeln vor dem Garten. Nur des Springbrunns Rauſchen
Murmelt im Baſſin. Aus blauen Lorbeerſchatten
Guckt ein Marmorpan und grinſt in geilem Lauſchen.

Horch! Ein leidenſchaftlich Lautenſpiel. Die Gäſte
Schreiten von den Stufen. Heiß in rotem Scheine
Glühen die Geſichter, heiter von dem Feſte,
Von dem leckern Mahl und dem perfiden Weine.

Holdes Durcheinander, Spiel in bunten Reihen.
Wirrnis allenthalben: mit erhitzter Miene
Singt ein Kommodore Pſalmenmelodeien,
Der Dominikaner zupft die Mandoline.

Anna Gräfin Dozze, eisgrau, hoch in Jahren
Und der Edelfrauen tugendſamſte Krone,
Rezitiert, umgeben von den Damenſcharen,
Einen kecken Schwank aus dem Decamerone.

Raguſeer Grabſchrift

Dieſes alte Haus mit Wappenſchild und Krone,
Dunkeln Bogengängen und der Baluſtrade,
Das nach Moder duftet, mitten am Stradone,
War einſt Herrenſitz des Fürſten Pasco Zade.

Pasco, einer Schneidrin Sohn, hing dem Syſtem an
Des Pythagoras; er hat nach Licht gedürſtet;
Schüler von Vanini; Alchimiſt und Seemann;
Adlig durch ſein Wiſſen und für Geld gefürſtet.

Die Chroniken nennen ihn der Weisheit Quelle.
Hundert Jahre lebte er dem Gold, den Muſen;
Weiß als wie ein Lamm, maß er nur eine Elle;
Niemals ruhte er an eines Weibes Buſen.

Epitaph: Hier liegt, zu Gott, dem HErrn beſchieden,
Pasco Zade ... uſw. fromm und tüchtig,
Aſtronom; es lebten nur mit ihm hienieden
Alle Mann in Ruh und alle Frauen züchtig.

Das Eisenbahnunglück

Etwas erzählen? Aber ich weiß nichts. Gut, also ich werde etwas erzählen.

Einmal, es ist schon zwei Jahre her, habe ich ein Eisenbahnunglück mitgemacht — alle Einzelheiten stehen mir klar vor Augen.

Es war keines vom ersten Range, keine allgemeine Harmonika mit „unkenntlichen Massen" und so weiter, das nicht. Aber es war doch ein ganz richtiges Eisenbahnunglück mit Zubehör und obendrein zu nächtlicher Stunde. Nicht jeder hat das erlebt, und darum will ich es zum besten geben.

Ich fuhr damals nach Dresden, eingeladen von Förderern der Literatur. Eine Kunst- und Virtuosenfahrt also, wie ich sie von Zeit zu Zeit nicht ungern unternehme. Man repräsentiert, man tritt auf, man zeigt sich der jauchzenden Menge; man ist nicht umsonst ein Untertan Wilhelms II. Auch ist Dresden ja schön (besonders der Zwinger), und nachher wollte ich auf zehn, vierzehn Tage zum „Weißen Hirsch" hinauf, um mich ein wenig zu pflegen und, wenn vermöge der „Applikationen", der Geist über mich käme, auch wohl zu arbeiten. Zu diesem Behufe hatte ich mein Manuskript zuunterst in meinen Koffer gelegt, zusammen mit dem Notizenmaterial, ein stattliches Konvolut, in braunes Packpapier geschlagen und mit starkem Spagat in den bayrischen Farben umwunden.

Ich reise gern mit Komfort, besonders, wenn man es mir bezahlt. Ich benützte also den Schlafwagen, hatte mir tags zuvor ein Abteil erster Klasse gesichert und war geborgen. Trotzdem hatte ich Fieber, wie immer bei solchen Gelegenheiten, denn eine Abreise bleibt ein Abenteuer, und nie werde ich in Verkehrsdingen die rechte Abgebrühtheit gewinnen. Ich weiß ganz gut, daß der Nachtzug nach Dresden gewohnheitsmäßig jeden Abend vom Münchener Hauptbahnhof ab-

fährt und jeden Morgen in Dresden ist. Aber wenn ich selber mitfahre und mein bedeutsames Schicksal mit dem seinen verbinde, so ist das eben doch eine große Sache. Ich kann mich dann der Vorstellung nicht entschlagen, als führe er einzig heute und meinetwegen, und dieser unvernünftige Irrtum hat natürlich eine stille, tiefe Erregung zur Folge, die mich nicht eher verläßt, als bis ich alle Umständlichkeiten der Abreise, das Kofferpacken, die Fahrt mit der belasteten Droschke zum Bahnhof, die Ankunft dortselbst, die Aufgabe des Gepäcks hinter mir habe und mich endgültig untergebracht und in Sicherheit weiß. Dann freilich tritt eine wohlige Abspannung ein, der Geist wendet sich neuen Dingen zu, die große Fremde eröffnet sich dort hinter den Bogen des Glasgewölbes, und freudige Erwartung beschäftigt das Gemüt.

So war es auch diesmal. Ich hatte den Träger meines Handgepäckes reich belohnt, so daß er die Mütze gezogen und mir angenehme Reise gewünscht hatte, und stand mit meiner Abendzigarre an einem Gangfenster des Schlafwagens, um das Treiben auf dem Perron zu betrachten. Da war Zischen und Rollen, Hasten, Abschiednehmen und das singende Ausrufen der Zeitungs- und Erfrischungsverkäufer, und über allem glühten die großen elektrischen Monde im Nebel des Oktoberabends. Zwei rüstige Männer zogen einen Handkarren mit großem Gepäck den Zug entlang nach vorn zum Gepäckwagen. Ich erkannte wohl an gewissen vertrauten Merkmalen meinen eigenen Koffer. Da lag er, ein Stück unter vielen, und auf seinem Grunde ruhte das kostbare Konvolut. Nun, dachte ich, keine Besorgnis, es ist in guten Händen! Sieh diesen Schaffner an mit dem Lederbandelier, dem gewaltigen Wachtmeisterschnauzbart und dem unwirsch wachsamen Blick. Sieh, wie er die alte Frau in der fadenscheinigen schwarzen Mantille anherrscht, weil sie um ein Haar in die zweite Klasse gestiegen wäre. Das ist der Staat, unser Vater, die Autorität und die Sicherheit. Man verkehrt

nicht gern mit ihm, er ist streng, er ist wohl gar rauh, aber Verlaß, Verlaß ist auf ihn, und dein Koffer ist aufgehoben wie in Abrahams Schoß.

Ein Herr lustwandelt auf dem Perron, in Gamaschen und gelbem Herbstpaletot, einen Hund an der Leine führend. Nie sah ich ein hübscheres Hündchen. Es ist eine gedrungene Dogge, blank, muskulös, schwarz gefleckt und so gefleckt und drollig wie die Hündchen, die man zuweilen im Zirkus sieht und die das Publikum belustigen, indem sie aus allen Kräften ihres kleines Leibes um die Manege rennen. Der Hund trägt ein silbernes Halsband, und die Schnur, daran er geführt wird, ist aus farbig geflochtenem Leder. Aber das alles kann nicht wundernehmen angesichts seines Herrn, des Herrn in Gamaschen, der sicher von edelster Abkunft ist. Er trägt ein Glas im Auge, was seine Miene verschärft, ohne sie zu verzerren, und sein Schnurrbart ist trotzig aufgesetzt, wodurch seine Mundwinkel wie sein Kinn einen verachtungsvollen und willensstarken Ausdruck gewinnen. Er richtet eine Frage an den martialischen Schaffner, und der schlichte Mann, der deutlich fühlt, mit wem er es zu tun hat, antwortet ihm, die Hand an der Mütze. Da wandelt der Herr weiter, zufrieden mit der Wirkung seiner Person. Er wandelt sicher in seinen Gamaschen, sein Antlitz ist kalt, scharf faßt er Menschen und Dinge ins Auge. Er ist weit entfernt vom Reisefieber, das sieht man klar, für ihn ist etwas so Gewöhnliches wie eine Abreise kein Abenteuer. Er ist zu Hause im Leben und ohne Scheu vor seinen Einrichtungen und Gewalten, er selbst gehört zu diesen Gewalten, mit einem Worte: ein Herr. Ich kann mich nicht satt an ihm sehen.

Als es ihn an der Zeit dünkt, steigt er ein (der Schaffner wandte gerade den Rücken). Er geht im Korridor hinter mir vorbei, und obgleich er mich anstößt, sagt er nicht „Pardon!“ Was für ein Herr! Aber das ist nichts gegen das Weitere, was nun folgt: Der Herr nimmt, ohne mit der Wimper zu

zucken, seinen Hund mit sich in sein Schlafkabinett hinein! Das ist zweifellos verboten. Nie würde ich mich vermessen, einen Hund mit in den Schlafwagen zu nehmen. Er aber tut es kraft seines Herrenrechtes im Leben und zieht die Tür hinter sich zu.

Es pfiff, die Lokomotive antwortete, der Zug setzte sich sanft in Bewegung. Ich blieb noch ein wenig am Fenster stehen, sah die zurückbleibenden winkenden Menschen, sah die eiserne Brücke, sah Lichter schweben und wandern ... Dann zog ich mich ins Innere des Wagens zurück.

Der Schlafwagen war nicht übermäßig besetzt; ein Abteil neben dem meinen war leer, war nicht zum Schlafen eingerichtet, und ich beschloß, es mir auf eine friedliche Lesestunde darin bequem zu machen. Ich holte also mein Buch und richtete mich ein. Das Sofa ist mit seidigem lachsfarbenen Stoff überzogen, auf dem Klapptischchen steht der Aschbecher, das Gas brennt hell. Und rauchend las ich.

Der Schlafwagenkondukteur kommt dienstlich herein, er ersucht mich um mein Fahrscheinheft für die Nacht, und ich übergebe es seinen schwärzlichen Händen. Er redet höflich, aber rein amtlich, er spart sich den „Gute Nacht!"-Gruß von Mensch zu Mensch und geht, um an das anstoßende Kabinett zu klopfen. Aber das hätte er lassen sollen, denn dort wohnte der Herr mit den Gamaschen, und sei es nun, daß der Herr seinen Hund nicht sehen lassen wollte oder daß er bereits zu Bette gegangen war, kurz, er wurde furchtbar zornig, weil man es unternahm, ihn zu stören, ja, trotz dem Rollen des Zuges vernahm ich durch die dünne Wand den unmittelbaren und elementaren Ausbruch seines Grimmes. „Was ist denn?!" schrie er. „Lassen Sie mich in Ruhe — Affenschwanz!!" Er gebrauchte den Ausdruck „Affenschwanz" — ein Herrenausdruck, ein Reiter- und Kavaliersausdruck, herzstärkend anzuhören. Aber der Schlafwagenkondukteur legte sich aufs Unterhandeln, denn er mußte den Fahrschein des Herrn wohl

wirklich haben, und da ich auf den Gang trat, um alles genau zu verfolgen, so sah ich mit an, wie schließlich die Tür des Herrn mit kurzem Ruck ein wenig geöffnet wurde und das Fahrscheinheft dem Kondukteur ins Gesicht flog, hart und heftig gerade ins Gesicht. Er fing es mit beiden Armen auf, und obgleich er die eine Ecke ins Auge bekommen hatte, so daß es tränte, zog er die Beine zusammen und dankte, die Hand an der Mütze. Erschüttert kehrte ich zu meinem Buch zurück.

Ich erwäge, was etwa dagegen sprechen könnte, noch eine Zigarre zu rauchen, und ich finde, daß es so gut wie nichts ist. Ich rauche also noch eine im Rollen und Lesen und fühle mich wohl und gedankenreich. Die Zeit vergeht, es wird zehn Uhr, halb elf Uhr oder mehr, die Insassen des Schlafwagens sind alle zur Ruhe gegangen, und schließlich komme ich mit mir überein, ein Gleiches zu tun.

Ich erhebe mich also und gehe in mein Schlafkabinett. Ein richtiges, luxuriöses Schlafzimmerchen, mit gepreßter Ledertapete, mit Kleiderhaken und vernickeltem Waschbecken. Das untere Bett ist schneeig bereitet, die Decke einladend zurückgeschlagen. O große Neuzeit! denke ich. Man legt sich in dieses Bett wie zu Hause, es bebt ein wenig die Nacht hindurch, und das hat zur Folge, daß man am Morgen in Dresden ist. Ich nahm meine Handtasche aus dem Netz, um etwas Toilette zu machen. Mit ausgestreckten Armen hielt ich sie über meinem Kopfe.

In diesem Augenblick geschieht das Eisenbahnunglück. Ich weiß es wie heute.

Es gab einen Stoß — aber mit „Stoß" ist wenig gesagt. Es war ein Stoß, der sich sofort als unbedingt bösartig kennzeichnete, ein in sich abscheulich krachender Stoß und von solcher Gewalt, daß mir die Handtasche, ich weiß nicht, wohin, aus den Händen flog und ich selbst mit der Schulter schmerzhaft gegen die Wand geschleudert wurde. Dabei war keine Zeit zur Besinnung. Aber was folgte, war ein entsetzliches

Schlenkern des Wagens und während seiner Dauer hatte man Muße, sich zu ängstigen. Ein Eisenbahnwagen schlenkert wohl, bei Weichen, bei scharfen Kurven, das kennt man. Aber dies war ein Schlenkern, daß man nicht stehen konnte, daß man von einer Wand zur andern geworfen wurde und dem Kentern des Wagens entgegensah. Ich dachte etwas sehr Einfaches, aber ich dachte es konzentriert und ausschließlich. Ich dachte: „Das geht nicht gut, das geht nicht gut, das geht keinesfalls gut." Wörtlich so. Außerdem dachte ich: „Halt! Halt! Halt!" Denn ich wußte, daß wenn der Zug erst stünde, sehr viel gewonnen sein würde. Und siehe, auf dieses mein stilles und inbrünstiges Kommando stand der Zug.

Bisher hatte Totenstille im Schlafwagen geherrscht. Nun kam der Schrecken zum Ausbruch. Schrille Damenschreie mischten sich mit den dumpfen Bestürzungsrufen von Männern. Neben mir hörte ich „Hilfe!" rufen, und kein Zweifel, es ist die Stimme, die sich vorhin des Ausdrucks „Affenschwanz" bediente, die Stimme des Herrn in Gamaschen, seine von Angst entstellte Stimme. „Hilfe!" ruft er, und in dem Augenblicke, wo ich den Gang betrete, auf dem die Fahrgäste zusammenlaufen, bricht er in seidenem Schlafanzug aus seinem Abteil hervor und steht da mit irren Blicken. „Großer Gott!" sagt er, „Allmächtiger Gott!" Und um sich gänzlich zu demütigen und so vielleicht seine Vernichtung abzuwenden, sagt er auch noch in bittendem Tone: „Lieber Gott..." Aber plötzlich besinnt er sich eines andern und greift zur Selbsthilfe. Er wirft sich auf das Wandschränkchen, in welchem für alle Fälle ein Beil und eine Säge hängen, schlägt mit der Faust die Glasscheibe entzwei, läßt aber, da er nicht gleich dazu gelangen kann, das Werkzeug in Ruh, bahnt sich mit wilden Püffen einen Weg durch die versammelten Fahrgäste, so daß die halbnackten Damen aufs neue kreischen, und springt ins Freie.

Das war das Werk eines Augenblicks. Ich spürte erst

jetzt meinen Schrecken: eine gewisse Schwäche im Rücken, eine vorübergehende Unfähigkeit hinunterzuschlucken. Alles umdrängte den schwarzhändigen Schlafwagenbeamten, der mit roten Augen ebenfalls herbeigekommen war; die Damen, mit bloßen Armen und Schultern, rangen die Hände.

Das sei eine Entgleisung, erklärte der Mann, wir seien entgleist. Was nicht zutraf, wie sich später erwies. Aber siehe, der Mann war gesprächig unter diesen Umständen, er ließ seine amtliche Sachlichkeit dahinfahren, die großen Ereignisse lösten seine Zunge und er sprach intim von seiner Frau. „Ich hab noch zu meiner Frau gesagt: Frau, sag ich, mir ist ganz, als ob heut was passieren müßt!" Na, und ob nun vielleicht nichts passiert sei. Ja, darin gaben alle ihm recht. Rauch entwickelte sich im Wagen, dichter Qualm, man wußte nicht woher, und nun zogen wir alle es vor, uns in die Nacht hinauszubegeben.

Das war nur mittelst eines ziemlich hohen Sprunges vom Trittbrett auf den Bahnkörper möglich, denn es war kein Perron vorhanden, und zudem stand unser Schlafwagen bemerkbar schief, auf die andere Seite geneigt. Aber die Damen, die eilig ihre Blößen bedeckt hatten, sprangen verzweifelt, und bald standen wir alle zwischen den Schienensträngen.

Es war fast finster, aber man sah doch, daß bei uns hinten den Wagen eigentlich nichts fehlte, obgleich sie schief standen. Aber vorn — fünfzehn oder zwanzig Schritte weiter vorn! Nicht umsonst hatte der Stoß in sich so abscheulich gekracht. Dort war eine Trümmerwüste — man sah ihre Ränder, wenn man sich näherte, und die kleinen Laternen der Schaffner irrten darüber hin.

Nachrichten kamen von dort, aufgeregte Leute, die Meldungen über die Lage brachten. Wir befanden uns dicht bei einer kleinen Station, nicht weit hinter Regensburg, und durch Schuld einer defekten Weiche war unser Schnellzug auf

ein falsches Geleise geraten und in voller Fahrt einem Güterzug, der dort hielt, in den Rücken gefahren, hatte ihn aus der Station hinausgeworfen, seinen hinteren Teil zermalmt und selbst schwer gelitten. Die große Schnellzugslokomotive von Maffei in München war hin und entzwei. Preis siebzigtausend Mark. Und in den vorderen Wagen, die beinahe auf der Seite lagen, waren zum Teil die Bänke ineinandergeschoben. Nein, Menschenverluste waren, gottlob, wohl nicht zu beklagen. Man sprach von einer alten Frau, die „herausgezogen" worden sei, aber niemand hatte sie gesehen. Jedenfalls waren die Leute durcheinandergeworfen worden, Kinder hatten unter Gepäck vergraben gelegen, und das Entsetzen war groß. Der Gepäckwagen war zertrümmert. Wie war das mit dem Gepäckwagen? Er war zertrümmert.

Ein Beamter läuft ohne Mütze den Zug entlang, es ist der Stationschef, und wild und weinerlich erteilt er Befehle an die Passagiere, um sie in Zucht zu halten und von den Geleisen in die Wagen zu schicken. Aber niemand achtet sein, da er ohne Mütze und Haltung ist. Beklagenswerter Mann! Ihn traf wohl die Verantwortung. Vielleicht war seine Laufbahn zu Ende, sein Leben zerstört. Es wäre nicht taktvoll gewesen, ihn nach dem großen Gepäck zu fragen.

Ein andrer Beamter kommt daher — er *hinkt* daher, und ich erkenne ihn an seinem Wachtmeisterschnauzbart. Es ist der Schaffner, der unwirsch wachsame Schaffner von heute abends, der Staat, unser Vater. Er hinkt gebückt, die eine Hand auf sein Knie gestützt und kümmert sich um nichts, als um dieses sein Knie. „Ach, ach", sagt er. „Ach!" — „Nun nun, was ist denn?" — „Ach, mein Herr, mein Herr, ich steckte ja dazwischen, es ging mir ja gegen die Brust, ich bin ja über das Dach entkommen, ach, ach!" — Dieses „über das Dach entkommen" schmeckte nach Zeitungsbericht, der Mann brauchte bestimmt in der Regel nicht das Wort „entkommen", er hatte nicht sowohl sein Unglück, als vielmehr einen Zei-

tungsbericht über sein Unglück erlebt, aber was half mir das? Er war nicht in dem Zustande, mir Auskunft über mein Manuskript zu geben. Und ich fragte einen jungen Menschen, der frisch, wichtig und angeregt von der Trümmerwüste kam, nach dem großen Gepäck.

„Ja, mein Herr, das weiß niemand nicht, wie es da ausschaut!" Und sein Ton bedeutete mir, daß ich froh sein solle, mit heilen Gliedern davongekommen zu sein. „Da liegt alles durcheinander. Damenschuhe..." sagte er mit einer wilden Vernichtungsgebärde und zog die Nase kraus. „Die Räumungsarbeiten müssen es zeigen. Damenschuhe..."

Da stand ich. Ganz für mich allein stand ich in der Nacht zwischen den Schienensträngen und prüfte mein Herz. Räumungsarbeiten. Es sollten Räumungsarbeiten mit meinem Manuskript vorgenommen werden. Zerstört also, zerfetzt, zerquetscht, mein kluger Fuchsbau, mein Stolz und Mühsal, das Beste von mir. Was würde ich tun, wenn es sich so verhielt? Ich hatte keine Abschrift von dem, was schon dastand, schon fertig gefügt und geschmiedet war, schon lebte und klang — zu schweigen von meinen Notizen und Studien, meinem ganzen in Jahren zusammengetragenen, erworbenen, erhorchten, erschlichenen, erlittenen Hamsterschatz von Material. Was würde ich also tun? Ich prüfte mich genau und ich erkannte, daß ich von vorn beginnen würde. Ja, mit tierischer Geduld, mit der Zähigkeit eines tiefstehenden Lebewesens, dem man das wunderliche und komplizierte Werk seines kleinen Scharfsinnes und Fleißes zerstört hat, würde ich nach einem Augenblick der Verwirrung und Ratlosigkeit das Ganze wieder von vorn beginnen, und vielleicht würde es diesmal ein wenig leichter gehen...

Aber unterdessen war Feuerwehr eingetroffen, mit Fackeln, die rotes Licht über die Trümmerwüste warfen, und als ich nach vorn ging, um nach dem Gepäckwagen zu sehen, da zeigte es sich, daß er fast heil war, und daß den Koffern

nichts fehlte. Die Dinge und Waren, die dort verstreut lagen, stammten aus dem Güterzuge, eine unzählige Menge Spagatknäuel zumal, ein Meer von Spagatknäueln, das weithin den Boden bedeckte.

Da ward mir leicht, und ich mischte mit unter die Leute, die standen und schwatzten und sich anfreundeten gelegentlich ihres Mißgeschickes und aufschnitten und sich wichtig machten. So viel schien sicher, daß der Zugführer sich brav benommen und großem Unglück vorgebeugt hatte, indem er im letzten Augenblick die Notbremse gezogen. Sonst, sagte man, hätte es unweigerlich eine allgemeine Harmonika gegeben, und der Zug wäre wohl auch die ziemlich hohe Böschung zur Linken hinabgestürzt. Preiswürd'ger Zugführer! Er war nicht sichtbar, niemand hatte ihn gesehen. Aber sein Ruhm verbreitete sich den ganzen Zug entlang, und wir alle lobten ihn in seiner Abwesenheit. „Der Mann," sagte ein Herr und wies mit der ausgestreckten Hand irgendwohin in die Nacht, „der Mann hat uns alle gerettet." Und jeder nickte dazu.

Aber unser Zug stand auf einem Geleise, das ihm nicht zukam, und darum galt es, ihn nach hinten zu sichern, damit ihm kein andrer in den Rücken fahre. So stellten sich Feuerwehrleute mit Pechfackeln am letzten Wagen auf, und auch der angeregte junge Mann, der mich so sehr mit seinen Damenstiefeln geängstigt, hatte eine Fackel ergriffen und schwenkte sie signalisierend, obgleich in aller Weite kein Zug zu sehen war.

Und mehr und mehr kam etwas wie Ordnung in die Sache, und der Staat, unser Vater, gewann wieder Haltung und Ansehen. Man hatte telegraphiert und alle Schritte getan, ein Hilfszug aus Regensburg dampfte behutsam in die Station und große Gasleuchtapparate mit Reflektoren wurden an der Trümmerstätte aufgestellt. Wir Passagiere wurden nun ausquartiert und angewiesen, im Stations-

häuschen unserer Weiterbeförderung zu harren. Beladen mit unserm Handgepäck und zum Teil mit verbundenen Köpfen zogen wir durch ein Spalier von neugierigen Eingeborenen in das Warteräumchen ein, wo wir uns, wie es gehen wollte, zusammenpferchten. Und abermals nach einer Stunde war alles aufs Geratewohl in einem Extrazuge verstaut.

Ich hatte einen Fahrschein erster Klasse (weil man mir die Reise bezahlte), aber das half mir gar nichts, denn jedermann gab der ersten Klasse den Vorzug, und diese Abteile waren noch voller als die andern. Jedoch, wie ich eben mein Plätzchen gefunden, wen gewahre ich mir schräg gegenüber, in eine Ecke gedrängt? Den Herrn mit den Gamaschen und den Reiterausdrücken, meinen Helden. Er hat sein Hündchen nicht bei sich, man hat es ihm genommen, es sitzt, allen Herrenrechten zuwider, in einem finstern Verließ gleich hinter der Lokomotive und heult. Der Herr hat auch einen gelben Fahrschein, der ihm nichts nützt, und er murrt, er macht einen Versuch, sich aufzulehnen gegen den Kommunismus, gegen den großen Ausgleich vor der Majestät des Unglücks. Aber ein Mann antwortet ihm mit biederer Stimme: „San's froh, daß Sie sitzen!" Und sauer lächelnd ergibt sich der Herr in die tolle Lage.

Wer kommt herein, gestützt auf zwei Feuerwehrmänner? Eine kleine Alte, ein Mütterchen in zerschlissener Mantille, dasselbe, das in München um ein Haar in die zweite Klasse gestiegen wäre. „Ist dies die erste Klasse?" fragte sie immer wieder. „Ist dies auch wirklich die erste Klasse?" Und als man es ihr versichert und ihr Platz macht, sinkt sie mit einem „Gottlob!" auf das Plüschkissen nieder, als ob sie erst jetzt gerettet sei.

In Hof war es fünf Uhr und hell. Dort gab es Frühstück, und dort nahm ein Schnellzug mich auf, der mich und das Meine mit dreistündiger Verspätung nach Dresden brachte.

Ja, das war das Eisenbahnunglück, das ich erlebte. Einmal mußte es ja wohl sein. Und obgleich die Logiker Einwände machen, glaube ich nun doch gute Chancen zu haben, daß mir sobald nicht wieder dergleichen begegnet.

Die verzauberte Bavaria
Zeichnung von Erich Schilling

Ein Menſch namens Ziegler

„Wer hat denn bei Ihnen gemietet, Frau Nachbarin?“
„Es iſt ein Menſch namens Ziegler.“
„Kaufmann?“
„Kann ſein, ich weiß nicht. Er hat vorausbezahlt.“
„Voraus — ja dann.“

*

Dieſer Ziegler war der unbedeutendſte Menſch, den man ſich denken kann. Er gehörte zu denen, die uns jeden Tag und immer wieder auf der Straße begegnen und deren Geſicht wir nie im Gedächtnis behalten können, weil ſie alle miteinander dasſelbe haben, ein Kollektivgeſicht. Zuſammen ſtellen ſie etwas vor, einzeln nicht, wie eine Aktiengeſellſchaft.

Ziegler war alles und tat alles, was ſolche Leute immer ſind und tun. Er war nicht unbegabt, aber auch nicht begabt, er liebte Geld und Vergnügen, log im täglichen Verkehr und war doch kein Lügner, und vor allem war er namenlos feig, wie faſt alle Menſchen. Dabei hatte er natürlich manche anſtändige, ja, honette Züge, und war alſo alles in allem ein gewöhnlicher, normaler Menſch. Das zeigte er auch dadurch, daß ſeine eigene Perſon ihm ſehr lieb und wichtig war. Er hielt ſich, wie jeder normale Menſch, für ein Individuum, obwohl er nur ein Exemplar war, und ſah in ſich und ſeinem Schickſale den Mittelpunkt der Welt, wie jeder andere. Und wenn er gelegentlich wahrnehmen mußte, daß er nicht der einzige Mittelpunkt war, ja, daß die Welt aus lauter Mittelpunkten beſtand, ſo ſtörte dieſe Wahrnehmung ihn für Augenblicke in ſeinem ſüßen Wahne, doch nie für lange. Zweifel lagen ihm ferne, und wenn Tatſachen ſeiner Weltanſchauung widerſprachen, ſchloß er mißbilligend die Augen.

Ziegler war durchaus Europäer. Ihm fehlte der Scharfſinn des Inders, der Anſtand des Chineſen, die Tapferkeit

des Japaners, die Geduld des Negers. Nur vom Hebräer hatte er, wie alle Europäer, einige Fähigkeiten angenommen. Dafür besaß er, was allein die Europäer haben, zwei tief eingewurzelte Tugenden: unbegrenzte Hochachtung vor seiner eigenen Person und ebenso große Hochachtung vor der Wissenschaft. Das war eigentlich ein Widerspruch, doch fühlte Ziegler ihn nicht. Auch wußte er nicht genau zu sagen, was eigentlich die Wissenschaft sei, er dachte dabei etwas von Statistik und von Bakteriologie, und nötigenfalls wies er darauf hin, wieviel Geld und Ehre der Staat für die Wissenschaft übrig habe. Besonders respektierte er die Krebsforschung, denn sein Vater war an einem Magenkrebs gestorben, und Ziegler nahm an, die seither so hoch entwickelte Krebsforschung werde nicht zulassen, daß ihm dasselbe geschähe.

Äußerlich zeichnete sich Ziegler durch das Bestreben aus, sich über seine Mittel zu kleiden, möglichst auffallend und zweckwidrig zwar, aber stets im Einklang mit der Mode des Jahres; denn die Mode der Jahreszeit und des Monates, die seine Mittel allzusehr überstiegen hätte, verachtete er als Affferei. Er hielt viel auf Charakter und trug keine Scheu, unter seinesgleichen und an sicheren Orten mit Freimut über Fürstenworte und Staatssteuern zu schimpfen, wie auch über abwesende Vorgesetzte. Und früher, als er noch nichts Erspartes besaß, hatte er sich sogar zu sozialistischen, ja kommunistischen Anschauungen bekannt.

Man verzeihe mir, daß ich so lange bei dieser Schilderung verweile. Aber Ziegler war wirklich ein tadelloser, angenehmer, reizender Mensch, und wir haben viel an ihm verloren.

Bald nachdem er in unsere Stadt gekommen war, beschloß er einst, sich einen vergnügten Sonntag zu machen. Er hatte noch keinen rechten Anschluß gefunden und war aus Unentschiedenheit noch keinem Verein beigetreten. So

war er darauf angewieſen, ſich um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu kümmern, die er denn gewiſſenhaft erfragte. Und nach reiflicher Prüfung entſchied er ſich für das hiſtoriſche Muſeum und den zoologiſchen Garten. Das Muſeum war an Sonntagvormittagen unentgeltlich, der zoologiſche Garten Sonntag nachmittags zu halbem Preiſe zu beſichtigen.

In ſeinem neuen Straßenanzug mit Tuchknöpfen, der ihm herzliche Freude machte, ging der gute Ziegler am Sonntag in das hiſtoriſche Muſeum. Er nahm ſeinen dünnen, eleganten Spazierſtock mit, einen vierkantigen, rot lackierten Stock mit ſilbernem Griff, der ihm viel Haltung und Glanz verlieh, ihm jedoch zu ſeinem tiefen Mißvergnügen vor dem Eintritt in die Säle von einem Türſteher abgenommen wurde.

In den hohen Räumen war vielerlei zu ſehen, und der fromme Beſucher pries im Herzen die allmächtige Wiſſenſchaft, die auch hier ihre verdienſtvolle Zuverläſſigkeit erwies, ohne doch einer noblen Beſcheidenheit zu entbehren. Ziegler bewunderte das an Aufſchriften wie: „Wahrſcheinlich ägyptiſche Arbeit, vielleicht ein Halsband darſtellend, Entſtehungszeit mutmaßlich zwiſchen 4000 und 500 v. Chr.“

Im zweiten Saale fand er einen Glasſchrank, deſſen eine Scheibe ſo vorzüglich ſpiegelte, daß er in einer ſtillen Minute ſeinen Anzug, Schnurrbart und Friſur, die Hoſenfalte und den Sitz der Krawatte mit Sorgfalt und Befriedigung kontrollieren konnte. Froh aufatmend ſchritt er weiter und würdigte einige Erzeugniſſe alter oberbayriſcher Holzſchnitzer ſeiner werten Beachtung. Tüchtige Kerle, dachte er anerkennend. Und auch eine alte Standuhr mit elfenbeinernen, beim Stundenſchlage Menuett tanzenden Figürchen betrachtete und billigte er noch geduldig. Dann begann ihn die Sache etwas zu langweilen, er gähnte und zog häufig die Taſchenuhr, die er wohl ſehen laſſen durfte, denn ſie war ſchwer golden und ein teures Erbſtück von ſeinem ſeligen Vater, der am Magenkrebs geſtorben war.

Es blieb ihm, wie er bedauernd sah, noch viel Zeit bis zum Mittagessen übrig, und so trat er in einen andern Raum, der ihm nun wirklich Genuß brachte. Er enthielt Gegenstände des mittelalterlichen Aberglaubens: Zauberbücher, Amulette, Hexenstaat und in einer Ecke eine ganze alchimistische Zauberwerkstatt mit Esse, Mörsern, bauchigen Gläsern, Werkzeugen, Blasbälgen u. dgl. Die Ecke war durch ein wollenes Seil abgetrennt. Auf einem alten Tisch mit abenteuerlich geschweiften Kreuzbeinen lagen in offenem Kästchen alchimistische Kleinigkeiten, Metallscheiben, Holzkohlen, Stücke Wachs, Schwefel und anderer verstaubter Kram. Eine Tafel verbot das Berühren dieser Dinge. Man liest aber solche Tafeln nie, sie sind zu häufig, und Ziegler war ganz allein in dem Zimmer.

So streckte er unbedenklich den Arm über das Seil hinweg und betastete die Sachen neugierig. Er hatte schon von diesem Mittelalter gehört und gelesen, und es war ihm unbegreiflich, wie damals die Leute sich mit so kindischem Zeug befassen konnten, und daß man den ganzen Hexenschwindel und all das nicht einfach verbot. Er bedauerte, daß niemand da war, gegen den er seine Geringschätzung dieses Humbugs und seine Achtung vor der wahren Wissenschaft, zu der die Chemie sich später so glänzend entwickelt hatte, aussprechen konnte.

Achtlos nahm er ein kleines, schwarzes Kügelchen, etwas wie eine Pille, in die Hand, ein vertrocknetes, nichtiges Ding, drehte es zwischen den Fingern und wollte es eben wieder hinlegen, als er Schritte hinter sich hörte. Er wandte sich um. Ein Besucher war eingetreten und kam anschauend näher. Es genierte Ziegler, daß er das Kügelchen in der Hand hatte, denn er hatte die Verbottafel natürlich doch gelesen. Darum schloß er die Hand, steckte sie in die Tasche und schlenderte langsam hinaus.

Erst auf der Straße fiel ihm die Pille wieder ein. Er

zog sie heraus und dachte, sie wegzuwerfen, vorher aber führte er sie an die Nase und roch daran. Das Ding hatte einen schwachen, harzartig würzigen Geruch, der ihm Spaß machte, so daß er das Kügelchen wieder einsteckte.

Er ging nun rasch ins Restaurant, bestellte sich ein gutes Essen und ein Münchener Bier dazu, schnüffelte an einigen Zeitungen, fingerte an seiner Krawatte und warf den Gästen teils achtungsvolle, teils stolze Blicke zu, je nachdem sie gekleidet waren. Von dem Eindruck, den sein Gebaren machte, befriedigt, rief er dem Kellner und fragte mit dem Ton beherrschter Kränkung, wo sein Essen bleibe. Das Essen kam aber noch eine Weile nicht.

Da zog der Mensch namens Ziegler abermals seine aus Versehen gestohlene Pille hervor und roch an ihr. Dann kratzte er mit dem Zeigefingernagel an ihr, und schließlich folgte er naiv einem kindischen Gelüste und führte das Ding zum Munde, um mit den Vorderzähnen daran zu knuspern. Ein Stückchen ging richtig ab und blieb ihm im Munde, wo es sich rasch auflöste, ohne unangenehm zu schmecken, so daß er es mit einem Schluck Bier hinabspülte. Den Rest warf er unter den Tisch. Und gleich darauf kam sein Essen.

Um zwei Uhr sprang Ziegler vom Tramwagen, betrat den Vorhof des zoologischen Gartens und nahm ein Sonntagsbillet.

Freundlich lächelnd ging er ins Affenhaus und faßte vor dem großen Käfig des Schimpansen Stand. Ein Schimpanse blinzelte ihn an nickte ihm zu und sagte: „Wie geht's, Bruderherz?"

Angewidert und sogar ein wenig erschrocken wandte der Besucher sich ab und hörte im Weggehen den Affen hinter sich schimpfen: „Der Kerl ist auch noch stolz! Plattfuß, dummer!"

Rasch trat Ziegler zu den Meerkatzen hinüber. Die tanzten ausgelassen und schrien ihn an: „Gib Zucker her!"

Und als er keinen hatte, schimpften sie wütend, ahmten ihn nach, nannten ihn Hungerleider und bleckten die Zähne gegen ihn. Das ertrug er nicht; bestürzt und verwirrt floh er hinaus und lenkte seine Schritte zu den Hirschen und Rehen, von denen er ein anderes Betragen erwartete.

Ein gewaltig großer, herrlicher Elch stand nahe beim Gitter, und Ziegler ging, ihn anzuschauen. Der Elch war still, er sprach kein Wort, sondern blickte verloren und traurig geradeaus, so daß der Besucher ihn prächtig betrachten konnte. Aber als er das eine Weile getan hatte, wendete der Elch den Kopf und sah ihn an. Da erschrak unser Ziegler bis ins Herz. Denn er verstand jetzt die Sprache der Tiere, und der Elch sprach mit den Augen, mit zwei großen, braunen Augen. Sein Blick redete Hoheit, Ergebung und Trauer, und zu dem Beschauer redete er eine stille, überlegen ernste Verachtung, eine furchtbare Verachtung.

Vom Elch entfloh Ziegler zum Steinbock, von da zu den Gemsen, zum Lama, zur Fischotter, zu den Wildsäuen und Bären. Insultiert wurde er von diesen allen nicht, aber er wurde von allen verachtet. Er hörte ihnen zu und erfuhr aus ihren Gesprächen, daß sie die Menschen Kleideraffen nannten und sich wunderten, daß gerade diese häßlichen Geschöpfe frei herumliefen.

Er hörte ein weibliches Puma mit seinem Jungen reden, ein Gespräch voll Ruhe, Ernst und sachlicher Weisheit, wie man es unter Menschen selten vernimmt. Er hörte einen herrlichen, vornehmen Panther sich kurz und gemessen in aristokratischen Worten über das plebejische Pack der Besucher äußern. Er sah dem blonden Löwen ins Auge und erfuhr, wie weit und herrlich und wunderbar die wilde Welt ist, wo es nur Himmel, Sonne, Sterne, Tag und Nacht, und keine Menschen gibt. Er sah einen Turmfalken trüb und stolz in erstarrter Schwermut auf dem toten Aste sitzen und

sah die munteren Häher die schreckliche Gefangenschaft mit Anstand, Achselzucken und halbem Humor ertragen.

Benommen und aus allen Denkgewohnheiten gerissen, wandte sich Ziegler den Menschen zu. Er suchte ein Auge, das seine Not und Angst verstünde, lauschte auf Gespräche, um irgend etwas Tröstendes, Verständiges, Wohltuendes zu hören, er beachtete die Gebärden der vielen Gäste, um Würde, Natur, Adel, stille Überlegenheit zu finden.

Aber er fand und sah und hörte nichts davon. Er hörte die Stimmen und Worte, sah die Bewegungen, Gebärden und Blicke, und da er jetzt alles gewissermaßen von einem Tierstandpunkt aus sah, fand er nichts als eine entartete, sich verstellende, lügende, in Freude und Ungemach unschöne Gesellschaft tierähnlicher Wesen, die nicht Affe noch Löwe, nicht Hirsch noch Vogel waren, sondern von allen Tierarten ein anmaßend geckenhaftes Gemisch darstellten. Einige hübsche Kinder gaben ihm einen flüchtigen Trost, sie bewegten sich frei und gewandt, aber auch sie waren schon nicht mehr Natur und Freiheit, sondern staken in lächerlichem Putz, brauchten törichte Redensarten und verstanden die Tiere zwar besser als die Erwachsenen, sprachen aber dumm und grausam über sie.

Verzweifelt irrte Ziegler umher, sich seiner selbst unbändig schämend. Das vierkantige Stöcklein hatte er längst ins Gebüsch geworfen, die Handschuhe hinterdrein. Aber als er nun seinen Hut von sich warf, die Stiefel auszog, die Krawatte abriß und schluchzend sich an das Gitter des Elchstalles drückte, ward er unter einem großen Auflauf festgenommen und in ein Irrenhaus gebracht, wo er still und traurig noch manche Jahre in einer Kammer saß, das er aber nicht mehr verließ.

Mein erſter Orden

Eines Tages erhielt ich einen ſehr großen Brief aus Rom, in dem mir mitgeteilt wurde, ich ſei zum Cavaliere der Krone von Italien ernannt worden.

Alſo ein Ritter.

Meine ganze Verwandtſchaft hielt es für den erblichen Adel und ſagte „von" zu mir.

Ich war ſelig.

Der Umſtand, daß es in die Zeitungen käme, erfüllte mich mit Wonne, und der Gedanke, daß einige Kollegen ſich vor Neid in ihre chemiſchen Beſtandteile auflöſen könnten, löſte ein Glücksgefühl in mir aus, das mich erſchauern machte.

Nun kam der Tag, an dem ich mich bei dem damaligen italieniſchen Botſchafter, dem Herzog von Avarna, bedanken ſollte.

Ich kam vor das Palais am Joſefsplatz in Gehrock und Zylinder.

Zwiſchen der Toreinfahrt ſtand ein in italieniſche Treſſen gekleideter Mann, mit einem Rieſenſtock in der Hand, einem Zweiſpitz auf dem Haupt und unheimlicher Würde.

Der erſte Blick verriet: Süditalien — Sizilien — mindeſtens Rom. —

Vom Scheitel bis zur Sohle Vollblutitaliener.

Hochklopfenden Herzens nähere ich mich dem Würdeumwobenen, grüße artig und ſage in meinem geradezu vorbildlichen Italieniſch:

„Scusi prego, signor l'ambassadore a casa?" —

Er muſtert mich von oben bis unten und antwortet in unleugbarem böhmiſchen Dialekt, quaſi zurechtweiſend: „Mit mir miſſen Sie daitſch reden, ich bin nämlich ein Hieſige." —

Beſtürzt wiederhole ich deutſch, ob der Herr Botſchafter empfängt.

„Alſo nämlich, Egſelenz iſe jetzt ban Fruhſtuck, in eine halbe Stunde iſe zum Sprechen!“

Um ſein Wohlwollen zu entfachen, meine ich vertraulich: „Wir ſind ja Landsleute!“

Er, noch immer ziemlich reſerviert: „So — woher ſind Sie?“ —

„Aus Brünn“, antwortete ich devot.

Er, als Steigerung betonend: „Und ich bin aus Butſchowitz!“ (Ein kleiner Ort in der Nähe von Brünn.)

Ich: „Ich habe Sie für einen Süditaliener gehalten.“

Er (vertraulich:) „Keine Spur, wir ſind hier lauter Böhm, nur der Herzog ſpricht ein wenig italieniſch.“

Mimi

Ich wohnte damals in der Thereſienſtraße bei einem alten Dekorationsmaler, deſſen üppige Frau, ſchon Ende der Vierziger ſtehend, nach zehnjähriger Ehe in ihrem Leibe aufkeimendes junges Leben fühlte. Die Freude des Paares, das ſich ſchon ganz auf Kinderloſigkeit eingerichtet hatte, war begreiflicherweiſe gering. Herrn Muckel führte ſein Gewerbe ſchon am frühen Morgen fort, während ſeine Frau ebenfalls einen großen Teil des Tages in reichen Privathäuſern als Hilfsköchin uſw. tätig war. Die Abende genoſſen ſie gemeinſam und freuten ſich auf ruhige Weiſe ihres Lebens.

Dieſes beſcheidene Glück ſollte nun ein ankommender Spätling ſtören! Das war bitter! Aber die Natur benahm ſich weiterhin völlig geſetzmäßig, und eines Nachts vernahm ich, nachdem mir am Vorabend ſchon unruhiges Hin- und Hergehen aufgefallen war, durch die Wand ein leiſes Wimmern, das mir die Ankunft des Kindes anzeigte. Es war ein Mädchen — recht klein und ſchwächlich. Auf dieſe geringe Lebensfähigkeit wurde wiederholt auch von den Eltern mit dem Unterton leiſer Hoffnung hingewieſen, wenn die übrigen Bewohner des Hauſes ihre lächelnden Glückwünſche brachten. Immerhin gelang es dem Würmchen, in den wenigen Wochen ſeines Erdendaſeins die Ruhe des ältlichen Paares zu zerſtören, ſeinen geregelten Lebensgang auf den Kopf zu ſtellen und auch meine häuslichen Gewohnheiten in manchem zu ändern. Ich erwog ſogar ſchon eine Kündigung, da das beſtändige Wimmern der kleinen Mimi bei der engen Wohnung auch in mein Zimmerchen drang und mir den Schlaf vergällte. Außerdem fand ich jetzt häufig in der bisher ſo ſauberen Küche der Frau Muckel die naſſen Windeln der Mimi neben meinem Frühſtück und anderes mehr, was ich noch weniger ausſtehen konnte.

Da hatte jedoch der Himmel ein Einſehen! Er ſchickte

einen Darmkatarrh und nahm sein Englein wieder zu sich. Damals hatte ich einen jungen Musiker zum Freund, und dieser wiederum besaß einen Dachshund, Florian benannt, jung und voll Daseinsfreude. Beide kamen nach monate-

Alfred Kubin: Selbstkarikatur

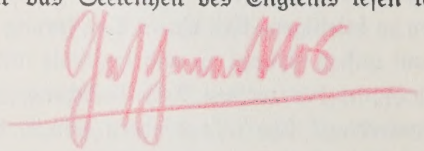
langer Abwesenheit nach München zurück zur Zeit, als die eben erzählten Ereignisse spielten. Frau Muckel war gerade ausgegangen, um noch Anordnungen für das Begräbnis zu treffen, als es ungestüm an der Gangtür läutete. Ich öffnete selbst und empfing erfreut den Genossen lustiger Stunden. Auch Florian war bei bester Laune und sprang sogleich auf

seinen Lieblingsplatz in der Sofaecke. Mein Freund vertiefte sich gleich in meine auf dem Tisch ausgebreiteten Arbeiten der letzten Zeit. Mir aber blies der Übermut oder sonst irgend ein Teufel den Gedanken zu einer Tat ein, die ich, bei aller Nachsicht für meine Jugendstreiche, heute als vollkommen ungehörig bezeichnen muß.

Mein Kamerad wußte nämlich durch seine Abwesenheit nicht das mindeste vom Werden und Vergehen der Muckelschen Nachkommenschaft, so wollte ich ihn durch die Wucht der Tatsachen überraschen. Scheinbar harmlos verließ ich das Zimmer und schlich mich in den engen Schlafraum der Eheleute, wo in einer dunklen, alkovenartigen Nische ein Öllämpchen glimmte, bei dessen trübem Schein ich das tote Kindchen in seinem kleinen Sarge entdeckte. Ich nahm das Ganze, das wie ein Spielzeug aussah, und trug es in mein Zimmer hinüber, wo mein Freund noch immer ganz versunken in die Betrachtung meiner Zeichnungen war. Ich trat mit gemachter Unbefangenheit hinter ihn und hielt ihm plötzlich wortlos das Totentrühlein mit der kleinen Leiche vor das Gesicht. Als der etwas kurzsichtige Freund fast mit der Nase an dies bläuliche, ins Greisenhafte verzerrte Totenantlitz stieß, fuhr er mit einem Entsetzensruf auf, was so komisch aussah, daß ich vor Lachen keine Erklärung vorbringen konnte. Meine Heiterkeit erregte die Aufmerksamkeit Florians, der natürlich gleich das dringende Bedürfnis fühlte, sich an dem Vergnügen zu beteiligen. Mit einem Satz sprang er aus seiner Sofaecke auf unsere Gruppe zu und erwischte mit seinen Zähnen einen Zipfel des weißen Totenkleidchens, das über den Sarg herunterhing. Ehe ich's hindern konnte, hatte mir der elende Dackel die Leiche entrissen, die einen Augenblick lang unschön zwischen uns baumelte. Ich schrie, mein Freund, der wissen wollte, was das alles bedeuten sollte, schrie auch, während Florian triumphierend mit seiner Puppe durch das

Zimmer sauste. Ich verfolgte ihn, um ihm seine Beute möglichst rasch und unversehrt zu entreißen. Wer junge Dackel kennt, weiß, wie schwer sie sich ihren Raub entreißen lassen. Ich kroch wie ein Wahnsinniger dem Köter unter das Bett nach, doch der floh hinter das Sofa. Endlich gelang es mir, Florian zwischen Tür und Kleiderschrank seinen Raub abzunehmen. Sie war nicht schön anzuschauen, die arme Mimi. Ich fand gerade noch Zeit, das Unglückswurm ins Kistchen zu stopfen, geht's wie's geht, Kranz und Schleier daraufzudrücken und alles in fliegender Hast und klopfenden Herzens wieder an seinen Platz im Zimmer meiner Vermieter zu tun. Die winzigen Händchen, die zuerst sorglich wie zum Gebet zusammengeklammert waren, konnte ich freilich nicht mehr herrichten, aber immerhin tupfte ich noch rasch den Zipfel meines Taschentuchs in das Glas mit geweihtem Wasser und wischte das Gesichtchen ab. Doch damit verschmierte ich in der Eile nur den Staub, wie ein zorniger Kaminkehrer sah die Mimi aus. Das war mein Abschiedseindruck von der armen Kreatur.

Gerettet zündete ich mir drüben tiefaufatmend eine Zigarette an und gab Erklärungen ab. — Nur Frau Muckel, der ich, als sie andern Tages vom Begräbnis heimkam, teilnehmend die Hand drückte, sagte mir, daß die Mimi ziemlich zerzaust im Sarg gelegen hätte. Und obwohl sie selbst gar nicht abergläubisch sei, wolle sie doch auf alle Fälle noch eine Extramesse für das Seelenheil des Engleins lesen lassen.



Glückliche Rettung

Ich saß mit einem Freund auf der Veranda in den Schären. Vor uns lag die stille Bucht, und jenseits von ihr stand der große, tiefe Wald, in den wir nie den Fuß setzten, in dem wir nie die Pfade entlangschleichen oder die Berge erklettern würden, denn wir waren alte, vernünftige Herren, die da wußten, was ein Wald war, und die halb aus Gewohnheit, halb aus Zwang in der Sommerfrische wohnten, die zweimal täglich einen Dampfer bestiegen und verließen, und deren einzige Sommerfreude zwei weiche Korbstühle auf einer kühlen Veranda waren, wohin keine Ziehharmonika dringen konnte und auch nicht der leiseste Flirt.

Der Abend war lau und schön, das Wasser vor uns lag banal blank und ruhig da, wie es an einem Sommerabend in den Schären eben daliegt. Die Mücken schwirrten in der Luft, und die Blätter an einer Espe zitterten ganz leise.

„Das ist schön", sagte mein Freund.

„Ja," sagte ich, „sehr schön. Unendlich langweilig schön."

Ein Ruderboot glitt langsam über das Wasser, schlich am Schilfrand entlang. Wir sahen es der Brücke zusteuern.

„Das ist meine Schwiegermutter", sagt mein Freund.

„Es scheint dein Mädchen zu sein, das sie rudert."

„Ja," sagte ich, „es ist Mathilda, die rudert, und deine Schwiegermutter sitzt hinten. Das ist ganz richtig und sehr interessant."

Das Boot glitt weiter, wir saßen schweigsam, mein Freund war verletzt.

Das Boot hatte die Brücke erreicht. Mathilda legte die Ruder auf sie hinauf, und ich sah, wie sie das Boot sich an der Brücke scheuern ließ, aber das war mir gleich, denn das Boot gehörte meinem Freund.

Mathilda stieg zuerst auf die Brücke und reichte der alten Dame die Hand, um ihr hinaufzuhelfen. Die alte Dame, die

dick und ungeschickt war, packte Mathilda mit festem Griff bei der Hand und zog sie mit einem Ruck direkt ins Wasser, in dem sie verschwand.

Darauf sagte die alte Dame: „'m Gottes willen, Menschenskind!" und kroch auf dem Bauch auf die Brücke hinauf.

Mein Freund und ich saßen still. Die sogenannte „innere Gewalt" hielt uns davon zurück, irgendwelchen Anteil an diesem sonderbaren Abenteuer zu nehmen. Da sagte ich:

„Deine Schwiegermutter hat mein Mädchen ins Wasser gezogen."

„Sie hat es nicht absichtlich getan", erwiderte mein Freund.

„Wer weiß", sagte ich. „In meinen Augen hat es wie Absicht ausgesehen. Mathilda hat ihr doch nie was Böses getan."

„Unsinn," sagte mein Freund, „das Mädchen ist ausgeglitten und hineingefallen."

„Da sieht man," erwiderte ich, „wie du vor der Polizei aussagen wirst! Ein Unfall, nichts weiter! Mathilda wäre bestimmt nicht ins Wasser gefallen und ertrunken, wenn deine Schwiegermutter sie nicht mit Überlegung hinuntergezerrt und ertränkt hätte. Es war doch immerhin mein Mädchen, und ich habe ihr den Lohn bis zum Ersten bezahlt."

„Ertrunken?" sagte mein Freund und erhob sich, „sie ist ja jetzt wieder oben!"

Mathilda war wieder hinaufgekrochen und stand jetzt hinten im Boot. Ihr Hut saß schief, das Haar hing ihr in langen Strähnen übers Gesicht, und die Kleider saßen an ihrem jungen, nassen Körper wie angeklebt. In ihrem Blick lagen Entsetzen und Erstaunen. So etwas wäre nicht passiert, wenn sie in der Stadt geblieben wäre und mit ihrem Bräutigam auf dem Balkon eines Cafés gesessen hätte.

Auf der Brücke stand die Schwiegermutter meines Freundes. Mit zitternder Stimme sagte sie: „Nimm meine Hand!"

Mathilda ergriff die ausgestreckte Hand, und mit einem Ruck zog sie die alte Dame direkt ins Wasser hinein. Wir hörten ein Plumpsen und sahen eine Kaskade von Wassertropfen, die gegen die Brücke spritzten. Dann wurde alles ruhig. Mein Freund hob sein Glas gegen meins und sagte ernst:

„Wir sind quitt, wir wollen uns wegen dieser Kleinigkeit nicht verfeinden."

Der Abend war lau und schön. Eine Mücke sog an meinem rechten Daumen, bis sie dick und rot wurde und starb. Über die Bucht segelte eine einzelne Möwe, und über das Wasser strich ein reiner und ruhiger Wind.

Siehe den Titel.

Wandervögel

Da war mal ein älterer Herr, der einen Fimmel für lange Fußtouren hatte. Er wanderte oft stundenlang mit seinem fünfzehnjährigen Sohn draußen im Wald.

Eines Tages aber regnete es Bindfaden, und da sagte der Sohn zu seinem Vater, der einen Fimmel für Bewegung hatte:

„Heute können wir doch nicht weggehen, Papa?"

„Nein," sagte der Vater, „heute können wir nicht weggehen. Aber Bewegung müssen wir haben. Wir laufen zu Hause."

Dann packten sie den Rucksack wie immer, und dann fingen sie an, um den Eßzimmertisch herumzulaufen. Der Junge trug den Rucksack.

Als sie zwei Stunden gelaufen waren, sagte der Alte:

„Jetzt wird uns ein bißchen Frühstück schmecken! Wir wollen uns hier ins Grüne setzen und essen."

Und dann setzten sie sich auf den Fußboden, und der Junge packte das Frühstück aus.

Plötzlich entdeckten ſie, daß ſie den Korkenzieher vergeſſen hatten.

„Du mußt nach Hauſe laufen und den Korkenzieher holen", ſagte der Vater.

Der Junge ging ans Büffet, um den Korkenzieher zu holen.

„Nein, Freundchen," ſagte der Vater, „ich habe geſagt, du ſollſt nach Hauſe laufen, um den Korkenzieher zu holen!"

Da mußte der Junge zwei Stunden lang zurücklaufen, und unterdeſſen lag der Alte da und las die Morgenzeitungen.

Als der Junge wiederkam, wurde gefrühſtückt. Dann ruhten ſie ſich aus, und dann ſagte der Alte:

„Jetzt gehen wir nach Hauſe."

„Weißt du was, Papa," ſagte der Junge, „ich bleibe hier — ich gehe morgen nach Hauſe."

Und das tat er auch.

Der Gittverein

Ich glaube, ich tue am besten, wenn ich den ‚Gittverein' im Augenblick seiner Auflösung vorführe. Ort der Handlung ist das Lehrerzimmer des Gymnasiums, in dem der Ordinarius die Verhandlung für halbzwei Uhr nachmittags anberaumt hat. Die Mitglieder des ‚Gittvereins' sind ausschließlich Schüler der ersten Klasse. (In Deutschland: Sextaner.) Sie durften nicht, wie die übrigen Schüler, um ein Uhr nach Hause gehen und stehen jetzt tiefbeschämt um den grünen Tisch herum. Der Professor sitzt rauchend in einem Lehnstuhl. Die Verhandlung beginnt.

Der Professor: Gehen wir also hübsch der Reihe nach! Vor allem muß ich wissen, wer der Gründer des Vereins ist — ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich Vereinsgründungen in der Klasse nicht dulde. Wer hat ihn gegründet?

Tiefe Stille.

Der Professor: Nun?

Ein Knabe: Der Weiß.

Der Professor: Weiß, kannst du dich nicht selber melden?

Weiß: Doch, Herr Professor.

Der Professor: Nun — und warum hast du dich nicht gemeldet?

Stille.

Der Professor: Gut, gehen wir der Reihe nach! Sage mir zunächst einmal: was ist ‚Gitt'?

Weiß (nimmt ein großes Stück Kitt aus der Tasche und legt es auf den Tisch.) Das ist ‚Gitt'.

Der Professor: Hm — was ist das?

Weiß: Eine Masse, die der Glaser braucht, um die Fensterscheiben in die Rahmen einzukleben. Der Glaser klebt sie an den Rahmen, und man kratzt sie dann mit den Fingernägeln wieder heraus.

Der Professor: Also ganz gewöhnlicher Glaserkitt. Und du hast dieses Stück da herausgekratzt?

Wejß: O nein, Herr Professor. Das ist der Vereinsgitt.

Der Professor: Was?

Wejß: Der Vereinsgitt. Das haben die Mitglieder gesammelt, und der Vorstand hat mich nur mit der Aufbewahrung betraut. Früher hat ihn der Boka aufbewahrt, weil er nämlich der Kassierer gewesen ist. Aber bei ihm ist der Gitt eingetrocknet, weil er ihn niemals gekaut hat.

Der Professor: Wird denn der Kitt gekaut?

Wejß: Jawohl, denn sonst wird er hart, und dann kann man ihn nicht kneten. Ich habe ihn jeden Tag gekaut.

Der Professor: Warum grade du?

Wejß: Weil nach den Statuten der Vorsitzende verpflichtet ist, den Vereinsgitt täglich zu kauen, da er sonst hart wird. (Weinend.) Und ich bin der Vorsitzende.

Der Professor: Wo habt ihr das große Stück her?

Unheimliche Stille.

Der Professor: Boka! Woher habt ihr es?

Boka: Wir haben es, bitte, schon seit einem Monat. Ich habe es eine Woche lang gekaut, damals war es aber kleiner. Das erste Stück hat der Wejß gebracht, und darum eben haben wir den Verein gegründet. Sein Papa hat ihn spazierengefahren, und er hat den Gitt aus dem Wagenfenster herausgekratzt. Seine Fingernägel waren ganz blutig. Dann ist im Musiksaal das Fenster entzweigewesen, und ich bin am Nachmittag hingegangen und habe gewartet, bis der Glaser kam. Um fünf Uhr ist er gekommen, und ich habe ihn um ein Stückchen Gitt gebeten, er hat mir aber garnicht geantwortet, weil er das Maul voll Gitt hatte.

Der Professor: Was sind das für Ausdrücke? Nur Tiere haben ein Maul.

Boka: Nun, also den Mund. Auch er hat den Gitt gekaut. Dann bin ich zu ihm hingegangen und habe ihn ge-

beten, mich doch zuſehen zu laſſen, während er das Fenſter machte. Er hat mit dem Kopf genickt, und ich hab' ihm zugeſchaut, bis er fertigwar. Dann iſt er weggegangen, und wie er wegwar, bin ich zum Fenſter hingeſchlichen und habe den Gitt herausgekratzt und mitgenommen. Ich habe ihn aber nicht für mich geſtohlen, ſondern für den Verein. (Beginnt laut zu heulen.)

Der Profeſſor: Brülle nicht!

Wejß (kleinlaut:) Gleich brüllt er los...

Boka (ſchluchzt herzzerbrechend).

Wejß: Brülle nicht! (Er beginnt ſelbſt zu ſchluchzen.)

Der Profeſſor (zieht kräftig an ſeiner Zigarre. Einer der Schüler, Tſchele mit Namen, meldet ſich).

Tſchele: Bitte, Herr Profeſſor, auch ich habe dem Verein Gitt gebracht. (Blickt ſtolz um ſich.)

Der Profeſſor: Woher?

Tſchele: Ich hab unſre Vogelwanne zerbrochen, und wie ſie die Mama hat herrichten laſſen, hab ich gleich den Gitt herausgekratzt. Das ganze Waſſer iſt auf den Teppich gefloſſen, wie Hanſi gebadet hat. Was braucht denn ein Vogel zu baden? Die Spatzen baden doch auch niemals.

Der Profeſſor: Du ſcheinſt bei recht guter Laune, lieber Tſchele — ich will ſie dir bald verſalzen! Fahr fort, Boka!

Boka (leiſe weinend und vor Angſt zitternd:) Fortfahren?... Wie denn?

Der Profeſſor: Woher habt ihr das übrige?

Boka: Der Tſchele hat es doch eben geſagt. Und dann hat mir der Verein einmal eine Krone gegeben, damit ich ein Stück beſchaffen ſoll.

Der Profeſſor: Ihr habt alſo auch für Geld Kitt gekauft?

Boka: Nein, aber mein Papa iſt Arzt und fährt am Vormittag im Mietwagen zu den Patienten. Einmal hat er

mich mitgenommen, da hab ich den Fenstergitt herausgekratzt, und das war ein sehr guter, weicher Gitt. Da hat der Verein mir eine Krone gegeben, damit ich nocheinmal in dem Wagen fahren kann, und nachmittag bin ich in die Vorstadt gefahren und habe den ganzen Gitt herausgekratzt, aus allen vier Fenstern, und dann bin ich zu Fuß zurückgekommen.

Der Professor: Das war damals, als ich dich in der Nähe der Vorstadt antraf? Ich habe dich angesprochen, du hast mir aber keine Antwort gegeben.

Boka: Weil ich den Mund ganz voll Gitt hatte. (Fängt an zu weinen.)

Wejß: Gleich muß er brüllen... (Weint.)

Der Professor: Ein netter Verein! Wer ist also der Vorsitzende?

Wejß (hält plötzlich im Weinen inne.) Ich.

Der Professor: Und wer ist der Kassierer?

Wejß: Der Boka.

Der Professor: Heraus mit dem Geld!

Boka: Hier. (Er legt zwei Kronen sechzig Heller in Bargeld, zwei Zehnhellermarken, einen Kartenbrief, zwei Stempelmarken zu je einer Krone, acht neue Federn und eine farbige Glaskugel auf den Tisch.)

Der Professor: Wo habt ihr das Geld hergenommen?

Boka: Aus der Vereinskasse. Jeder von uns hat wöchentlich zehn Heller eingezahlt.

Der Professor: Und wozu brauchtet ihr das Geld?

Boka: Nur, damit der Beitrag bezahlt würde, der Wejß hat auf das Vorsitzendengehalt verzichtet.

Der Professor: Wieviel war das?

Boka: Zehn Heller die Woche. Die Postmarken habe ich gebracht, den Kartenbrief der Barabasch, die Stempelmarken der Borowsky. Er hat sie von seinem Papa...

Der Professor: Gestohlen? Was, Borowsky?

Borowsky: Bitte?

Der Professor: Du hast sie gestohlen?

Borowsky (schüttelt stumm den Kopf, doch so, daß er die Frage zu bejahen scheint).

Der Professor: Welche Verderbtheit! Was ist dein Papa?

Borowsky: Dr. Ernst Borowsky, Landes- und Wechseladvokat. Der Verein hat aber die eine Stempelmarke zurückgegeben...

Der Professor: Wie? Was?

Borowsky: Weil ich dem Papa die eine Marke gestohlen hatte, so hab ich mich gefürchtet, und da hat mir der Verein eine Krone gegeben, und ich habe dafür eine andre Stempelmarke gekauft und sie auf den Schreibtisch zurückgeschmuggelt. Papa hat mich aber erwischt, nicht wie ich gestohlen habe, sondern wie ich die Marke zurücklegte, und da hat er mich verdroschen...

Der Professor: Was sind das für Ausdrücke?

Borowsky: Da hat er mich durchgeprügelt und außerdem geohrfeigt, weil ich die Marke zurückgelegt habe. Er fragte mich, wo ich sie gestohlen hätte; ich wollte aber nicht die Wahrheit sagen, denn dann hätte es noch mehr Prügel gegeben, und so sagte ich, daß ich sie von Boka habe. Da sagt er: ‚Du wirst die Marke sofort dem Boka zurücktragen, denn er hat sie sicher gestohlen!' Da hab' ich sie dem Boka zurückgebracht, und so hat der Verein nun zwei Stempelmarken.

Der Professor: Wozu habt ihr denn eine neue Stempelmarke gekauft? Du hättest doch einfach die alte zurücklegen können?

Boka: Nein, das ging nicht, weil auf der Rückseite schon das Vereinssiegel war.

Der Professor: Was, auch ein Siegel habt ihr? Her damit!

Boka: Der Barabasch ist der Siegelbewahrer.

Barabasch: Hier ist es. (Er legt einen aus Gummi verfertigten Stempel samt Zubehör auf den Tisch.)

Der Professor (liest:) ‚Verein für Gittsammlung, Budapest 1904'. — Welche Verderbtheit!

Barabasch (will das Siegel wieder zu sich nehmen.)

Der Professor: Was willst du?

Barabasch: Bitte, ich hab geschworen, das Siegel mit meinem Blute zu verteidigen, ehe ich's aus der Hand gebe.

Der Professor: Halt den Mund! (Nimmt das Siegel an sich.)

Barabasch: Dann bitte, auch dem Tschele die Fahne wegzunehmen.

Der Professor: Auch eine Fahne habt ihr? Her damit!

Tschele zieht aus seiner Rocktasche eine kleine schwarz-weiß-rote Papierfahne, deren Stange aus Draht geflochten ist. Auf der Fahne steht: ‚Verein für Gittsammlung, Budapest 1904'.

Der Professor: Welche Verderbtheit!

Boka: Bitte, Herr Professor, es ist vom Barabasch nicht schön, daß er die Fahne verraten hat!

Barabasch: Wenn man mir das Siegel weggenommen hat, ist es doch sowieso mit dem Verein zu Ende.

Der Professor: Haltet den Mund! Ich will's euch schon besorgen. Ich erkläre den Verein hiermit für aufgelöst. Daß ich in Zukunft nie wieder etwas von solcher Verkommenheit höre! Im Betragen bekommt ihr alle nur ‚genügend', der Weiß aber, als Vorsitzender, ein ‚ungenügend'.

Weiß: Bitte schön, ich war heute zum letztenmal Vorsitzender. Heute sollte die Generalversammlung stattfinden, und für den nächsten Monat wollten wir den Boka zum Vorsitzenden wählen.

Der Professor: Das ändert an der Sache nichts.

Morgen sitzt ihr alle bis zwei Uhr nach, ihr schreibt dann die Adressen für die fünfhundert Verlobungskarten meiner Schwester. Ich will's euch schon besorgen! Jetzt macht, daß ihr fortkommt, ihr nichtsnutzigen Burschen!

Alle: Adieu!

Wejß greift nach dem Kitt.

Der Professor: Wirst du dich gleich packen?

Wejß: Den Gitt bekommen wir nicht zurück?

Der Professor: Nein. Und sollte noch einer von euch etwas davon haben, dann heraus damit! Erfahre ich's nämlich später, dann wird er ohne Erbarmen von der Schule verwiesen.

Lessik, der bisher noch nicht befragt wurde, tritt vor, nimmt ein Stück Kitt aus dem Munde und klebt es schmerzlich bewegt mit seinen schmutzigen Fingern an die Vereinsmasse.

Der Professor: Mehr hast du nicht?

Lessik tut den Mund auf und zeigt, daß er alles herausgenommen hat.

Der Professor: Und daß ich nicht noch einmal höre, ihr hättet einen Verein gegründet! Marsch nun!

Alle schleichen hinaus.

Lessik (grüßt, da er vorher, als die andern sich im Chor empfahlen, den Mund vollhatte:) Empfehle mich!

Draußen auf der Straße.

Boka: Die zwei Kronen sechzig kommen ihm gelegen. Er hat uns das Geld einfach wegstibitzt.

Wejß: Nach der Versetzungsprüfung werde ich ihn verklagen.

Sie lungern traurig herum.

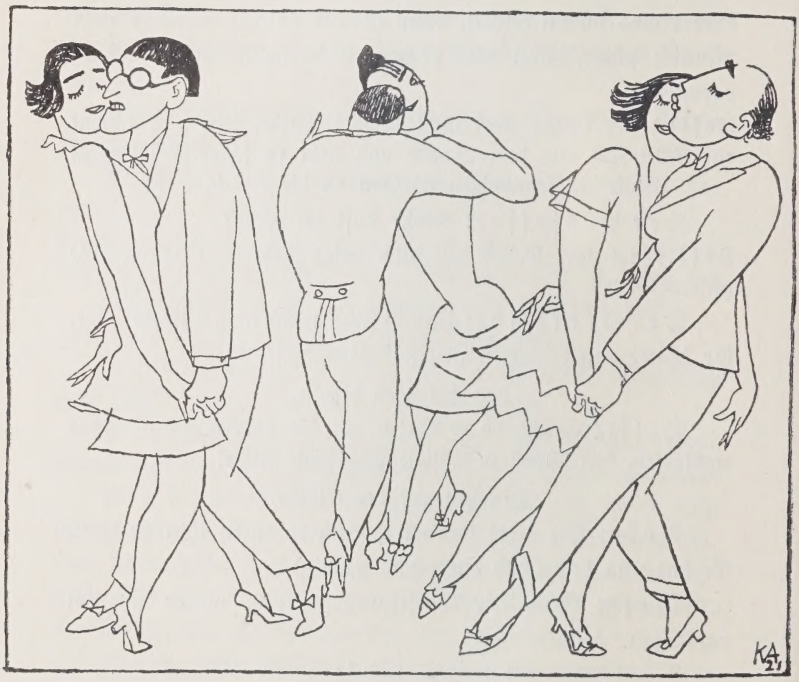
Tschele: Du... während er euch ausfragte, habe ich am Fenster gestanden... Sieh her!

Er nimmt ein Stück frischen Kittes, das er soeben im Lehrerzimmer herausgekratzt hat, aus der Tasche. Aller Augen leuchten auf.

Tschele steckt den Kitt rasch zurück. Tiefe Stille. Weiß denkt an die Vereinsfahne, Boka an den Vereinskitt und beginnt zu weinen.

Weiß: Schon wieder brüllt er ...

Auch er beginnt zu heulen. Der Schnee fällt in großen Flocken, und die sechs kleinen Gestalten trotten langsam in dem dämmerigen Winternachmittag die beschneite Straße hinunter, hart aneinandergeschmiegt, wie Menschen, die eine heilige Sache und ein gemeinsamer Kummer bis zum Tode zusammenhält.



Karl Arnold: Tanzdiele

Wie ich Regisseur war, und was dann noch weiter geschehen ist

Ich habe seinerzeit schon erzählt, wie ich von der Direktion des „Intimen Theaters" als Literat engagiert wurde. Weil ich aber doch nun einmal die Literatur nicht mag und es ja überhaupt mit der Literatur Essig ist, so machte man mich zum Regisseur, um doch irgendwie meine Kraft nutzbringend zu verwenden. Ich war vollkommen damit einverstanden, denn ich hatte mir bisher unter einem Regisseur einen Menschen vorgestellt, der nichts zu tun hat, als daß er mit den Damen liebenswürdig und mit den Herren grob ist, und beides ist ja ein großes Vergnügen. Als ich aber einige Wochen diesen Beruf ausgeübt hatte, erschien der eine der beiden Direktoren (es waren nämlich zweie vorhanden, mit getrennten Ressorts: der eine für das „Artistische", das heißt: für Verweigerung von Kostümen und Requisiten, und der andere für das „Administrative", das heißt: für Vereitlung von Pfändungen) — der „Artistische" also kam und sagte: „Sie müssen einen Maeterlinck inszenieren." Wir gingen nun alle Stücke von Maeterlinck durch und berieten, welche etwa künstlerisch geeignet wären, das heißt: welche „geschützt" sind und welche nicht, und einigten uns auf „Intérieur". Dann wurde der Theatermaler herbeigerufen, ein barscher Mensch, dessen Weltanschauung in dem Satz konzentriert war: alles ist aus flachem Pappendeckel; er war also hierin eine Art Fortsetzer der jonischen Naturphilosophen, nur daß sein Weltstoff nicht Wasser oder Luft war, sondern eben Pappendeckel. Ich glaube nicht, daß es jemandem gelungen wäre, ihm nachzuweisen, daß irgend ein wirkliches oder bloß vorgestelltes, konkretes oder abstraktes Ding in der ganzen Welt seit Adam jemals aus etwas anderm bestanden habe als aus flachem Pappendeckel. Hätten wir behauptet, daß es mehr als zwei Dimensionen im Raume gäbe, so hätte

er sicher nach einem Arzt telephoniert. Er erklärte sich nach einigem Zögern bereit, vier Pappstreifen grün zu tünchen und damit listigerweise dem Publikum einen Wald vorzutäuschen, ferner in eine große Papplatte ein Viereck zu schneiden und dadurch in den Zuschauern die Sinnestäuschung wachzurufen, als sähen sie ein Haus mit Fenster. Nach ihm wurde der Beleuchter gerufen, ein schüchterner Mensch, der sich ohne weiteres bereit erklärte, eine große Glühlampe mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf- und zuzudrehen, indem er versicherte, niemand im Zuschauerraum werde sich weigern, in dieser Lichterscheinung einen grellen Blitz zu erkennen. Ferner erschienen noch der „Theatermeister", welcher bereits einen Papiersack mitgebracht hatte, in den er blies (welches Geräusch dem Sturmwind durchaus nicht unähnlich war), der „Inspizient", in dem ich ohne Mühe den Beleuchter wiedererkannte, und der „Requisiteur", der wieder in seiner äußern Erscheinung an den Theatermeister erinnerte. Alle diese versicherten, indem sie mich „Herr Oberregisseur" nannten, daß sie es in der Täuschung und Irreführung des Publikums an nichts fehlen lassen würden.

Nun kamen die Proben, über deren Charakter man in Laienkreisen falsche Begriffe hat. Proben bestehen lediglich darin, daß einige Menschen aus Heften allerlei Reden ablesen, unter der Versicherung, diese Hefte seien nur ein provisorisches Hilfsmittel „für heute", das „morgen" bereits ohne praktischen Wert sei. Dieses „morgen" hat offenbar den Charakter eines bloßen Grenzwerts, es hat nur die rein negative, einschränkende Bedeutung von „nicht heute". Es ist wissenschaftlich nicht das geringste dagegen einzuwenden, denn die Mathematik und Mechanik, gerade die exaktesten Wissenschaften, arbeiten bekanntlich schon seit langem mit solchen Grenzwerten.

Nach mehreren Proben mußte ich jedoch erkennen, daß das Ganze von trostloser Langweile war; auch war der

Dialekt der Schauspieler nicht komisch genug, um zwanzig Minuten lang zu amüsieren. Indes, als ich gerade mit dem „Theatermeister" über Regengeräusche verhandelte, kam mir eine jener genialen blitzartigen Erleuchtungen, die in meinem Leben nichts Seltenes sind. Er wollte mich gerade von der illudierenden Kraft trockener Erbsen in Trommeln überzeugen, als mir plötzlich einfiel: wie, wenn wir dem akustischen Sinnesreiz auch den optischen hinzufügten, mit einem Wort: wenn wir wirklich regneten, wirklich, richtig, mit echtem Wasser? Gesagt, getan, und schon bei der nächsten Probe prasselte unaufhörlicher, rauschender Regen hernieder, eine prächtige Naturerscheinung, die noch den Vorteil hatte, daß sie die Reden der Künstler völlig verschlang.

Es kam die Generalprobe. Eine Generalprobe unterscheidet sich von den übrigen Proben in sehr wesentlicher Weise: bei diesen wird nur gebrüllt, aber bei einer Generalprobe wird gebrüllt und geohrfeigt. Als ich kam, ohrfeigten sich gerade die beiden Herren Direktoren, wobei der Kneifer des einen zerschellte und das rechte Ohr des andern zu bluten begann. Inzwischen war jedoch der Kapellmeister mit vier Tonkünstlern erschienen, um eine Musikprobe abzuhalten, denn zur Einleitung sollte ein düstres Tonstück gespielt werden. Er weigerte sich jedoch, diese Probe abzuhalten, es sei denn, man gebe ihm zehn Kronen Vorschuß. Daraufhin versöhnten sich sofort die beiden Herren Direktoren und ohrfeigten gemeinsam den Kapellmeister. Infolgedessen bekam eine Schauspielerin einen hysterischen Schreikrampf.

Man führte sie jedoch auf die Bühne, und unter der erfrischenden Wirkung des kühlen Regens beruhigte sie sich. Jetzt konnte die Probe beginnen, denn auch die beiden Herren Direktoren hatten sich inzwischen mit dem Kapellmeister versöhnt (ich weiß nicht, wen sie dann gemeinsam ohrfeigten). Im übrigen wäre ich auch beinahe geprügelt worden, denn am Schlusse der Probe hielt ich an die Darsteller eine schöne

Ansprache, in der ich ihnen dafür dankte, daß sie trotz der so ungünstigen Witterung so tapfer auf der Bühne ausgehalten hätten, und die Hoffnung aussprach, daß am Abend alles vortrefflich gehen werde, woraufhin vier Menschen von der Bühne sprangen und mich tätlich bedrohten, weil das, was ich gesagt hätte, ein böses Omen sei. Zum Glück blieb ich beim Hinausgehen an einem Nagel hängen und zerriß mir meinen neuen Rock, was ein gutes Omen ist.

Und es ging auch wirklich abends vortrefflich. Als der Vorhang gefallen war, klatschte Peter Altenberg wie besessen, was sechs Hervorrufe zur Folge hatte. Auch die Kritik am nächsten Tage war im ganzen recht günstig. Die meisten erkannten an, daß es eine gut inszenierte Wasserpantomime gewesen sei. Einige andre freilich waren wiederum weniger freundlich. So schrieb einer, daß diese Meiningereien denn doch schon aus der Mode seien, und bloße Pracht der Inszenierung genüge noch lange nicht, und solch protzige Ausstattung sei unkünstlerisch, und einer behauptete sogar, der naturalistische Regen habe die symbolistische Maeterlinckstimmung zerrissen.

Man sollte nun meinen, meine Regietätigkeit wäre damit erledigt gewesen. O nein, denn nach einiger Zeit kam ein Journalist und sagte, dieser Regen sei so natürlich gewesen, fast wie wirklich, und wie denn das gemacht werde, und er wolle darüber einen Artikel schreiben. Ich konnte ihm doch nun nicht sagen, daß ich mir bloß über einen durchlöcherten Blechstreifen den Mund ausgespült hatte, und erwiderte daher: „Ja, die Sache ist ziemlich kompliziert, aber ich kann Sie Ihnen verraten, denn ich habe bereits das Patent angemeldet. Also, Sie wissen doch, daß wir transversale Erdleitung haben, nicht wahr? Wenn also der Schaltstrom in das obere Relais eintritt, so geht er nicht, wie gewöhnlich, gleich in den Kommutator, sondern wird vorher über eine Primärspule geleitet. Hierdurch entsteht

natürlich eine Stromschleife. Das Ganze ist aber in Verbindung mit einem longitudinalen Gestänge, das aus neutralem Kupfer hergestellt ist und daher wie ein Rezeptor wirkt. In dem Augenblick nun, wo der Transmitter den Empfängerdraht berührt, entsteht im Schließungskreis ein gleichgerichteter Polarisationsstrom, der Kollektor intermittiert: — und es regnet. Haben Sie alles genau begriffen?" — „O ja", sagte der Journalist und verschwand. Er scheint aber doch nicht alles genau begriffen zu haben, denn er schrieb nur ganz allgemein, im Intimen Theater werde jetzt durch mehrere verwickelte Apparate ein elektrischer Regen mit Erdleitung erzeugt.

Man sollte nun meinen, meine Regietätigkeit wäre damit erledigt gewesen. O nein, denn nach längerer Zeit kam ein Mensch namens Franz R.... und sagte, er habe ein großartiges Lokal gemietet, in dem modern-ästhetische Kurse stattfinden sollen, und ob ich über moderne Regie sprechen wolle, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der modernen Theatermalerei. Ich wollte ihm zunächst sagen, daß ich zwar von der Regie nicht das geringste verstehe, daß das aber noch gar nichts sei gegen die Malerei, von der ich überhaupt am wenigsten von allen lebenden Menschen verstehe, und daß ich noch nie in einer Gemäldegalerie gewesen bin, und daß ich überhaupt gegen die menschliche Tätigkeit der Malerei im Prinzip bin, und daß ich meine sechswöchige Reise in Italien ausschließlich zum Studium der Weinsorten benutzt habe, und überhaupt und so; er ließ mich aber gar nicht zu Worte kommen, sondern sagte, die Prinzipien der modernen Malerei müßten endlich in die Massen getragen werden, und die Prinzipien der modernen Regie müßten endlich in die Massen getragen werden, und das Lokal sei großartig, und dann sagte er etwas von einhundert Kronen, und schließlich dachte ich mir: warum soll ich denn eigentlich Geld verlieren, bloß weil ich zufällig nichts von Regie und Malerei verstehe, und

richtig war schon bald darauf in den Zeitungen und auf den Plakaten ein Vortrag von mir annonciert: „Modernästhetische Regie, ihre Aufgaben und letzten Ziele, mit besonderer Berücksichtigung ihrer malerischen Probleme."

Vor einigen Tagen bekam ich jedoch eine Postkarte. Auf dieser stand: „Euer Wohlgeboren! Im Auftrage des Herrn Franz R... erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, daß die Frau Koplatschek, der, was das Lokal gehört, plötzlich eine Alternative bekommen hat und deshalb die Vorträge nicht stattfinden können. Ergebenst N. N."

Ich weiß nun zwar nicht, was „Alternative" für eine Krankheit ist — offenbar so eine von den modernen, neurasthenischen — aber ich hoffe, damit wird doch endlich meine Regietätigkeit erledigt sein.

Der Snob

Sybil: Ich liebe dich, Chriſtian. Du biſt der Fehler in der Rechnung meines Lebens. Ich gäbe die vierundzwanzigtauſend für deinen Beſitz jetzt.

Chriſtian: So verdienſt du in Not und Elend zu ſterben. Da nimm den Kuß umſonſt. — Du haſt mir die Krawatte verſchoben.

Sybil: Sie ſaß ſchon vorher infam.

Chriſtian: So viel ich von dir lernte, das allein faßte ich nicht: den tadelloſen Sitz einer Krawatte. Zeig ihn mir zum hundertſten Mal.

Sybil (bindet die Krawatte um den Hals einer großen Vaſe.) Zuerſt einfaches Schlingen des Knotens. Zweitens Unterlegen des einen Endes als Maſche, Durchziehen des andern. Drittens...

Chriſtian: Steht rechts ein Stück vor.

Sybil: Man ſchneidet's mit der Schere fort.

Chriſtian: Koſtet jedes Binden eine Krawatte.

Sybil: Und bringt ein: die Anerkennung der Verſtehenden.

Chriſtian: Worauf es überall ankommt.

Sybil (tiefer Knicks:) Ergebene Dienerin, Herr Generaldirektor.

Chriſtian: Keinen Scherz.

Sybil: Ich habe ganz begriffen.

(Sybil exit.)

Chriſtian: Angenehme Perſon alles in allem. (Am Schreibtiſch.) Doch nun den Verſtand zuſammengenommen. (Er ſchreibt.) „Verehrter Graf Palen, die Einladung zum 26. d. Monats nehme ich mit ergebenem Dank an." Ergebener Dank? Wollen ſehen. „Empfehlungen an die Komteſſe." Zu familär. Teils zu ergeben, teils zu vertraut. Vor allem darf er nicht merken, wie gern ich komme. Das Papier

iſt falſch. Beſſer Bogen mit Firmenkopf: Sekretariat der Monambominen. „Sehr verehrter Graf von Palen.“ Wie das eingeſchobene ‚von‘ diſtanziert! Die Sache muß als erſte ſchriftliche Äußerung meinerſeits in dieſen Kreis hinein tadellos korrekt und doch bedeutend ſein. Wie ſchreibt er ſelbſt? „Lieber Herr Maske, wollen Sie am 26. mit uns zu Abend eſſen, en tout petit comité? Der Ihre.“ Auf ſchlichtem billigem Papier. Das hat den Ton freundſchaftlich überflächlicher Vertrautheit. „A b e n d eſſen“ iſt himmliſch! Bleiben wir um einen Grad förmlicher, aber ſo, daß immerhin — ich möchte eine lateiniſche Vokabel einſtreuen, die den Tenor männlich macht. Wie wird man mit vier, fünf Silben ſolchen Gehirnen einen Augenblick wichtig? Das iſt eine Preisfrage, aber ſie muß gelöſt werden. Einen Fünfſilber mit viel Vokalen und rollendem Takt für den Anfang. (Er geht durchs Zimmer.) Dúm da da dúm da. Unaufgefordert. Die zweite Silbe iſt für mein Ohr länger als die erſte. Falſcher Takt — Pränumerándo — das iſt's im Ton, gibt aber natürlich keinen Sinn. Dúm da da dúm da. Ich muß es finden.

Die drei Gesellen

Es war einmal ein Zimmergesell,
Ein arger Gesell, ein schlimmer Gesell,
Der ließ kein Weib in Ruh.
Er nahm, was in den Weg ihm kam,
Ob grad, ob krumm, ob heil, ob lahm —
Und wars ein Holzgestell.

Sein Nachbar war ein Bäckergesell,
Ein frecher Gesell, ein kecker Gesell,
Und aller Mädchen Freund.
Ob schwarz, ob blond, ob rot, ob braun,
Er brauchte sie nur anzuschaun,
Sie kamen auf der Stell.

War beider Freund ein Brauergesell,
Ein kluger Gesell, ein schlauer Gesell,
Doch mocht ihn keine Maid.
Setzt er sich eine in den Kopf,
Sie hängt — verloren Malz und Hopf —
Ihm um die Narrenschell.

Und war da eine Wäschemamsell,
Eine muntre Mamsell, eine fesche Mamsell,
Die liebten alle drei.
Der Zimmrer hat sie sich geholt,
Den Bäcker hat sie selbst gewollt —
Beim Brauer lacht sie hell:

„Was fällt dir ein, du dummer Gesell,
Du öder Gesell, du krummer Gesell!
Wirst nimmermehr mein Mann.

Du haſt ja Warzen im Geſicht
Und einen Wanſt — dich mag ich nicht.
Geh heim und troll dich ſchnell."

Da ſprach der Brauer: „Warte, Mamſell!
Du biſt mir keine gar zarte Mamſell —
Wirſt doch noch meine Frau."
Und ging nach Haus und braut ein Bier,
Das wär zu ſtark geweſen ſchier
Dem Teufel in der Höll.

Dem Zimmrer tät er winken: „Geſell,
Komm her zu Bier und Schinken, Geſell!"
Den Bäcker rief er auch.
Drauf ſeift er die zwei Freunde ein,
Verſchliefen jeder drei Stelldichein
Bei ihrer Wäſchemamſell.

Die kam gerannt: „Ach, Brauergeſell,
Ich bin gar ſehr voll Trauer, Geſell.
Komm her und ſei mein Schatz!" —
Da liebten die beiden ſich himmelhoch.
Der Zimmrer, der Bäcker, die ſchnarchten noch
Beſoffen auf ihrem Fell.

Schüttelreim

Sie würden mir große Freude bereiten,
Wenn Sie meinen Hund von der Räude befreiten.

Volkslied

Wie mache's de die Zimmerlüt?
Sie hauen ab e chline Spon
U heuſche den e große Lohn.

Wie mache's de die Murerlüt?
Der Murer dä ſchloht Dräck i's Loch,
U preicht er's nid, ſo tätſcht es doch.

Wie mache's de die Schmittelüt?
Sie ſchlöh en alte Nagel i
U ſägen, es ſig e neue gſi.

Wie mache's de die Wirtshuslüt?
Sie bſchließe ſi z' Nacht i Chäller i
U lütere dert der Märitwi.

Wie mache's de die Schriberlüt?
Sie ſetzen es Tüpfli uf en I
U ſchriben es Fränkli Chöſten i.

Wie mache's de d' Schulmeiſterlüt?
Sie ſi gar grüsli ſchröckli glehrt
U mache nüſti d' Sach verchehrt.

Wie mache's de die Pfarrerlüt?
Sie haſple der Faden ums Chanzelbrätt,
We nume der Haſpel eh chlepfe wett!

Zum Gevatter auf Besuch

Was hat man viel von einem Frühlingstag? Er endet wie jeder andre auf Gottes Erde. Ewig dieselbe Kümmernis im Dorf, dieselben Freuden. Morgen ist Sonntag, und die gesprungene Glocke kündet es zitternd dem sündigen Volk. Die Arbeiter auf dem Feld beeilen sich, vor Abend heimzukommen. Auf der krummen Dorfstraße knirschen die Wagen, wettern die Bauern.

Die Sonne geht blutrot schlafen, lila Dämmerung fällt. Vom Brunnen unterhalb des Dorfes schallt rhythmisch das Reigenlied, helles Mädchenkreischen erquickt den Abend.

Dann wird es plötzlich still und feierlich. Mensch und Tiere wollen rasten. Der Acker draußen dehnt sich wohlig in der Kühle — dunkle, würzige Gerüche steigen — goldne Samen keimen, goldne Hoffnung.

Nur bei Dragos gibt's Lärm und lauter Freude. Stojtscho, der Sohn, und Jana, seine Frau, eine verdammt junge, hübsche Frau, erst seit einem Monat in der Ehe — sie haben eine große, große Reise vor: zu Gevatter Milen, drei Dörfer weit, ins vierte. Wenn sie die ganze Nacht fahren, sind sie früh am Morgen da.

Vater Drago selber schmiert die Achsen, strafft die Ketten, kißt die Leitern aus mit frischem Heu. Schwiegermutter, stramm und fröhlich wie ein Mädchen, läuft in den Keller, in die Kammer, trägt bunte Tücher herbei voll von Geschenken. Stojtscho, in seinem schönsten Staat, rasiert, hält ungeduldig die jungen Ochsen am Leitseil und schielt verstohlen an den Alten vorbei nach seiner Janka. Sie steht, geputzt wie eine Braut, schämig beiseite, mit einem bemalten Weinfäßchen vor sich.

Der alte Drago untersucht noch einmal den Wagen, mustert auch seinen Stojtscho wieder — er ist ja so klein, fast noch ein Knabe — und mahnt ihn väterlich: „Gib acht,

Junge! Halt die Augen offen! Damit kein Unglück geſchieht. Sonſt iſt's nichts mit dem Beſuch... Und jetzt vorwärts! Zieh an!"

Stojtſcho packt die Ochſen am Halfter, bekreuzigt ſich und wandert los. Janka küßt Vatern und Muttern die Hände und folgt dem Wagen, von den Alten mit Segenswünſchen begleitet, beladen mit dreihundert Beſtellungen und Grüßen an Gevatter Milen.

Der Wagen kriecht aus der engen Dorfgaſſe und verſchnauft hinter dem letzten Haus. Die beiden ſteigen in die weichen Heupolſter; Stojtſcho piekt die Ochſen, und es geht langſam, wackelnd weiter. Der Wagen knarrt und ſtöhnt den Fahrgäſten ſeine Meinung zu.

Zärtliche Nacht im All. Tauſend Sterne blinzeln wie Engelsäuglein liebreich auf das Jammertal. Der Vollmond ſchwimmt auf den Hügeln, hält einen Augenblick und lächelt köſtlich — dann zieht er lautlos weiter — wie ein Hirtenbub mit ſeinen gefleckten Lämmern.

Von dieſer lieben Nacht haben Stojtſcho und ſeine Janka geträumt ſo manchen Tag. Mutterſeelenlieballein im Wagen, auf einſamem Weg, in Dunkel und Stille. Gibt es noch mehr Glück?

Und Stojtſcho muntert die Ochſen auf, hebt drohend den Stachel und... umſchlingt Jankas ſchlanken Leib.

„Ni... cht, Stojtſcho, man wird uns ſehen!" ruft ſie und drückt ſich ängſtlich an ihn.

Er ſtreichelt ihre erregten Wangen. ‚Dummerchen! Wer ſollt uns ſehen? Wir ſind nicht im Dorf.'

„Oh Gott, das hatte ich vergeſſen", kichert Jana. „Wir ſind auf dem Feld."

‚Gevatter Milen iſt ein luſtiger Mann — er wird uns wie ein Kaiſerpaar empfangen.'

„Ob er ein Geſchenk für mich bereitet hat?"

‚Und die Gevatterin erst! Sie schließt die Nacht kein Auge, wo sie weiß, daß wir am Morgen kommen.‘

Janka klatscht in die Hände. „Diese Freude!“

‚Gevatter Milen ist freundlich; wieviel Wein da fließen wird!‘

„Eh, du denkst auch immer nur ans Trinken“, neckt sie.

‚Janka! Red nicht so! Sonst, meiner Seel, küß ich dir den Hals wund.‘

„Hü, sieh dir ihn an! Sehr schön von dir!“

‚Hü, wirst gleich sehen, ob es schön ist!‘

„Ni—cht, Stojtscho, was fällt dir ein? Du hast mir das Kopftuch zerdrückt.“

‚Schweig!‘

„Was?? Ich soll schweigen?“

Gelächter im Wagen, ein Ringen, heiter und frei. Da gibt's einmal keinen Vater, der da hustet, keine eifersüchtige Schwiegermutter, die da lauscht.

Ob den Wagenleitern verschwand das weiße Kopftuch, der Ochsenstachel fiel.

Und stumme Nacht. Die Ochsen hemmten sorglos den Schritt inmitten der Straße. Sie standen — und als kein Ruf sie weckte, kein Stachel trieb, da... dachten sie ein Weilchen nach und legten sich duldsam nieder und ergaben sich dem zufriedenen, süßen Wiederkäuen.

Der blasse Mond lächelte verschmitzt und flüsterte den mutwilligen Sternchen in ihrer Sprache etwas zu. Die Englein freuten sich diebisch. Der tugendhafte Himmel aber erbleichte.

Und als die Sonne schon recht hoch war: da stand der Wagen immernoch mitten auf der Straße, und die Ochsen wiederkäuten süß und zufrieden.

Nur Gevatter Milen dort im vierten Dorf — er murrte nicht wenig über Leute, die einen Gastmähler vorbereiten und dann vergebens warten lassen.

Margarine

Wohnzimmer bei Vierkant. Das Mobiliar ist altes Erbstück. Um den runden Tisch grüne Sessel und Polsterstühle. Über dem Sofa Ölbild einer alten Dame mit frischem Gesicht; Großmama Lene. Beim Fenster in einem Nußholzgalgen Vogelbauer mit ausgestopftem Papagei. Vierkant und Strobel sitzen sich gegenüber.

Vierkant: Das war ein Antrag!

Strobel (ein Knie in den Klapphut bohrend:) Ich bin auf Fragen vorbereitet, die Sie als Vater bei dieser Gelegenheit zu stellen berechtigt sind, und die ich nach bestem Wissen und Gewissen beantworten werde.

Vierkant (den fetten kurzen Körper immer wieder auf die Sesselkante vorstoßend:) Nach bestem Wissen und Gewissen — das hört sich ja wie eine Steuererklärung an!

Strobel: Über diesen Punkt —

Vierkant: Sprechen wir uns noch! — Also, mein Kind —

Strobel: Ihre Tochter Judith.

Vierkant: Das Mädel natürlich, um den Bengel Fritz kann es sich ja in diesem Falle nicht handeln! (Er lacht; dann sachlich:) Im Grunde — und Sie gestanden mir ja eben ausdrücklich das Recht zu einigen Erkundigungen zu — oder habe ich Sie mißverstanden? Schön. Kurz und bündig — Sie werden mir schon meine Offenheit zugute halten müssen: eine Frage ist es eigentlich nur — die Kardinalfrage, die ich auf dem Herzen habe: gesund sind Sie?

Strobel: Ich darf sagen, daß mein Körper Feind jeder Unordnung gewesen ist. Krankheit ist Unordnung im Körper! Kinderkrankheiten haben mich kaum gestreift — und später hat mir mein Amt keine Zeit zu solchen Scherzen gelassen. Ich rühme mich, noch keine Stunde Urlaub aus dieser Veranlassung genommen zu haben!

Vierkant (staunend:) Donnerwetter!

Strobel: Meine Konstitution ist keine herausfordernd mächtige, aber zähe.

Bierkant: Jedenfalls der Kern durch und durch gesund?

Strobel: Das wollte ich bekunden.

Bierkant (mit einem Finger drohend:) Und immer hübsch solide mit den Kräften hausgehalten?

Strobel: Inwiefern?

Bierkant (sieht ihn verblüfft an:) Nichts von Bedeutung — ein rhetorischer Einwurf!

Strobel: Ich übe keine strapazierende Körperpflege — ein einstündiger Spaziergang in den Stadtwald, regelmäßig nach Tisch unternommen, verschafft mir die notwendige Bewegung.

Bierkant (aus dem Sessel strebend:) Bravo. Damit haben Sie mich gewonnen. Ich habe große Stücke von Ihnen gehalten — aber Sie übertreffen meine Erwartungen! Vorwärts!

Strobel: Ich gebe nun im Abriß die notwendigen Darlegungen.

Bierkant: Was denn? Von welcher Art?

Strobel: Das Besoldungsgesetz vom siebzehnten März neunzehnhundertsieben —

Bierkant: Allmächtiger Gott — drückt Sie das?

Strobel: — sieht für die erste Stufe —

Bierkant: über die Sie längst hinaus sind — und über die zweite und dritte auch!

Strobel: Ein Grundgehalt —

Bierkant: Der Grundgehalt!

Strobel: Wozu ein Wohnungszuschuß —

Bierkant: Der gesetzmäßige!

Strobel: Dieser Grundgehalt ist der Steigerung fähig.

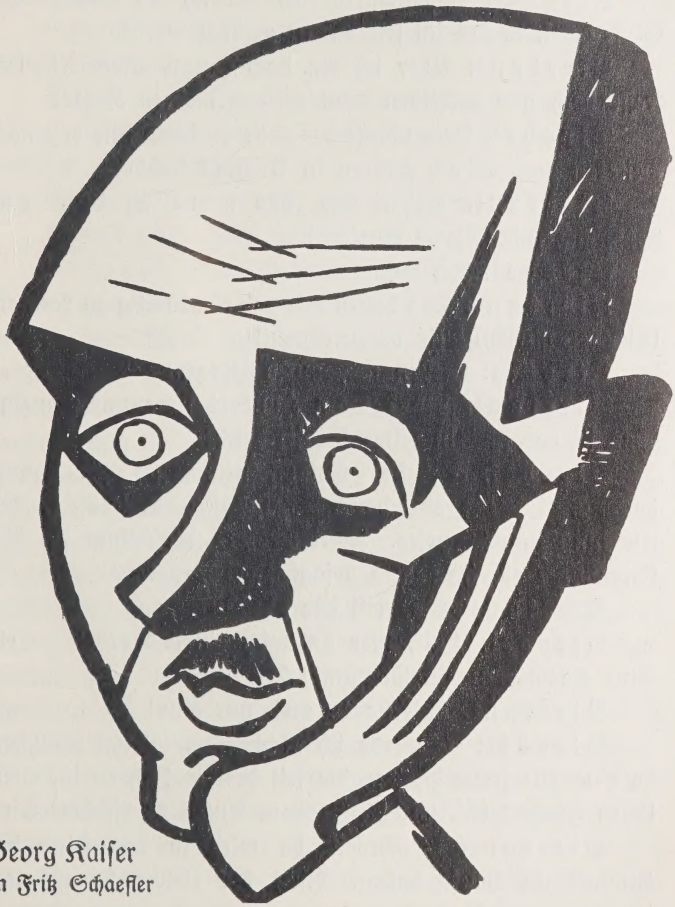
Bierkant: Aber das sind uns beiden doch an den Schuhen abgelaufene Geschichten!

Strobel: Hinzuzuſetzen habe ich hier —

Vierkant: Alſo das noch.

Strobel: Zunächſt wird der Wohnungszuſchuß nicht berührt.

Vierkant: Keinen Finger hebe ich.



Georg Kaiſer
Von Fritz Schaefler

Strobel: Wieder mit dem Aufrücken in die —

Bierkant: Weil alles sich vermehrt — seit Menschengedenken!

Strobel: Gestaffelt von drei zu drei Jahren —

Bierkant: Bis die Pensionierung allen goldenen Träumen ein Ende setzt!

Strobel: Gegenwärtig genieße ich die Bezüge der Stufe zwei, in der ich seit Ostern geführt werde.

Bierkant: Aber ich bin doch genau orientiert. Ich fresse doch aus derselben Staatskrippe meinen Hafer!

Strobel: Demzufolge der volle Zuschuß mir erst nach weiteren zweieinhalb Jahren in Aussicht steht.

Bierkant: Sehen Sie, das nenne ich dann eine Wohnung mit schöner Aussicht!

Strobel: Ich rechne —

Bierkant: Das haben Sie gar nicht nötig zu rechnen. (Sich verbessernd:) Mir vorzurechnen!

Strobel: Siebenundzwanzig Prozent —

Bierkant: Was? Vom Hundert siebenundzwanzig? Was ist das für ein fettes Papierchen?

Strobel: — des Gesamteinkommens für Haushaltung. Ich begreife darin Wirtschaftsgeld, Wäsche, Beleuchtung und Diverses. Zwei Prozent verschlingt die Bekleidung. Habe ich richtig gesagt, zwei Prozent?

Bierkant: Was soll das alles?

Strobel: Halt, hier habe ich einen Vorteil — ein Plus einzusetzen: ein Dienstmädchen —

Bierkant: Wir haben auch nur eins!

Strobel: — werde ich nicht zu entlohnen brauchen, da eine alte treue Person, die seit dreißig Jahren im elterlichen Hause dient, uns zu gleichem Anteil verpflichtet wird.

Bierkant: Prachtvoll, da wird ja das Kind den Himmel im Hause haben. Nicht der elende Dienstbotenjammer.

Strobel: Mit dem Anfall des vollen Wohnungszuschusses wird mir die strenge Einhaltung dieses Wirtschaftsprogrammes die Hausstandgründung gestatten.

Vierkant: Und wann wäre das?

Strobel: In zweieinhalb Jahren!

Vierkant (räuspert:) Also wir sprechen uns noch. — Sonst quält Sie nichts?

Strobel: Ich möchte noch kurz auf meine Eltern zu sprechen kommen.

Vierkant: Da ist Ihr altes Mütterchen, das bei Ihnen wohnt und sich von dem treuen erprobten Dienstmädchen pflegen läßt.

Strobel: Es betrifft meinen verstorbenen Vater.

Vierkant: Seid fröhlich mit den Fröhlichen!

Strobel: Wenn ich meine Braut an das schlichtgrüne Grab führe, so bleibt ein Geheimnis bewahrt, das ich Ihnen — als dem Mann mit dem herberen Empfinden — nicht verschweige. Mein Vater war Kaufmann. Er vertrat eine Margarinefabrik am Rhein. Als er dort gelegentlich — und immer hoch für alles in seinem Fache interessiert — die maschinellen Anlagen besichtigte, kam er dem Getriebe zu nahe. Die Zangen, Räder, Hebel packten ihn — hielten ihn fest und rissen ihn in einen der großen Behälter mit dem Rohmaterial. An Hilfe war nicht zu denken. Der Prozeß wickelt sich in rasender Eile auf rein technischem Wege ab und gibt das fertige Produkt wieder. So kam auch Vater wieder zum Vorschein, regelrecht verarbeitet. Eine Ausscheidung war nicht möglich. Die Kraft des Farbstoffes ist zu gewaltig — auch der Margarine war nichts anzusehen. Die Fabrik telegraphierte uns sofort — und hielt die Ware in kulantester Weise vom Verkauf zurück. Wir schickten eine Gegendepesche ab, in der wir um Reservierung des ganzen Blockes baten. Die Fabrik stellte ihn, wie sie sich überhaupt zuvorkommend in der ganzen traurigen Angelegenheit be-

nommen hat, gratis zur Verfügung. Wir wollten natürlich ein Geschenk von diesem Umfange nicht annehmen, sondern forderten Berechnung des Materials ein, das durch den Unfall meines Vaters unbrauchbar gemacht war. So erhielten wir wenigstens auf dem Wege der Kalkulation Vater zurück. Es wird Sie daher nicht mehr überraschen, wenn Sie auf dem Leichenstein auch sein Gewicht eingemeißelt finden, was ja nicht üblich ist. Wir ließen den neun Zentner schweren Block als Eilgut — deklariert als Margarine — überführen. Die Zusendung geschah wiederum franko. Würde es Sie nun — als Bekenner des christlichen Auferstehungsgedankens — abstoßen, daß mit meinem Vater noch siebeneinhalb Zentner Margarine — und nach menschlichem Ermessen in untrennbarer Verbindung — unter dem Hügel ruhen?

Vierkant (schnappend:) Man muß — Sie aufheitern! Man muß — — Sie aufheitern!

Strobel: Bevor in dem Mädchen Hoffnungen erweckt werden, wollte ich mich rückhaltlos dem Vater bekennen.

Vierkant: Unter jeden Hügel werden ja weltliche Dinge mit hinabgenommen — warum nicht auch einmal Margarine! — Aber sagen Sie meiner Tochter nichts davon, ihr könnte das richtige Verständnis fehlen! (Er unterdrückt einen neuen Ausbruch.) Schonen Sie Ihre Kräfte, Sie haben eine Herzensburg zu erobern, die gut verschanzt ist. Das Mädel ist ein Racker. Den setzen Sie nicht so schnell matt, wie seinen alten Vater! Seien Sie nicht zu genau, kein Federleſen. Solch Mädel hat keine Logik im Kopf — das hat zwei Lippen, da muß es wie gedruckt gehen. Dann haben Sie den ganzen Falter auf der Hand. Also — daß wir nur Erfreuliches hören. Gottes Segen über Sie und mein Kind. Jetzt will ich Ihnen das Mädel hereinschicken. (Schon links.) Verstanden? Brust heraus, Kopf aufgesetzt: ich will — du sollst — ich will dein Herr sein! (Ab.)

Der gesunde Menschenverstand

Der Menschheit gewidmet

In das Kriegsministerium eines Landes, dessen Name uns gleichgültig sein kann, kam eines Tages ein Herr von verschlagenem Aussehen und verlangte:

„Führen Sie mich vor jemand, der etwas versteht. Ich will ihm eine wichtige Mitteilung machen."

„Von was versteht?" fragte man ihn.

„Von der Luftschiffahrt. Ich habe eine Erfindung gemacht, die ich verkaufen will, eine Erfindung, die eine Umwälzung der gesamten Kriegstechnik bedeutet. Wer dieses mein Geheimnis kauft, wird fortan das Übergewicht über den Gegner haben. Von nun an entscheidet meine Erfindung über Niederlage und Sieg."

Hierob waren natürlich alle höchlichst erfreut und führten den Erfinder unverzüglich vor einen alten, würdigen General.

Der General freute sich nicht weniger als die andern, bot dem Erfinder den größten Klubsessel an und fragte dann zuvorkommend:

„Worin, mein Verehrtester, besteht nun also, wenn ich fragen darf, Ihre Erfindung?"

„Ich habe den Typ eines Luftkreuzers konstruiert, der sich eine Woche in der Luft hält, ein Bataillon Soldaten aufnimmt und jedem Unwetter trotzt. Vielleicht möchten Sie diesen Luftkreuzer kaufen?"

Und nachdem der General sein Ehrenwort gegeben, des Erfinders Vertrauen nicht zu mißbrauchen, zog dieser ein umfangreiches Paket aus der Tasche und breitete seine Pläne und Zeichnungen aus.

„Ja . . .," sagte der General, nachdem er die Zeichnungen geprüft hatte, „das stimmt ja allerdings. Es verhält

sich in der Tat, wie Sie sagen... Für wieviel würden Sie nun diese Erfindung verkaufen?"

„Für eine Million."

„Bravo!" sagte der General und umarmte ihn. „Da haben Sie eine Anweisung auf die Staatskasse. Eine runde Million. Vielen Dank auch! Und wenn Sie mal wieder etwas haben, so kommen Sie nur, bitte, herauf!"

„Ich habe schon jetzt etwas für Sie", sagte der Fremde hinterhältig. „Etwas in der Tat Staunenswertes..."

„Nämlich —?"

„Ich habe eine Kanone konstruiert, die Ihren Luftkreuzer in wenigen Augenblicken vernichtet, und zwar so gründlich, daß er wie ein Mehlsack zur Erde plumpst. Der Kreuzer ist völlig machtlos gegen diese Waffe."

„Na, aber hören Sie mal!" sagte der General und runzelte die Brauen. „Das kommt mir denn doch etwas spanisch vor... Schämen Sie sich denn gar nicht? Zuerst erfinden Sie einen wirklich brauchbaren Luftkreuzer, und dann schießen Sie ihn mit Ihren eigenen Kanonen in Trümmer...?!"

„Ich weiß nicht, was da zu schämen ist", sagte der Besucher unbeirrt. „Sie werden doch zugeben, daß die Kriegstechnik sich unentwegt vervollkommnet, und daß niemand auf dem einmal geschrittenen Wege stehen bleiben darf, will er nicht ins Hintertreffen geraten und im Ernstfalle unterliegen. Mein Luftkreuzer ist in der Tat eine furchtbare Waffe. Es liegt also auf der Hand, eine Abwehr gegen ihn zu ersinnen..."

„Hm... In der Theorie ist das ja unbestreitbar, in der Praxis aber... Nun gut, ich verstehe noch, wenn wenigstens ein anderer diese Kanone konstruiert hätte und sie uns anböte. Aber so... wo Sie selber...?"

„Himmelsakrament!" sagte der Fremde, die Hände zusammenschlagend. „Als wenn das nicht völlig gleich wäre! Nun sagen Sie mir, bitte, mal: was ändert es an der Sache,

wenn ich jetzt die Tür hinter mir zumache, mir den Schnurrbart wegrasiere, einen andern Rock anziehe, zu derselben Tür hereinkomme und Sie begrüße, als hätte ich Sie nie gesehen? Wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen übrigens den Gefallen gern tun."

Der General war im Grunde genommen so furchtbar dumm nicht, und deshalb schämte er sich ein wenig, denn er sah sehr wohl ein, daß er wirklich eine Dummheit gesagt hatte.

„Zugegeben", sagte er zögernd. „Es bleibt uns nichts weiter übrig, als Ihre Kanone zu kaufen, wenn wir nicht wollen, daß Sie sie an andre verkaufen, und das ist ja Ihr gutes Recht. Wieviel?"

„Eine Million."

Der General schrieb die Anweisung aus, klopfte dem Erfinder auf die Schulter und sagte wohlwollend:

„Sie sind aber tatsächlich ein tüchtiger Kerl!"

„Oho! Das will ich meinen ...!"

„Ja, den Deubel auch ...! Eine solche Kanone zu konstruieren ..."

„Na, so schlimm ist es ja nicht ... Für alles auf der Welt ist schließlich ein Kraut gewachsen ..."

„Immerhin, ich meine, soweit ich aus den Zeichnungen ersehe ..."

„Ja, ja, gewiß ... Diese Kanone ist eine furchtbare Waffe. Dennoch aber ...

Der Erfinder ließ sich von neuem in seinem Sessel nieder, sah den General scheinbar harmlos an und sagte listig:

„... dennoch aber: was werden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen ein kleines Geheimnis anvertraue, das für Sie vielleicht von Interesse ist, nämlich: ich habe zum Schutz des Luftkreuzers gegen die Kanone eine Panzerhülle erfunden — eine so starke Panzerung, daß die Kanone sie nicht einmal zu schrammen vermag ..."

Der General griff sich an den Kopf.

„Ja, wollen Sie mich denn völlig verrückt machen...?! So zu handeln wie Sie, ist verächtlich — ist gemein — ist ehrlos..."

Der Fremde runzelte die Stirn.

„Ich handle nie ehrlos — merken Sie sich das! Was gibt Ihnen ein Recht zu einem solchen Vorwurf?! Ist mein Luftkreuzer etwa schlecht? Er ist vorzüglich. Ist meine Kanone etwa schlecht? Sie ist ein Meisterwerk. Was wollen Sie also von mir? Habe ich Sie etwa übervorteilt oder hinters Licht geführt?!"

„Sie hätten mir die Panzerhülle gleich anbieten sollen."

„Erlauben Sie mal!" sagte der Erfinder überlegen. „Die Kriegskunst — und die Kriegstechnik ganz besonders — muß sich, will sie gesund sein, organisch entwickeln. Solche Sprünge, wie Sie meinen, gibt es da nicht."

Danach saßen beide eine Weile schweigend. Der General grübelte angestrengt, der Erfinder rauchte gemütlich seine Zigarre.

Eigentlich hätte ihm ja der General am liebsten abermals vorgehalten, daß es besser gewesen wäre, wenn ein anderer ihm die Panzerung angeboten hätte, aber er fürchtete, der Fremde werde ihm wieder vorschlagen, er wolle sich den Schnurrbart wegrasieren... Nein, wirklich, warum sollte er sich obendrein auch noch lächerlich machen?... Er faßte also seinen Entschluß, gab sich einen Ruck und sagte: „Wieviel?"

„Eine Million."

„Nehmen Sie wenigstens eine halbe."

„Fällt mir gar nicht ein", sagte der Besucher. „Ich bekomme von andern sogar zwei dafür."

„Ja. ja..." seufzte der General. „Sie Nimmersatt...! Nun, meinetwegen... Da — nehmen Sie Ihre Million! In Gottes Namen! Ruinieren Sie uns."

Der Erfinder legte die Anweisung zu den andern, drückte dem General die Hand und machte einen Schritt zur Tür.

„Hören Sie!“ hielt ihn der General zurück. „Einen Augenblick noch! Sie sind also Ihrer Sache völlig sicher? Ich meine: daß die Panzerung einem jeden Geschützfeuer standhält?“

Der Fremde lächelte.

„Aus meiner Kanone? Selbstverständlich.“

„So daß wir in diesem Punkt also beruhigt sein können?“

„Selbstverständlich. Das heißt, unter dem Vorbehalt, daß nicht neue Geschosse von besonderer Durchschlagskraft erfunden werden.“

„Wie? Und Sie meinen allen Ernstes, daß sie erfunden werden?“

„Zweifellos.“

„Barmherziger Himmel!! Ja, wann denn?“

„Sie... sind bereits erfunden.“

„Von wem...?“

„Von mir.“

„Ja, zum Deubel noch einmal...! Warum sagen Sie das denn nicht?!“

„Wieso? Ich sage Ihnen doch: diese Geschosse sind bereits erfunden.“

Der General schlug eine höhnische Lache an.

„So, so... Und nun werden Sie uns also diese neuen Geschosse anbieten — nicht wahr? Und wenn wir diese Geschosse gekauft haben, so werden Sie abermals über das ganze Gesicht grinsen und uns mitteilen, daß Sie noch eine Panzerung vorrätig haben — eine Panzerung gegen Ihre eigenen Geschosse — nicht wahr?“

„Zweifellos.“

„Und wenn Sie uns wieder eine Million abgeknöpft haben, werden Sie wieder ein Geschoß und eine Panzerung erfinden, nicht wahr?“

„Zweifellos.“

Der General fuchtelte wie besessen mit den Händen, riß sich ein Büschel Haare aus und schrie:

„Daß Sie der Satan fresse... Bei lebendigem Leibe...! Daß die Erde sie verschlinge...! Sie haben uns in einen Hinterhalt gelockt, aus dem wir nicht mehr herausfinden. Sie plündern uns aus. Sie saugen unser Blut. Sie ruinieren unser Land. Wie heißen Sie? Nennen Sie wenigstens Ihren Namen, damit wir ihn auf allen Kreuzwegen verfluchen können?!"

Der Fremde war aufgesprungen. Sein Gesicht, auf dem bis dahin ein spöttisches Lächeln gespielt hatte, war finster; seine Unterlippe bebte vor verhaltenem Zorn. „Schimpfen mögen Sie mich, soviel Ihnen beliebt", sagte er eisig. „Davon werden Sie nicht klüger, und ich nicht dümmer... Meinen Namen werde ich Ihnen nicht nennen; wenn Sie aber ein bißchen mehr Verstand hätten, als Sie haben, so würden Sie einsehen, daß ich die Logik in Person, daß ich geradezu der gesunde Menschenverstand bin. Um ihren Verstand dagegen ist es schwach bestellt, und das ist auch der Grund, warum Sie nicht begreifen, daß es gleichgültig ist, ob Ihr Land sich mit dem Wettrüsten in zehn Jahren oder in zehn Minuten ruiniert. Der menschliche Genius hat zu Ihnen gesprochen, und Sie — Sie Einfaltspinsel, setzen ihn vor die Tür. Das soll mich allerdings wenig kümmern; ein jeder blamiert und ruiniert sich eben, so gut er kann. Sie aber, Sie haben nicht mal Temperament genug, sich wenigstens auf einmal und gründlich zu ruinieren. Habe die Ehre..."

Mit diesen Worten warf der Fremde die Tür hinter sich zu und verließ das Kriegsministerium eines Landes, dessen Name uns schließlich gleichgültig sein kann...

Wann ih auf der Straßn ſchlafen tät

Auf der Straßn, und da möcht ih amal ſchlaffa,
wurn ſih d' Weibsbilder anderſt zuawiraffa;

und dee zaundürrn
und dee wampatn
und dee nudlſaubern
und dee gſchlampatn
und dee rinnaugatn
alle kaamatn!

Und dee gradn
und dee krumbn,
ob ſ' net doh bei meiner ſchlaffa kunntn.

Und dee luſtinga
Und dee fadn —
wettn möcht ih, daß dee alle kema taatn!

Und dee gſcheidtn
und dee ſpinnatn
und dee eiskaltn
und dee brinnatn
und dee plattatn
und dee gſchopfatn
und dee gſchiaggltn
und dee kropfatn
und dee harbn
und dee ſüaßn,
ſchwörn tua ih, daß dee alle kema müaſſn.

Und dee ganz böſn
und dee ganz bravn,
wann ſ' mei Bettſtattl auf der Straßn traafn!

Aber ſchaugn taatn ſ'
alle groß und kloa,
denn na taat ih ſagn:
ih ſchlaf alloa!

Schleifersleut

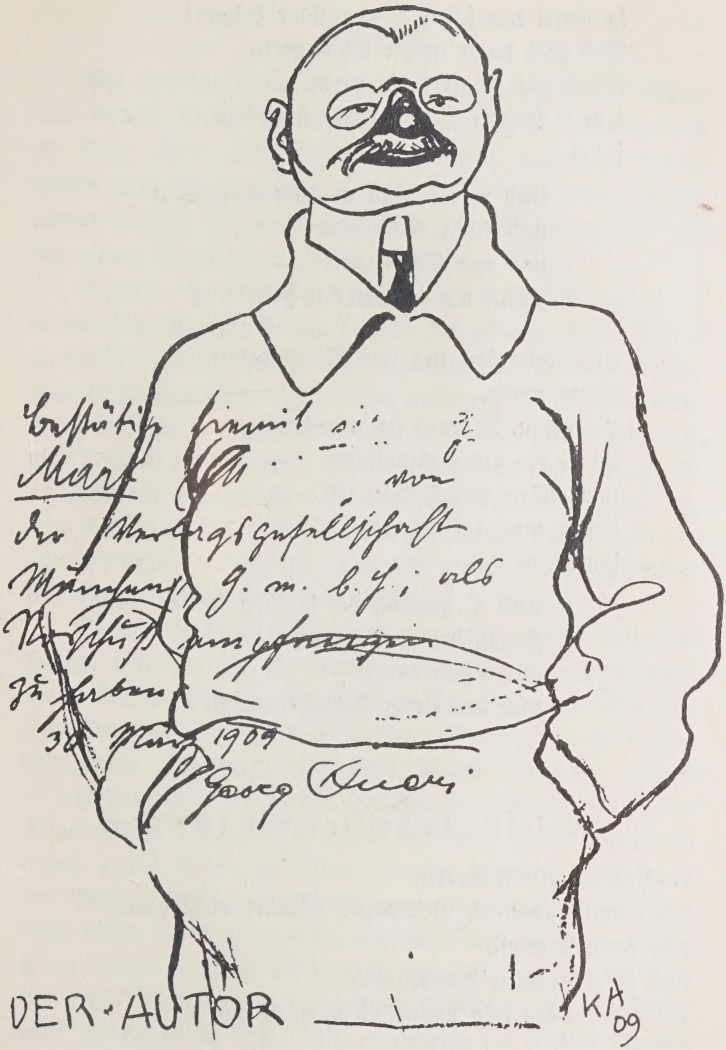
Mir ſamma dee luſtinga Schleifersleut,
Schleifersleut,
fahrn auf und fahrn ab im Land Boarn;
ham koa Roß, ſchlagt 's uns net,
ham koa Feld, plagt 's uns net,
ham koa Kuah, ſteßt uns koa Hoarn,
juhe!

Und hat uns noh nia nixn gfehlt,
als wia der Diridari
im Beidiweidi,
als wia 's hundshäutern Geld!

Und hamma koane vier Rappn net,
Rappn net,
ſo hamma an Schaarſchleiferskarrn,
ſpanna ma d'Weiber ei,
dees werd dees gſcheider ſei,
nobliger koh ma net fahrn,
juhe!

Ös Weiber, huiauf, und ziahgts oh!
Sunſt gibt's an Bucklſchmaizler
und an Ohrnrennats,
und es werd enk was toh!

Und heirat uns aa koa Frau Gräfin net,
Gräfin net,



Georg Queri

Karikatur von Karl Arnold

ſo wern ma ſchoh Weibsbilder kriagn!
Dick und rund mögn ma's gern,
langhaxat ſehgn ma's gern,
daß 'ſ unſern Schleiferskarrn ziahgn,
juhe!

Und mir brauch ma koa Kopuliern
und koan Bliminlami
und koa Schariwari,
wann ma 's Heiratn probiern!

Alle Jahr ſan ma noh Vater worn,
Vater worn,
z' Paſſau, da ham ſie 's notiert;
mir ham an Hoamatſchei,
mir ghörn auf Paſſau nei,
wann uns a Zuawachs paſſiert,
juhe!

Und z' Paſſau, da ſchüttln 's dee Köpf,
zweng dee Schleiferſchliffi
ihre Luadermadl
und dee kloan Schleiferströpf!

Ich ſollt ein heilign Eid ſchwörn

... Dee gſtudiertn Herrn,
dee moana allaweil, unſeroaner ſchwört recht gern,
und wolln's quaſi,
daß ſo a dummer Bauernmoh
net anderſt als wia meineidih weggeh koh.

Drum hab ih's ſchoh amal verredt, dees damiſch Schwürn,
aber was willſt macha —
kriegſt halt doh deine Zeugngebührn!

Umzug

Der Kriegszustand im Hause Salvatorstraße 72 währte nun bereits fünf Monate und verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Denn alle Beschwerden beim Hauswirt Kraus hatten nicht den geringsten Erfolg. Kraus war taub und fast immer bezecht. Er grunzte die erregten Mieter an und goß sich einen Kümmel hinter die Binde.

Rentner Pullcke war dem Irrsinn nahe. Tagsüber die Lausbübereien von Bötels Gören, die seinem Dackel Kordel zu fressen gaben, die ihm morgens tote Mäuse in den Brötchensack steckten und noch tausend andere Teufeleien antaten, dann bis spät in die Nacht hinein der kreischende Gesang der vier Schwestern Murmel, die sich ausbildeten und, wenn sie ausgeschrien waren, das Grammophon spielen ließen. Er war sich eines Tages klar, daß er bei diesem Leben bald mit einem plötzlichen Herzschlag oder mit einem Wahnsinnsanfall sein Rentnerdasein beschließen würde.

Raus aus dieser Hölle, das war die einzige Rettung! Pullcke kündigte die Wohnung auf den ersten April durch einen Einschreibebrief. Am gleichen Tage bekamen Murmels eine Depesche vom Lotteriekollekteur Ehrlich, daß sie in der Bunzlauer Dombaulotterie 5000 Mark gewonnen hätten.

Hauswirt Kraus nahm Pullckes Kündigung in stoischer Kümmelruhe entgegen, er hatte die erste Etage soeben zu einem guten Preis an Frau Murmel vermietet, die durch den Gewinn größenwahnsinnig geworden war und bei Gott nicht mehr auf der poveren zweiten Etage wohnen wollte. Frau Murmel machte die Bedingung, daß ‚der Bagasch' von der dritten Etage gekündigt würde. Aber das tat der Hauswirt Kraus umso lieber, als er bereits die letzten Monate die Miete bei Bötels hatte pfänden lassen müssen. Auf ein Inserat, das er mit Hilfe des Milchmanns und des Briefträgers mit schwerer Mühe verfaßte und das also lautete:

‚Zweite und dritte Etage in ruhigem Hause zu vermieten, Salvatorstraße 72, Hauswirt Kraus', meldeten sich für die zweite Etage ein Oberlehrer namens Küllekopp mit Familie und für die dritte Etage die Hebamme Treske mit ihrem Mann, der Klavierstimmer war.

Großer Umzug, großer Auszug! Großer Einzug! Die Möbeltransportgesellschaft ‚Rapid' übernahm den Transport für alle in Frage kommenden Parteien.

Am 1. April um sechs Uhr in der Frühe wurden die Anwohner der Salvatorstraße und des ganzen Viertels plötzlich aus dem Morgenschlafe herausgerissen. Ein schweres Stampfen ließ die Scheiben erklirren und lose Gegenstände, selbst größere Möbelstücke kleine Hupfer machen. Babies flogen, hoppla, aus den Wiegen. Es war wie ein Erdbeben.

Die Transportgesellschaft ‚Rapid' war die einzige Firma dieser Branche in Europa, die Motormenschen nach dem Patent des weltberühmten Professors C. W. U. A. Irishstew beschäftigte. Diese Motormenschen wurden wie Maschinen von einem fremden Willen in Bewegung gesetzt; sie wurden eingeschaltet wie diese. Sie bildeten eine Stufe zwischen Mensch und Maschine. In ihrer Konstruktion dominierte das Viereck, es bildete die Basis, kehrte motivgleich wieder in ihrem Aufbau und gab ihnen mit seiner Verstrebung streng technischen Charakter. So waren ihre Köpfe, ihre Augen und ihr Mund durchgängig viereckig. Der Oberkörper war ein gewaltiges Rechteck. Die Hände, welche Graubrote in der geschlossenen Faust zu verbergen vermochten, waren enorme Quadrate, desgleichen die Füße, die wie Bleiplatten wirkten und sie wie eine Gußeisensäule aufrechtstehen ließen, Stehaufmännchen ähnlich, mit denen der Knabe spielt. Diese Motormenschen der Gesellschaft ‚Rapid' waren naturgemäß wortkarg. Drei Worte bildeten ihren Wortschatz: ‚Einen Hupp' und ‚Schabau!'

Zwanzig Männer von der Möbeltransportgesellschaft

‚Rapid' gefolgt von zwei gewaltigen Möbelwagen, an kolossale Mammute aus dem Jungtertiär erinnernd, zogen mit schweren Schritten in die Salvatorstraße. Das kraftvolle Aufklatschen der vierzig viereckigen Füße der Möbeltransporteure sprengte das Pflaster, sodaß die Straße wie ein zerrissenes Geröllfeld erschien.

Vor dem Hause 72 wurde ruckweise haltgemacht. Die Männer bewegten sich mit einer Regelmäßigkeit, die schon fast mathematische Exaktheit war, wie von einer einheitlichen motorischen Kraft getrieben.

Erst mußte ihr Räderwerk geschmiert werden! Rauh und metallisch klang einstimmig der Ruf in den Morgen: „Schabau!!" Eine große Flasche Fusel ging rund bei den zwanzig Männern.

Der Agent der Transportgesellschaft gab, als er die Umzüge bei den verschiedenen Parteien aufnahm, die felsenfeste Zusicherung, daß alles aufs beste erledigt werde, daß der Auftraggeber sich um nichts zu kümmern brauche und am Abend des Umzugs seine neue Wohnung fix und fertig eingerichtet finden werde, das Abendessen auf dem Tisch, als Aufmerksamkeit der Firma. Auch sei es nicht notwendig, die Schränke und Kommoden oder Schösser zu räumen oder zerbrechliche Sachen einzupacken, es könne ruhig alles in den Schränken bleiben. Dafür garantiere seine Gesellschaft. Er könne Referenzen vorlegen. Er hatte sie aber im Büro vergessen, und man glaubte seinen treuen Augen. Die neuen Mieter und auch Frau Murmel und ihre Töchter verließen sich auf die Versprechungen des Agenten und hielten sich den ganzen Tag von dem Umzug fern. Nur Rentner Pullcke und Frau blieben in ihrer alten Wohnung zurück. Wenn sie auch volles Vertrauen in die renommierte Gesellschaft ‚Rapid' hatten, so wollten sie doch wenigstens bei dem Umzug dabeisein. Bötels hatten sich in der Nacht heimlich gedrückt, ohne die rückständige Miete und die Reparaturkosten für einge-

schlagene Fenster, abgerissene Tapeten, eingetretene Türen und andere Zerstörungen in der Wohnung, auf welche sie eingeklagt waren, zu bezahlen. Den Athleten Buschhüter ließen sie in seinem Verschlag ruhig in die Wirrnisse des Umzugtages hineinschlafen.

Folgendes war also zu bewerkstelligen: Erste Etage: Pullckes zogen aus. Zweite Etage: Murmels zogen auf die erste Etage. Die Wohnung Bötels auf der dritten Etage war zu leeren. Küllekopps und Treskes, die neuen Mieter, zogen in die freigewordenen Etagen, die zweite und dritte.

Das war der klare und logische Feldzugsplan, auf den die Möbeltransporteure eingestellt waren. Auf vier Kolonnen mit je fünf Mann war die Gesamtarbeit verteilt. Kolonne 1 hatte Pullckes Möbel aus der ersten Etage auf die Straße zu schaffen, Kolonne 2 den Umzug des Murmelschen Hausrates von der zweiten Etage in die erste Etage zu bewirken. Kolonne 3 war geschaltet, den Möbelwagen der Treskes zu leeren und deren Sachen in die dritte Etage zu schaffen.

Das Auspacken der beiden Möbelwagen durch Kolonne 3 und 4 geschah ohne Hast, mit einer gewissen Brutalität gefühlloser Mechanik. Manches abgebrochene Stuhlbein oder Tischbein, eingedrückte Schränke, zersprungene Spiegel, verkratzte Polituren und sonstige Schäden waren das Resultat dieses Systems.

Das Nußbaumbüfett, das Prachtmöbel der Pullckeschen Einrichtung, verließ als erstes Stück die Wohnung. Man hatte gutgläubig alles Porzellan und Kristall im Büfett gelassen, im Vertrauen auf den Agenten mit den treuen Augen. Das Büfett mußte schräg transportiert werden, weil es sich auf der Treppe sperrte. Der zerbrechliche Inhalt rutschte mit dumpfen Geklirr, dem Gesetz der Schwere folgend, bei dieser fortgesetzten schiefen Lage des Büfetts hin und her. Öfters machte es innen: klingpäng.

Das Ehepaar Pullcke stand am Fuß der Treppe zur Be-

grüßung seines Büfetts nach dem schwierigen Abstieg. Frau Pullcke hielt in der rechten Hand mit krampfig ausgespannten Fingern ein Fischglas mit zwei Goldfischen, einigen Ameisenеiern und einer Blechente und im linken Arm eine Gipsstatue des Trompeters von Säckingen, dem sie soeben beim Heruntergehen am Treppenpfeiler die Trompete aus dem Mund gestoßen hatte. Eine Träne lief ihr über die Wange. Das war ein schlechtes Vorzeichen; sie hatte einst diese Figur als Brautgeschenk von ihrem Bertram bekommen. Herr Pullcke hielt den Dackel im Arm. Das waren geliebte Gegenstände, die sie fremden Leuten nie anvertraut haben würden und unbedingt selbst tragen mußten.

Der Transport des Büfetts ging gut bis zum letzten Treppenabsatz, nur an zwei Stellen war das Treppengeländer eingedrückt worden. So, jetzt um die Ecke zur letzten Treppe! „Einen Hupp!" riefen die Transportmänner, und schon entglitt das Büfett ihren schwitzigen Quadratklammerfäusten und hupfte, sich überschlagend, mit dem Lärm eines Hauseinsturzes und einer Janitscharenmusik allein die Treppe hinunter und bedeckte wie eine Lawine das unglückliche Ehepaar Pullcke. Krachen von Brustkörben, Klirren von Gips und Gläsernem. Nur die beiderseits in Zugstiefeln steckenden vier Füße schauten unbeschädigt unter dem Büfett her. Der Dackel war drei Meter länger geworden. Pullckes waren platt wie Spekulatiusfiguren und mausetot. Die Männer stellten das Büfett auf, rollten das glatte Ehepaar wie Mäntel zusammen und legten es in ein Schoß des Büfetts. Sie trugen das Prunkstück des Verunglückten auf die Straße und stellten es zwischen die ausgepackten Möbel der Neueinziehenden, dann begaben sie sich wieder mit motorisch eingestellter Bewegung auf die erste Etage, um den Auszug Pullckes fortzusetzen. Kolonne 2 brachte ihrer Schaltung entsprechend die Möbel aus Murmels Wohnung und stellte sie in der ersten Etage auf. Ein langes, mit Rosen geblümtes

Sofa stand wildfremd neben einem grünen Plüschsessel von Pullckes selig. Küllekopps und Treskes Möbelwagen waren endlich ausgepackt. Die Möbel standen in wirrem Durcheinander auf der Straße und versperrten den Fahrdamm. 248 Wagen, 700 Autos, zwei Droschken, 789 Radfahrer und eine tausendköpfige Menge stauten sich vor dem Hindernis. Fremde Leute besahen sich wohl die Möbel und nahmen Leichttransportierbares mit. Straßenkinder schaukelten sich in den unter den Möbelwagen angebrachten Hängekasten, kletterten auf den Möbeln herum und zogen die Schösser aus den Kommoden. Hunde benutzten die Ecken des Klaviers von Küllekopps.

Kolonne 3 und 4 begannen die Möbel der beiden neuen Mieter ins Haus zu tragen, die von Küllekopps auf die zweite Etage, die von Treskes auf die von Bötels verlassene dritte Etage. Kolonne 4 fand hier etliches unbrauchbare Gerümpel. Athlet Buschhüter, den die Männer aus seinem Bett aufscheuchten, machte keine Anstalten, die Wohnung zu verlassen, wurde vielmehr renitent und griff zu einem Gewicht von 1000 Kilogramm, um damit zu werfen. Mit der unerschütterlichen Konsequenz ihrer maschinellen festen Struktur packten die Männer der Kolonne 4 mit der Kraft einer 20.000-H.-P.-Klemme den Athleten und transportierten ihn wie ein Klavier die Treppe hinunter. Vorher schlugen sie ihm mit einem schweren Hammer auf den Kopf.

Der Auszug und Einzug und Umzug war in vollem Gange. Ohne Unterschied schleppte Kolonne 1 in dem immer mehr sich steigernden Paroxysmus ihrer mechanischen Funktion sowohl Pullckes wie auch die bereits in die erste Etage geschafften Möbel von Frau Murmel auf die Straße. Kolonne 3 und 4 trugen planlos aus dem Möbeldurcheinander auf der Straße, an dem alle Parteien beteiligt waren, mit dem starren, unerschütterlichen Trieb der Maschine irgendwelche Stücke in die von Küllekopps und Treskes gemieteten

Etagen. In der zweiten Etage räumte wiederum mit einer ausgeprägten Gewissenhaftigkeit Kolonne 2, die Murmels umzog, gleichzeitig wildfremde Möbel mit aus, die von der Straße für Küllekopps heraufgetragen worden waren.

Wie von einer in Bewegung gekommenen, unaufhaltsam wirkenden Kraft schienen diese zwanzig Männer von der Transportgesellschaft ‚Rapid' ergriffen. Ein Perpetuum mobile schien sich in ihrem Mechanismus entwickelt zu haben. In hoffnungslosem Kreislauf trugen zehn der Männer die Möbel auf die Straße, um von den andern zehn Männern wieder in die verschiedenen Etagen planlos und ohne Ordnung hingestellt zu werden. Immer sah man das geblümte Murmelsche Sofa und das Pullckesche Büfett wiederkehren.

Es war zwei Uhr nachts geworden, bis die neuen Mieter und Familie Murmel das Haus Salvatorstraße 72 erreichten. Es war fast unmöglich, durch die ungeheure Menschenmenge und die Ansammlung der Fahrzeuge, die noch immer die Straße füllten, durchzudringen. Sie waren stutzig geworden, es packte sie eine stille Vorahnung von nichts Gutem. Würde man wohl mit Sicherheit in der behaglich eingerichteten neuen Wohnung das zugesagte Abendbrot und die garantierte Behaglichkeit finden? Es sah nicht danach aus. In wachsender Angst schauten die Mieter diesem seltsamen, nutzlosen Treiben der zwanzig Männer zu. Was ging hier vor? War es ein Spuk? Stöhnende Fragen, entsetzte Zurufe prallten ungehört an der ehernen Indolenz der Möbeltransporteure ab. Unerbittlich wie das Schicksal setzten sie ihr Tun fort. Soeben war wieder Murmels Sofa in der Haustür erschienen. Die Rosen des Überzugs hatten im Mondlicht eine fahle Farbe. Mit gellem Geschrei fielen Mutter Murmel und ihre Töchter über ihr Sofa her und liebkosten es wie einen lieben Freund. Es stellte für sie in dieser verlassenen Lage die Quintessenz trauten Heimes dar. Oberlehrer Küllekopp versuchte in einer langen, mehrere Stunden dauernden

Rede in gutem Deutsch, die er zur besseren Übersicht in verschiedene Abschnitte, mit a, b, c, d, e, f, g und weiteren Buchstaben, mit römischen Zahlen und arabischen Ziffern bezeichnet, einteilte, den zwanzig ungehemmten Männern das Unlogische ihres Tuns klarzumachen. Aber vor dieser unheimlichen Unerschütterlichkeit wurde er heiser, resignierte er schließlich völlig ermattet. Er kletterte mit seiner Familie auf sein Klavier, wobei er mit den Füßen auf die Tastatur geriet und zwei Mollakorde anschlug. Herr Treske war in einer Sitzbadewanne eingeschlafen. Seine Frau ging ihrem Beruf nach.

Als am Morgen die Mieter erwachten und geneigt waren, zu glauben, daß alles ein böser Traum gewesen sei, sich die Augen rieben, mußten sie zu ihrem Entsetzen gewahren, daß das Verhängnis weiter seinen schrecklichen Lauf nahm. Eine Starre kam über die Unglücklichen, eine Lähmung, die alle Energie, jedes Denken unterband. Wie eine unabänderliche kosmische Manifestation erschien ihnen diese Katastrophe, gegen die jedes Aufbäumen zwecklos und jeder Versuch einer Hemmung ein irrsinniges Beginnen war. Wie gescheuchte Fledermäuse verbargen sie sich zusammengekauert in einem der Möbelwagen.

Tage, Wochen vergingen, und immer noch trugen mit unerschütterlicher Ewigkeitsgebärde die zwanzig Motormänner der Transportgesellschaft ‚Rapid' die Möbel rein und raus. Der Hauswirt Kraus, der ahnungslos über das, was in seinem Hause vorging, seine Tage in dumpfem Kümmelrausch verbrachte und erst am ersten Mai zur Einkassierung der Mieten aus seiner Parterrehöhle hervorkroch, verfiel angesichts der erdrückenden Tatsache des schrecklichen, beharrlichen Tuns der zwanzig Männer in die gleiche Starre wie seine Mieter draußen. Er kroch mühsam auf die Straße und zu den Unglücklichen in den Möbelwagen. Die gleiche Resignation befiel ihn wie diese Leidensgenossen.

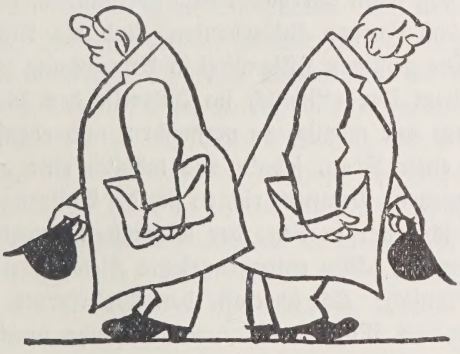
Auch sein Mobiliar entging der Transportwut der Männer nicht. Seine Möbel gerieten ebenfalls in den schauerlichen Kreislauf.

Der Sommer verging, der Herbst kam, und in einer Nacht fiel der Schnee und zeigte den Winter an. Schwarz wuchsen die beiden Möbelwagen in der beschneiten Straße auf. Die Möbel waren mit Schnee bedeckt. Unerschütterlich, wie unter einem höllischen Fluche, wanderten die Möbel treppauf, treppab, rein und raus, raus und rein.

In einer Nacht, als das Thermometer 20 Grad Kälte zeigte, erfroren die armen Mieter und der Hauswirt Kraus in dem ungeheizten Möbelwagen.

Am nächsten Tag kam eine Botschaft durch einen Roten Radler an die zwanzig Transportarbeiter, daß die Möbeltransportarbeiter in den Streik getreten seien. Sofort stockte die Tätigkeit der Zwanzig, jeder ließ das Möbelstück, daß er gerade transportierte, fallen, und im Zuge marschierten sie zusammen, je fünf in einer Reihe, mit klatschenden, das Pflaster aufwühlenden Schritten zum Streikbureau.

Die Möbel stehen noch jetzt auf der Salvatorstraße.



Erich Schilling: Versicherungsagenten

Wie Ehen entstehen

Frauen sind nicht sentimental, d. h., sie neigen nicht dazu, sich durch Gefühlsduselei und Illusionen in ihrer Beurteilung der Sachlage beirren zu lassen. Die Behauptung wird vielleicht Protest erregen. Die Theorie, daß sie es sind, ist an sich eine beliebte Sentimentalität; die eine Sentimentalität wird aufgerufen werden, um die andre festzustellen; eine Hand wäscht die andre. Aber der Hinweis auf einige ersichtliche Tatsachen wird genügen, meine Behauptungen zu unterstützen, ungeachtet der Aufhäufung von romantischem Quatsch, die als Gegenbeweis dienen soll.

Man wende sich einmal dem Gebiete zu, auf dem die Geschlechter einander in stetem Widerstreit begegnen und auf dem, als Resultat, ihre eigentümlichen Geisteskräfte sich in steter Reibung befinden — dem Gebiet der monogamen Ehe. Sicherlich bedarf es keiner langen Beweisführung, hier die überlegene Führung und Tatkraft der Frauen ins rechte Licht zu setzen und damit auch ihre größere Selbstbeherrschung, ihre gesündere Abwägung der Sachlage, ihre höhere Fähigkeit, erregenden Vorstellungen zu widerstehen. Allein die Tatsache, daß Ehen überhaupt zustandekommen, ist schon ein Beweis, daß Frauen kühlerdenkend sind als Männer und fähiger, ihre geistigen Hilfsmittel in Anwendung zu bringen, denn es liegt klar ersichtlich im Interesse des Mannes, die Ehe solange wie möglich zu vermeiden, und ebenso klar im Interesse einer Frau, sobald wie möglich eine vorteilhafte Ehe einzugehen. Demnach richten sich die Anstrengungen der beiden Geschlechter in einer der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens auf völlig entgegengesetzte Ziele. Welche Partei siegt gewöhnlich? Ich überlasse den Wahrspruch der Jury. Alle normalen Männer kämpfen die Sache durch; manche verhältnismäßig lange erfolgreich; einige außergewöhnlich gescheite und tapfere Männer (oder vom Glück begünstigte)

entgehen ihr endgültig. Aber zieht man Generation auf Generation in Betracht, so wird sich doch der Durchschnittsmann pflichtgemäß verheiraten und die Durchschnittsfrau ihren Mann bekommen. Auf diese Weise beweist die Mehrheit der Frauen in diesem klar vorgezeichneten und unendlichen Kampfe ihre machtvolle Überlegenheit über die Mehrheit der Männer.

Nicht viele Männer, die dieses Namens wert sind, gewinnen irgend etwas Wertiges durch Heirat, wenigstens wie man zur Zeit dieser Einrichtung in der Christenheit begegnet. Selbst ihre Vorteile nach höchstem Wert bemessen, werden diese doch durch die Nachteile überwogen. Wenn ein Mann heiratet, so ist das weiter nichts als ein Zeichen, daß das weibliche Talent der Überredung und Einschüchterung — d. h., das weibliche Talent, eine Welt voll widerstreitendster Gefühle und Wünsche zu beherrschen, also die weibliche Führerschaft und Intelligenz — ihn zu einem mehr oder weniger widerwärtigen Zugeständnis gezwungen hat, das seiner eignen ehrlichen Neigung und seinem Interesse entgegensteht. Ob dieses Zugeständnis ein Beweis seiner relativen Dummheit oder seiner relativen Feigheit ist, bleibt sich gleich: beide sind in ihren Symptomen und Resultaten fast gleichartig. Im erstern Falle heiratet er, weil er im Kampfe der Verstandeskräfte ersichtlich überrumpelt worden ist, im zweiten ergibt er sich in die Heirat, weil sie die sicherste Form eines Bündnisses ist. In beiden Fällen ist eine ererbte Sentimentalität die beste Waffe in der Hand der Gegnerin. Das veranlaßt ihn, die Lüge seines Unternehmens, ja sogar seines Wagemutes hochzuhalten, während die höchst rohe Handlung gegen ihn ins Werk gesetzt wird. Es veranlaßt ihn, die Schauspielereien der Frau für wahr zu nehmen, deren sie sich immer bedient, und das zu keiner Zeit reichlicher, als wenn sie sich einen Mann erschleichen will. Es veranlaßt ihn, Romantik zu sehen in einem Handel, der, bestenfalls,

im Grunde genau soviel Feilschen nötigmacht wie der Verkauf eines Maulesels.

Ein Mann, der im vollen Besitz der bescheidenen Fähigkeiten ist, welche die Natur ihm verliehen hat, steht zumindest so hoch über völliger Verblödung, um sich darüber klar zu sein, daß die Ehe ein Geschäft ist, bei dem er schlecht abschneidet, sogar dann, wenn er dabei in Einzelheiten einen sichtbaren Gewinn erreicht. Er braucht, glaube ich, nie alles, was die ganze Geschichte ihm bietet und aufzwingt. Er will höchstens nicht mehr als einige Teile davon. Er wünscht sich, wollen wir annehmen, eine Haushälterin, die seinen Besitz betreuen und seine Freunde unterhalten soll — doch dürfte er zurückschrecken bei dem Gedanken, seine Badewanne von jemand andrem mitbenutzen zu lassen, und die Kocherei im Hause kann gradezu Gift für ihn sein. Er dürfte sich einen Sohn wünschen, der einmal an seinem Grabe beten wird — dabei aber fühlbar leiden, sobald Schwiegerverwandte ihm sich nur nähern. Er dürfte von einer Geliebten träumen, die weniger kostspielig und launisch ist, als je irgendein Junggeselle zu entdecken hoffen darf — und doch vor der Notwendigkeit in Erstarrung geraten, wenn es gilt, ihr Einblick in sein Bankkonto, seinen Stammbaum zu gewähren. Er dürfte Gesellschaft wünschen, aber nicht Vertrautheit, oder Vertrautheit und keine Gesellschaft. Er dürfte sich eine Köchin wünschen und nicht einen Teilhaber für sein Geschäft, oder einen Teilhaber für sein Geschäft und keine Köchin. Doch um genau das Ding oder die Dinge zu bekommen, die er haben möchte, muß er eine Menge andrer Dinge dazunehmen, die er garnicht braucht und die in Wahrheit gar kein vernünftiger Mann aus irgendwelchem ersichtlichen Grunde brauchen kann: und sie, die sich die Frau seiner ‚Wahl' nennt, ist es, die es unternimmt, ihn in ein solches gradezu amerikanisches Geschäft hineinzunötigen. Ist das Spiel so ziemlich gewonnen, sucht sie mit großer Zartheit und Vorsicht alle

seine kleinen Schwächen zu entdecken, um sie dann mit ihren überlegenen Hilfsmitteln gegen ihn auszuspielen. Er ist von Anfang an im Nachteil. Sein sentimentaler und unkluger Glaube an gewisse Anschauungen, von denen sie weiß, daß sie trügerisch sind — z. B. die Anschauung, sie weiche scheu vor seiner Annäherung zurück, was durch die banale Sinnlichkeit der Ehe selbst erklärlich erscheint — gibt ihr eine Waffe in die Hand gegen ihn, die sie instinktiv und meisterlich zu brauchen versteht. Sobald sie seine Sentimentalität entdeckt — wenn sein einfältiges Lächeln und sein Augenverdrehen anzeigt, daß er den Zustand intellektueller Katastrophe erreicht hat, den man Verliebtheit nennt — gehört er ihr, und sie kann mit ihm machen, was sie will. Wenn Gott nicht noch ein Wunder tut, ist er schon so gut wie verheiratet.

Ed. Thöny: Erich Mühsam

Von den Bibſen und von dem zweiten Akt der Parabel

(Man lege den Kapodaſter für Futurum exactum auf!)

Noch am Ende des 27. Jahrhunderts post Christum natum gab es Leute, die leugneten, daß der Menſch von einem affenartigen Tier abſtamme.

„Nein," ſagten ſie, „der Sprung vom Affen zum Menſchen iſt zu groß."

Und doch ſollte die Menſchheit ſchon nach einigen wenigen Jahren einen Sprung machen, der noch viel größer war! Dieſer Sprung zeigte deutlich, daß eine einzige Entdeckung imſtande iſt, ungeheuere Umwälzung hervorzurufen; ſie gab alſo jenen recht, die die raſendſchnelle Entwicklung vom Affen nach aufwärts einem einzigen glücklichen Umſtande zuſchrieben: der Annahme der aufrechten Zweibeinigkeit.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Menſchheit zu dieſer Zeit immerhin beachtenswert weit vorgeſchritten war. Man baute ſchon „Klirrdagos", „Mrchos", „Pupikos", alſo Maſchinen, von denen das 20. Jahrhundert keine Ahnung hatte. Die im 20. Jahrhundert „Wiſſenſchaft und Kunſt" benannten Tätigkeiten wurden damals ſchon allgemein handwerksmäßig betrieben. Trotzdem gab es noch ungeheuere Probleme, die von einſamen Männern bebrütet wurden. Dieſe Männer nannten ſich „Methodäer" und wollten mit Wiſſenſchaftlern und Künſtlern nichts gemein haben; denn „Wiſſenſchaft" und „Kunſt" konnte eben, wie ſchon bemerkt, nach den von alten und neuen Methodäern angegebenen Regeln und Stilen von jedem ausgeübt werden!

Die Methodäer jedoch ſagten:

„Mit Hilfe eines Kompaſſes in unbekannte Regionen zu gehen, das iſt nicht das Große. Aber einen Kompaß zu finden, das iſt das Große!"

Und so suchte denn jeder für sein Problem einen Kompaß. Unter Kompaß verstanden sie aber die Methode.

„Denn wer die Methode hat, der hat den freien Weg ins Problem."

Da kam das bedeutungsvolle Jahr 2703. In diesem Jahre trat Christopher Karpeles mit seinem Buche „Die Methode der Methode" vor die Menschheit. Und hier begann der Sprung.

Über Karpeles' Persönlichkeit ist nicht viel bekannt. Er war der Sohn eines Prager Tuchwarenhändlers und bewohnte zeit seines Lebens in der Niklasstraße eine Mißgeburt von Haus, die von einem Architekten des 20. Jahrhunderts geboren worden war. Bald nach dem Erscheinen des Buches beging er Selbstmord. Auf dem Zettel, der bei ihm gefunden wurde, stand: „weil ich Kommendes vorausſehe."

Was enthielt nun die „Methode der Methode"?

„Ihr Methodäer", sagt Karpeles, „teilt die Welt in Probleme und sucht zu jedem Problem die Methode, den Schlüssel. Ich aber mache die Methode selbst zum Problem und suche d a z u den Schlüssel! Finde ich diesen Schlüssel, so öffnet er mir den Schrank, in dem alle Schlüssel liegen, die nur jemals zur Enträtselung und Unterjochung der Welt gebraucht werden können. — — — Ich habe ihn gefunden!"

Und mit talmudischer Spitzfindigkeit entwickelt nun Karpeles seine Prämissen, zieht seine Schlüsse, und siehe da! am Schlusse steht eine blitzblanke Formel, mit deren Hilfe es möglich ist, zu jedem Problem die richtige Methode zu errechnen. Ein Wunderding von einer Formel! Gleich einer jener Maschinen, an deren einem Ende man Schwein, Salz, Pfeffer und Semmel hineingibt, an deren anderem Ende die fertige Wurst herauskommt!

Nachdem einige eitle Methodäer vergeblich versucht hatten, Fehler in Karpeles' Gedankengange nachzuweisen, einige wiederum, die Priorität an sich zu reißen — kurz,

nachdem die ersten Kinderkrankheiten einer jeden genialischen Tat vorüber waren, begann der große Aufschwung des Menschengeschlechtes. Es war eine Wonne, damals zu leben. Die dunkelsten, die subtilsten, die gewaltigsten sowohl, wie die nebensächlichsten Probleme wurden im Handumdrehen gelöst. Die Menschheit ergriff ein Rausch.

Am Montag las man in der Zeitung:

Die beste Methode zur Verteilung der Güter gefunden!

Am Dienstag:

Methode, um ein rapides Wachstum des menschlichen Gehirns zu veranlassen.

Am Mittwoch:

Methode, die elektrische Energie ohne Umwandlung als Nahrungsmittel zu verwenden.

Am Donnerstag:

Methode zur Enträtselung des Gottesbegriffes.

Und so ging es fort. Drei Jahre nach Karpeles' Tode gab es keine Stadt, wo man nicht durch die Karpelesstraße auf den Karpelesplatz kam, auf dem natürlich ein Karpelesdenkmal stand.

Nach fünfzig Jahren aber sah die Sache ganz anders aus. Da war alles bereits problematisiert. Es gab auf der Erde nichts Problematisches mehr. Aus den Menschen waren Bibse geworden.

Wer aus dieser Bezeichnung auf eine neue Sprache schließt, hat nicht unrecht. Es war dies natürlich eine Universalsprache, in der alles mit geringstem Aufwand an Energie gesagt werden konnte. Aber richtiger ist, daß Bibs einen Gegensatz zu „Mensch" darstellen sollte, oder besser gesagt, einen Komparativ, so wie ehedem Mensch selbst ein Komparativ von Affe war. Aber auch das ist nicht genau. Denn „Bibs" stellte einen Superlativ dar, eine Grenze, über die nichts mehr ging.

Und nun sei ein kleiner Versuch gewagt, die Bibse zu

schildern. Von ihnen wird überliefert, daß infolge der peinlichsten Ausnützung der Wachstumsenergie, infolge Mangels jeglicher Krankheit und infolge des überall herrschenden gleichen Milieus ein Bibs wie der andre aussah. Da die Füße nie gebraucht wurden, waren sie rudimentär: jedem Bibse wuchsen gleich unterhalb der Lenden je fünf niedliche Zehchen. Die Beine fehlten ganz. Das merkwürdigste war der Kopf. Er war kugelrund und ziemlich klein. Aber das ist leicht erklärlich. Denn das Wachstum des Gehirns ist ja bekanntlich ein nach innen gerichtetes: es entstehen Falten. Ein Bibshirn bestand aus einem wundersamen Knäuel bunt durcheinander gefalteter feiner Häutchen; und doch hatte man berechnet, daß man mit einem Bibshirn, wenn man alle Falten auseinanderspannen würde, genau die ganze Erdkugel umgeben könnte. Leider wußten die Bibse zu jener Zeit mit ihrem Hirne nichts mehr anzufangen.

Ein Bibs wurde genau 227 Jahre, 3 Monate, 4 Tage, 7 Stunden, 29 Minuten, 31 Sekunden alt. Jeder Bibs. Die Erde war in Quadrate geteilt; ein jedes von ihnen war einem Bibs angewiesen. Natürlich nur potentiell, so etwa wie im 20. Jahrhundert jedem Schüler vier Kubikmeter Luft des Schulzimmers zugewiesen waren. Dies hatte nur den Zweck, ein für allemal eine genau Zahl von lebenden Bibsen festzusetzen. Da nun diese Zahl und das erreichbare Alter eines jeden Bibses feststand, so war es natürlich ein leichtes, die Nachkommenfrage zu regeln. Es herrschte das Zentesimalkinderſystem. Auf je zwei Bibse kam ein Hundertstel Kind. Zu diesem Behufe gab es „Geweibe", wo die Sache sine ira et studio erledigt wurde. Die weiblichen Bibse hatten die Konstruktion von Einwurfsautomaten: Nach der Befruchtung fiel aus einer oberhalb des Beckens am Rücken mündenden Röhre das Eichen heraus und wurde dann sofort von der bereitstehenden Brüt- und Nährmaschine erfaßt, aus der nach Verlauf von 39 Stunden ein junger Bibs zum Vorschein kam.

So ein junger Bibs hatte bei seiner Geburt ein derart entwickeltes Gehirn, daß er so ziemlich schon alles wußte. In seinem sechsten Lebensmonat machte er dann die traditionelle Reise. Er setzte sich am Nord- oder Südpol in ein Vehikel und fuhr auf einem Meridian um die Erde herum. Täglich auf einem andern. An den Polen stieg er immer wieder um. In 180 Tagen war er mit den Meridianen fertig. Dann kamen die Breitengrade, die er etwa in neunzig Tagen erledigte, da ja die 20 bis 30 lumpigen kurzen Grade an den Polen selbst nicht der Rede wert sind. Ein sechs Monate alter Bibs besaß bereits die rapide Auffassungs- und Beobachtungsgabe eines Feuilletonisten des 20. Jahrhunderts. Kein Wunder also, daß er nach dieser Reise alles, aber alles wußte.

Dann begann für ihn das eigentliche Bibsleben. Dies war sehr einfach, weil infolge der mathematischen Ausnützung aller Kräfte, Kräftchen, Stoffe, Stöffchen und aller Möglichkeiten, alles gleichsam von selber ging. Die Bibse waren mit einem Worte Rentiers der Erde geworden, Lebensbeamte mit der einzigen Verpflichtung, ihre 227 Jahre abzuatmen, abzuessen, abzuschlafen.

Was hätten sie auch tun sollen? Dinge vielleicht, die Müßiggänger früherer Zeiten betrieben hatten? Dichten etwa? Du, mein lieber Himmel! Am Anfang der Bibsperiode hatte ein Bibs an einem einzigen Nachmittage mit Hilfe der Kombinations- und Permutationsmaschine alle 875.633 Worte der Bibssprache kombiniert und permutiert. Von der Kathoden-Blitzpresse waren am andern Tage diese Kombinationen in fünf Billionen Bänden gedruckt worden. Damit war die Dichterei erledigt. Der Tonkunst und Malerei ging es nicht besser. Sie wurden ein für allemal mit Hilfe der oben erwähnten Maschinen abgetan. Und dann: dergleichen Beschäftigung fand ein Bibs doch etwas stark — — „menschlich"!

Nun, und was sonst? Sollte ein Bibs etwa Energie sparen? Ja! Das war noch so ein lieber Wahn der Menschen! Aber wo sparen, da doch alles bis auf ein Hühnerdreckerl ausgenützt war?

Und so ist es denn kein Wunder, daß das Kleidungsstück, womit die Bibse ihren Körper bedeckten, etwa 150 Taschen besaß. Und indem die Bibse ihre Hände abwechselnd in die eine oder die andere Tasche steckten, verbrachten sie ihren Tag.

(Hieraus ist zu ersehen, daß die Menschen immerhin schon einen gewissen Scharfblick besaßen. Denn einer von ihnen, Aristoteles mit Namen, hatte von den Skeptikern, Leuten, die nichts für sicher halten wollten, gesagt: „Ihnen wird nichts andres übrigbleiben, als sich irgendwo zu setzen und mit dem Finger zu wackeln." Und nun zeigte es sich, daß auch Leuten, die alles sicher wußten, nicht viel andres übrigblieb.)

An einem Tage im Jahre allerdings änderte sich das Verhalten der Bibse. Sie nannten diesen Tag den „Tag des großen Abreagierens." An diesem Tage bemächtigte sich ihrer ungewollt eine große Unruhe. Sie verließen schon vor Aufgang der Sonne ihr Lager, und man hörte Reden wie: „Ich halt es nicht mehr aus!", „Das ist ja blödsinnig!", „Verfluchte Lebenstrottelei!" usw. Beim Aufgang der Sonne erfaßte sie dann eine Art Raserei. Mit verzerrten Gesichtern warfen sich alle auf den Rücken, die Hände krampfhaft verbogen, und erhoben ein greuliches, unartikuliertes, orangutangartiges Geschrei. Dies geschah an jedem Orte der Erde, wenn dort die Sonne aufging. Und dauerte ununterbrochen bis Sonnenuntergang. Dann hatten die Bibse wieder für ein Jahr abreagiert.

Wenn wir nun näher zusehen, so werden wir ohne weiteres zugestehen müssen, daß der aufsteigende Ast der Parabel, der die Entwicklung der Erdenwesen von der Monere über Fisch, Aff und Mensch darstellte, in den Bibsen

seinen Kulminationspunkt erreicht hatte. Höher ging es nicht mehr.

Und nun soll beschrieben werden, wie man auf dem zweiten Ast der Parabel wieder nach abwärts rutschte.

Man hat es einem Zufall zu verdanken. Das geschah so: Einige Tage vor dem „Tag des großen Abreagierens" saß einst ein Bibs in der Sonne. Es war ein Bibs wie alle, hatte keinen Namen, keine Nummer; denn man legte damals absolut keinen Wert darauf, sich von einander zu unterscheiden. Da kam ein faustgroßer Meteorstein geflogen und traf unsern Bibs mitten auf den Kopf. Es gab ein großes Loch, das Gehirn wurde stark zerrissen. Nun, das Unglück war nicht so groß. Der Bibs kam in eine Flickmaschine und saß am nächsten Tage wieder in der Sonne.

Dann kam der Tag des großen Abreagierens. Alle Bibse lagen bereits auf dem Rücken und brüllten — — nur unser geflickter Bibs nicht. Der saß in der Sonne und — — lachte, lachte. Anfangs blieb er unbemerkt. Als aber infolge einer konvulsiven Bewegung ein Nachbar nach seiner Seite herumgerissen wurde, geschah etwas höchst Sonderbares: Sein Krampf hörte wie durch ein Wunder auf, und er verspürte etwas, wofür in einem Bibshirn eigentlich kein Platz mehr hätte sein sollen: Neugierde. Wie eine ansteckende Krankheit pflanzte sich diese Erscheinung von einem Bibs zum andern fort. Nach Verlauf einer Stunde wußten bereits alle Bibse der Erde: Ein Bibs hat gelacht! Ein Bibs hat am Tage des großen Abreagierens gelacht!

Es ist ganz selbstverständlich, daß im Verlauf der nächsten Stunden einem jeden klar war: der Bibs hat gelacht, weil sein Gehirn amputiert und geflickt ist.

Mit der größten Sorgfalt wurde nun von diesem Tage an der Wunderbibs beobachtet. Und man sah tatsächlich Wunder über Wunder:

Er saß im Sande und spielte mit Steinchen, er baute

aus Holzstäbchen kleine Häuser; er bohrte in der Nase; er zerbrach viele Gegenstände, um zu sehen, wie sie gebaut seien; er zeigte große Vorliebe für Süßigkeiten; er benahm sich ganz eigentümlich im Geweibe; und so weiter. Und bei alledem lag stets ein freundliches, strahlendes Lächeln auf seinen Lippen. Wie unglaublich es auch klingen mochte: er war ein glücklicher Bibs!

Und wiederum ergriff — wie es ja bei der Gleichartigkeit der Gehirne nicht anders sein konnnte — alle, alle Bibse ein einziges unerhörtes Gefühl: Neid. Und einer begab sich ans Geophon, einen Apparat, mit dessen Hilfe die leiseste Rede auf der ganzen Erde gehört werden konnte, und sprach eine Rede darein. Diese Rede konnte man als chorischen Monolog des ganzen Bibsgeschlechtes ansehen. Er sprach:

Der Bibs: „Was ist des Bibses Leben?"

Chor der Bibse: „Langweile."

Der Bibs: „Wie lange währt sie?"

Chor der Bibse: „227 Jahre."

Der Bibs: „Und wenn es köstlich war, was war es?"

Chor der Bibse: „Stumpfsinn und Dumpfsinn."

Der Bibs: „Liegt noch etwas anderes vor uns? Liegt überhaupt noch etwas vor uns?"

Chor der Bibse: „Nein!"

Der Bibs: „Wo allein kann uns Heil erblühen?"

Chor der Bibse: „Hinter uns!"

Der Bibs: „Wer beweist das?"

Chor der Bibse: „Der geflickte Bibs."

Der Bibs: „Was ist also zu tun?"

Chor der Bibse: „Die Entwicklung ist umzuschalten."

Der Bibs: „Was soll also von jetzt an Entwicklung heißen?"

Chor der Bibse: „Der Weg über den Menschen und Affen zur Monere."

Und so ging dieser chorische Monolog weiter. Sein Ergebnis war folgendes:

„Nur das Bibshirn, dieses Teufelsknäuel, ist schuld an dem öden Elend der Bibse! Ist's nicht ein Glück, wenn dieses unheimliche Instrument, dieser größenwahnsinnige Allwisser, diese Spleenretorte, von einem Meteorstein zerfetzt und verstümmelt wird? O, der elende Energietrödler, Energietäuscher, Energiewucherer, Energiegeizhals, der nun auf seinen Renten sitzt — — — gewitzigt, dumpf und kalt! Steinigt ihn! Steinigt ihn!"

So böse wurde jener denkwürdige Monolog des Bibshirns gegen das Bibshirn! Aber dann begann der alte Schlaukopf doch einzulenken. Nur eine kurze Zeit war er der langentwöhnten Wut fähig und wohl auch nur aus dem Grunde, weil die periodische Erregung des Tages des großen Abreagierens in ihm spukte. Die logische Maschinerie begann wieder ruhiger zu funktionieren, und nun sah er klar:

Nicht gewaltsam darf man das Hirn durch eine Amputation zurückdegenerieren! Denn was sollten die Neobibse mit den Erdeinrichtungen beginnen, die sie — — nicht verständen? Sie würden elend in der besten aller Welten zugrunde gehen. Nein, nur das Centrum sulcorium (das kurz nach dem Tode des Weltvergifters Karpeles entdeckte Faltungszentrum) muß exstirpiert werden! Dann wird auch wieder langsam das jetzt degenerierte Centrum lipoidicum (Zentrum des Fettansatzes) in Funktion treten — — — — und die Entwicklung ist umgeschaltet!

„Und so wollen wir für immer festsetzen, daß diese Exstirpation ein heiliger Akt werde für das Bibsgeschlecht, heiliger als je den Juden und Mohammedanern die Beschneidung! Und laßt uns Priester dafür einsetzen! Um so schneller wird die selige Verdummung ihren Weg nehmen! Schon sehe ich, wie nach einigen Geschlechtern das Centrum sulcorium bereits bei der Geburt degeneriert sein wird! Schon sehe ich

die häutigen Gehirnfalten von Geschlecht zu Geschlecht anschwellen, anschwellen und anschwellen, bis schließlich das Gehirn wieder eine schöne, glatte, glänzende, fette Masse geworden ist!"

„Und in derselben Zeit wird auch die Einrichtung unserer jetzigen Erde, dieses trockene, häutige Bibshirnweltbild, langsam seinen Weg zurückfinden. Die elektrischen Nähranlagen werden verschwinden. Und die Erde wird sich wieder mit unrationellen Maschinen bedecken, wie: Feldern und Wiesen, ja sogar mit dem Energieverschwender Urwald!"

Und so ward's getan. Schon nach einigen Generationen zeigten die Bibse eine andere Kopfform: Der Kopf war länger geworden, da die erste Verfettung im Kleinhirn einsetzte.

Doch es hieße ein vielbändiges Werk schreiben, wollte man alles anführen, was weiter geschah. Im allgemeinen kann man jedoch sagen, daß der Rückweg vom Bibs zum Menschen eine viel längere Zeit beanspruchte als der Hinweg zum Bibs. Erst nach 135.000 Jahren etwa gab es wieder Menschen der vorkarpelesischen Zeit. Damals schrieb man wieder Ehebruchsdramen, damals gab's wieder eine Polizei, Universitäten, an denen Professoren edel, ernst und streng über die „Transzendenz des Gottesbegriffes" sprachen; Mensuren, Reichsratssitzungen, Frauenbünde, Großkapitalisten, einen Königsmord in Serbien — kurz, damals erst war das Leben wieder lebenswert geworden!

Eigentümlicherweise erfolgte von da an der Weg zum Affen in unheimlich schnellem Tempo. Schon nach 146 Jahren lief alles wieder auf allen Vieren herum. Und es herrscht ein Streit darüber, ob dieses kurze Stadium als „Untermensch", „Urmensch" oder „Menschaffe" zu bezeichnen ist.

Aus des Herrn Munkepunke Bowlenbuch
Die Brüste der Semiramis

Man schneide einem Mädchen ab die Brüste weiß und rot.
Möglich große Grape-fruits tun es aber auch zur Not.
Die halbiert, gehöhlt, mit Maraschino ausgespült.
Mit Orangen- und Melonensaft, der eisgekühlt,
Bis zum Dritteil etwan angefüllt. Mit Sekt ergänzt.
O, wie Munkepunkes Augenpaar begeistert glänzt!

Visitenkarte

Auf dem Wannsee ticketackt die Muckepicke.
Seinem Weibe walkt der Mann die Hucke dicke.
Nur aus Liebe tut's der ehrliche Halunke.
Nur aus Liebe harft der Dichter Munkepunke.

Lästerlicher Silvester

Stell' auf den Nacht-Tisch muffige Liköre!
Die letzte Rum-Bouteille ich entkorke.
Leih' mir dein Schnuteken, du Zille-Jöre!
Sei knorke!

Daß ich dies alles, da das Jahr sich spanisch
Quasi empfehlen will, sachlich verhafte.
Am Grab die Hoffung noch aufpflanzend? Manisch,
Doch schnafte!

Neujahr — ein neuer Stift in's Jrammophone!
Janz wie bei Shakespeare —: stirbt eins, machts
Musike.
Knabbre die letzte Marzipan-Makrone
Man stieke!

Sei wirſch und knirſch, auch wenn es etwas ſchwer fällt!
(Wie — wenn ich dir die Augen blauer buffte?)
Wenn's letzten End's nur ephemer verquer fällt!
Sei dufte!

Hol' aus dem Bette meine Filzpariſer,
In die keß letzten Sommer Motten kamen.
Wir wollen im Vergangnen nicht mehr kramen!
Denn temporär iſt in 'ner Zeit wie dieſer
Alles. Amen!

Lieba

Rudi Mente, Sara Thuſtra
Lieben beide bislang fruſtra.
Bei Mimi Kry jedoch Gehör
Fand gleich der freche Frank Tireur,
Um Meta Phyſik, Anna Päſt
Zugleich der Otto Mane äſt.
Im Auto fuhr von Köln nach Kiel
Mit Marga Rine Sali Cyl.
Andra moi ennepe — o Fern!
Die Haſen clevern gar zu gern.
(In Cleverſulzbach ſang Mörike —
In Parantheſe ich's nachſchicke!)
Für Rudis Bruder Ali Mente
Zahlt Pulſa Tilla Luftprozente.
Der Liebeslenz von Sibyl Liniſch
Fand Finiſh ſcheußlich poliklíniſch.
Mit Mara und mit Mia Smus
Und Katta Falk — taisez-vous! Schluß!

La petite Gilberte

By Prunterut im Jura,
Da het e Wirt es Hus,
Da luegt es Meitschi alli Stund
Drymal zum Pfeister us.
Und fragscht du denn d' Soldate,
Wer echt das Meitschi sei,
Da lüpft es jedem Schwyzerbueb
Sys Herz und au sys Bei:
C'est la petite Gilberte,
Gilbert' de Courgenay,
Ell' connait trois-cent-mill' soldats
Et tous les officiers.
C'est la petite Gilberte,
Gilbert' de Courgenay,
On la connait dans tout' la Suisse
Et tout' l'armée.

Syg eine=n=e Trumpeter,
Syg eine=n=e Tambour,
Syg eine simple Solidat,
Sie het sie a der Schnur;
Vom Korporal zum Lütenant
Bis use=n=a Major —
Wer het die alli mitenand
Bim Zipfel und bim Ohr?
C'est la petite Gilberte...

Und fragsch: was Tüfels het si denn?
Isch die denn gar so schö?
Ä bah, i ha scho=n=i der Schwitz
Mängs Tuset Schöneri gseh.
's weiß keine recht, woran=es lyt,

Am Aug oder am Schue.
Doch das iſcht wurſcht, me wird verruckt
Und ſingt a=n=einem zue:
C'est la petite Gilberte...

Und gäbt me mier es Regiment,
Ich ſeiti: Oh, Herrjeh!
Oh, wär ich doch nu Lütenant
Und nu in Courgenay!
Was nützet mier all Offizier
Und über tuſig Ma —
Ich mueß, bim Herrgott Saperment,
Ganz öppis anders ha.
C'est la petite Gilberte...

Und wenn der Chrieg denn dure=n=iſch
Und alles hei zue gaht,
Und denn der Wirtin ihres Hus
Leer a der Straße ſtaht:
Wer wüſcht am Pfeiſter d' Äugeli us
Und luegt i d' Ajoie
Und truret um die dreimalhunderttuſig Ma?
C'est la petite Gilberte,
Gilbert' de Courgenay,
Ell' cherche ses trois-cent-mille soldats
Et tous ses officiers;
C'est la petite Gilberte,
Gilbert' de Courgenay,
Ell' pleure maintenant pour tout' la Suisse
Et tout' l'armée.

Der brave Schwejk

„Alſo den Ferdinand haben ſ' uns ermordet", ſagte die Bedienerin zu Herrn Schwejk; Herr Schwejk war vor Jahren von einer ärztlichen Kommiſſion definitiv für blödſinnig erklärt worden, hatte den Militärdienſt verlaſſen und beſchäftigte ſich mit dem Verkauf von Hunden, häßlichen, gemiſchtraſſigen Kreaturen, deren Stammbaum er fälſchte. — Außer mit dieſem Beruf war er mit Rheumatismus behaftet und grade dabei, ſich die Knie mit Opodeldok einzureiben.

„Was für einen Ferdinand, Frau Müller?" fragte Schwejk. „Ich kenne zwei Ferdinande: der eine iſt Diener beim Droguiſten Pruſcha, und einmal hat er irrtümlich eine Flaſche Haarwaſſer ausgetrunken — und dann kenne ich noch den Ferdinand Kokoſchka, der was Hundedreck zuſammenklaubt. Um beide wär nicht ſchade."

„Aber, gnä' Herr, den Herrn Erzherzog, den aus Konopiſcht, wiſſen S', den dicken, gottesfürchtigen..."

„Jeſusmaria," ſchrie Schwejk auf, „das iſt aber eine Geſchichte! Wo iſt es denn dem Herrn Erzherzog paſſiert?"

„In Sarajevo, wie er dort mit ſeiner Frau Erzherzogin im Automobil gefahren iſt."

„Alſo da ſchauts her, im Automobil! Ja, ſo ein Herr kann ſich's erlauben und überlegt garnicht, wie ſchlecht eine ſolche Fahrt ausgehen kann. Noch dazu in Sarajevo, das iſt in Bosnien. Wahrſcheinlich haben das die Türken gemacht. Wir hätten ihnen halt Bosnien nicht wegnehmen ſollen. Da ſehen Sie, Frau Müller! Er iſt alſo ſchon in jener Welt, der Herr Erzherzog. Hat er ſich lange gequält?"

„Der Herr Erzherzog war gleich fertig, gnä' Herr. Mit dem Revolver, wiſſen S', gibt's keine Spaſſeteln."

„Mancher Revolver, Frau Müller, geht nicht los, und wenn Sie zerſpringen. Aber für den Herrn Erzherzog hat man ſicher etwas Beſſeres gekauft, und wetten wollt' ich,

Frau Müller, daß der Mensch, der das gemacht hat, dazu fein angezogen war. Glauben Sie mir, den Herrn Erzherzog erschießen, das ist nicht so, wie wenn der Wildschütz auf den Heger schießt. Da heißt es, wie an ihn herankommen. Auf einen solchen Herrn kann man nicht in Fetzen losgehen. Da muß man im Zylinder erscheinen, damit einen nicht vorher die Polizei abfaßt."

„Angeblich waren es mehrere, gnä' Herr."

„Das versteht sich," versetzte Schwejk, indem er die Massage seiner Knie beendete, „wenn Sie den Herrn Erzherzog oder gar den Kaiser ermorden wollen, so werden Sie sich gewiß mit jemand beraten. Mehr Menschen haben mehr Verstand. Der eine meint das, der andre meint jenes — und so gelingt das Unternehmen, wie es in unsrer Hymne steht. Hauptsache ist, den Moment abpassen, bis ein solcher Herr vorüberfährt. Ob Sie sich noch an diesen Herrn Lucheni erinnern, der was unsre selige Elisabeth mit der Feile erstochen hat? Spazieren ist er mit ihr gegangen. Dann traun Sie jemandem! Und es erwartet viele. Sie werden sehen, Frau Müller, es wird noch den Zaren und die Zarin erwischen, und, kann sein, auch den Kaiser, wenn man schon mit seinem Onkel den Anfang gemacht hat. Er hat viele Feinde, der alte Herr. Mehr noch als der Ferdinand. Wie unlängst ein Herr im Wirtshaus gesagt hat: daß die Zeit kommen wird, wo die Kaiser einer nach dem andern dran glauben müssen und daß ihnen nicht einmal die Staatsanwaltschaft helfen wird. Dann konnte er die Zeche nicht bezahlen, und der Wirt mußte ihn verhaften lassen. Ja, Frau Müller, das sind so Sachen in der Welt. Ist das wieder ein Verlust für Österreich! Wie ich beim Militär war, hat ein Infanterist einen Hauptmann erschossen. Ladet das Gewehr und geht in die Kanzlei. Der Hauptmann pelzt ihm sofort einen Kasernarrest auf. Da packt der Infanterist das Gewehr und schießt ihm durchs Herz. Die Kugel hat noch großen

Schaden in der Kanzlei angerichtet: ein Tintenflaſchl iſt kaputgegangen, und die Tinte iſt auf die Akten ausgefloſſen."

„Und was iſt mit dem Infanteriſten paſſiert?" fragte nach einer Pauſe Frau Müller, während Schwejk ſich ankleidete.

„Er hat ſich an den Hoſenträgern erhängt", ſagte Schwejk, indem er ſeinen ſteifen Hut bürſtete. „Heute gibt's wenig ehrliche Leute mehr, Frau Müller. Ich ſtell' mir vor, daß ſich der Herr Erzherzog Ferdinand in Sarajevo auch in dem betreffenden Menſchen geirrt hat. Er bemerkt dort irgendeinen Herrn und denkt noch bei ſich: ‚Das muß aber ein anſtändiger Menſch ſein, der da Hoch ruft.' Indeſſen knallt ihn der Herr nieder. War es ein Schuß oder mehrere?"

„Die Zeitungen ſchreiben, daß der Herr Erzherzog wie ein Sieb war. Der Attentäter hat alle Patronen in ihn hineingefeuert."

„Das geht ungemein geſchwind, Frau Müller, koloſſal geſchwind. Ein Browning ſieht aus wie ein Spielzeug, aber Sie können damit in zwei Minuten zwanzig Erzherzoge erſchießen, magere oder dicke. Wiewohl Sie, Frau Müller, unter uns geſagt, einen dicken Erzherzog leichter treffen, als einen magern. Ob Sie ſich noch erinnern, wie ſie damals in Portugal ihren König abgeſchoſſen haben? Das war auch ſo ein Dicker. Ein König wird doch nicht mager ſein. Jetzt geh' ich alſo ins Gaſthaus ‚Zum Kelch' — und wenn jemand kommen ſollte, um den Rattler abzuholen, auf den ich Vorſchuß bekommen hab', ſo ſagen Sie ihm, daß er auf dem Land in meinem Hundeheim iſt, wo ich ihm unlängſt die Ohren geſtutzt hab, ſodaß er jetzt nicht transportiert werden darf, bis ihm die Ohren zuheilen. Den Schlüſſel geben Sie der Hausmeiſterin!"

Im Gaſthaus ‚Zum Kelch' ſaß ein einziger Gaſt. Es war der Zivilwachmann Brettſchneider, der in Dienſten der Staatspolizei ſtand. Der Gaſtwirt Paliwetz wuſch Taſſen,

und Brettschneider mühte sich vergebens ein ernstes Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Paliwetz war ein bekannter Grobian und jedes zweite seiner Worte war Arsch oder Dreck. Dabei war er jedoch belesen und machte jeden aufmerksam, er solle nachschlagen, was Victor Hugo von der Antwort der napoleonischen Garde an die Engländer nach der Schlacht bei Waterloo bemerkt habe.

„Ein trockener Sommer", begann Brettschneider sein ernstes Gespräch.

„Ist alles Dreck", bemerkte Paliwetz, indem er die Tassen in den Glasschrank stellte.

„Die haben uns in Sarajevo eine schöne Geschichte eingebrockt", ließ sich Brettschneider mit schwacher Hoffnung vernehmen.

„In was für einem Sarajevo?" fragte Paliwetz. „In der Nusler Weinstube ‚Sarajevo'? Dort prügelt man sich alle Tage."

„Im bosnischen Sarajevo, Herr Wirt. Den Herrn Erzherzog Ferdinand hat man dort erschossen. Was sagen Sie dazu?"

„Ich misch' mich in solche Sachen nicht, damit kann mich jeder gernhaben", antwortete Herr Paliwetz, indem er sich die Pfeife anzündete. „Ich hab' mein Gewerbe; wenn jemand kommt und Bier bestellt, schenk' ich ihm ein. Aber sowas wie Sarajevo, Politik oder weiland Erzherzog ist nichts für uns, das könnt' einen den Kragen kosten."

Brettschneider sah sich enttäuscht in der öden Stube um. „Hier hat doch einmal das Kaiserbild gehangen," sagte er nach einer Weile, „dort, wo jetzt der Spiegel hängt."

„Ganz recht," antwortete Paliwetz, „da hat es gehangen, und die Fliegen haben darauf geschissen, da hab' ich es auf den Speicher getan. Sonst könnte sich noch jemand eine Bemerkung erlauben. Was soll mir das?"

„Es muß aber, Herr Wirt, häßlich geweſen ſein in dieſem Sarajevo."

Auf dieſe argliſtig geſtellte Frage antwortete Herr Paliwetz ungewöhnlich vorſichtig: „Dieſe Tage pflegen in Bosnien furchtbar heiß zu ſein. Wie ich dort gedient hab', hat unſer Oberleutnant Eis auf den Kopf bekommen müſſen."

Der Zivilwachmann Brettſchneider verſtummte endgiltig, und ſeine düſtere Miene heiterte ſich erſt auf, als Schwejk eintrat, der, bei Tiſche platznehmend, ſchwarzes Bier beſtellte mit den Worten: „In Wien iſt heute Trauer."

Brettſchneiders Augen leuchteten hoffnungsvoll auf; er ſagte kurz: „In Konopiſcht wehen zehn ſchwarze Fahnen."

„Zwölf, hört man", verſetzte Schwejk, nachdem er getrunken hatte.

„Warum meinen Sie zwölf?" fragte Brettſchneider.

„Damit es ſich beſſer rechnet, und dann: im Dutzend kommt alles billiger", antwortete Schwejk.

Es trat eine Stille ein, welche Schwejk ſelbſt mit einem Seufzer unterbrach: „Er iſt alſo ſchon in jener Welt. Gott hab' ihn ſelig. Er hat nicht einmal erlebt, daß er Kaiſer wird. Wie ich beim Militär war, da iſt ein General vom Pferd gefallen, er hätte doch grade avancieren ſollen zum Feldmarſchall. Das iſt bei einer Inſpizierung paſſiert. Dieſe Inſpizierungen führen zu nichts Gutem. Einmal, erinnere ich mich, haben mir bei einer ſolchen Inſpizierung zwanzig Knöpfe an der Montur gefehlt, und dafür hab' ich vierzehn Tage Einzelarreſt bekommen. Aber Disziplin muß beim Militär ſein. Unſer Oberleutnant Makovec, der pflegte immer zu ſagen: ‚Disziplin, ihr blöden Kerls, muß ſein, ſonſt würdet ihr wie die Affen auf den Bäumen klettern, aber das Militär macht Menſchen aus euch, ihr Trottel!' Und ſtimmt es nicht? Stellen Sie ſich einen Park vor, und auf jedem Baum einen Soldaten ohne Disziplin."

„Sarajevo", knüpfte Brettschneider an, „haben die Serben am Kerbholz."

„Da irren Sie sehr," erwiderte Schwejk, „das haben die Türken gemacht, wegen Bosnien." — Und Schwejk trug seine Ansicht über die Politik Österreichs auf dem Balkan vor. „Die Türken haben", sprach er, „im Jahre 1912 gegen Serbien, Bulgarien und Griechenland verloren. Sie wollten, Österreich solle ihnen helfen, und da dies nicht geschah, schossen sie eben auf Ferdinand. Magst du die Türken?" wandte sich Schwejk an den Wirt, „magst du diese heidnischen Hunde?"

„Ein Gast wie der andre," rief Paliwetz, „meinetwegen ein Türke. Für uns Gewerbsleute gibt's keine Politik. Bezahl' dein Bier und trink' und quatsch', was du willst."

„Gut, Herr Wirt," sagte Brettschneider, dem die Hoffnung, einer von den beiden werde sich fangenlassen, wieder zu schwinden begann, „Sie werden aber zugeben, daß es ein großer Verlust für Österreich ist."

Anstelle des Wirtes antwortete Schwejk: „Ein Verlust ist es, das läßt sich nicht leugnen. Ein furchtbarer Verlust. So ein Ferdinand kann nicht durch irgendeinen Trottel ersetzt werden. Er hätte nur noch etwas dicker sein sollen."

„Wie meinen Sie das?" fragte Brettschneider lebhaft.

„Na," antwortete Schwejk selbstzufrieden, „wäre er dicker gewesen, hätte ihn gewiß schon früher der Schlag getroffen, als er in Konopischt die alten Weiber jagte, die in seinem Revier Reisig und Schwämme gesammelt haben, und er hätt' nicht eines so elendigen Todes sterben müssen. Wenn ich bedenke: der Onkel unsres Kaisers, und sie erschießen ihn. Es ist doch ein Skandal. Da wurde bei uns in Budweis vor Jahren ein Viehhändler erstochen, ein gewisser Ludwig. Der hatt' einen Sohn, und wo der hinkam, um Schweine zu verkaufen, wollte niemand etwas von ihm kaufen und jeder

sagte: ‚Das ist der Sohn von dem Erstochenen, das muß ein feiner Lump sein.‘“

„Haben Sie aber sonderbare Vergleiche,“ bemerkte Brettschneider mit Nachdruck, „erst reden Sie von Ferdinand und dann von einem Viehhändler.“

„Aber keine Spur,“ widersprach Schwejk, „da sei Gott vor, daß ich irgendwen mit irgendjemand vergleiche. Der Herr Wirt kennt mich. Sag, ob ich irgendwann irgendwen mit irgendjemand verglichen hab’? Ich wollt nur nicht in der Haut der Witwe nach dem Erzherzog stecken. Was wird sie jetzt anfangen? Wieder einen Erzherzog heiraten? Was hat sie davon? Fährt mit ihm nach Sarajevo und wird zum zweitenmal Witwe. Da war bei uns in Frauenberg vor Jahren ein Heger. Wilderer haben ihn erschossen, und es blieb nach ihm eine Witwe mit zwei Kindern, und die nahm ein Jahr später wieder einen Heger. Der wurde auch erschossen. Dann heiratete sie zum drittenmal wieder einen Heger: ‚Aller guten Dinge sind drei,‘ sagte sie. ‚Wenn es jetzt nicht gelingt, dann weiß ich wirklich nichtmehr, was ich machen soll.‘ Richtig hat man auch den dritten erschossen, und da hatte sie schon mit den drei Hegern zusammen sechs Kinder. Dann nahm sie den Viehkastrierer aus Wodnan; der tupft sie einmal nachts mit der Hacke und stellt sich dann freiwillig der Polizei. Unterm Galgen hat er dem Pfaffen die Nase abgebissen und hat geschworen, daß er nichts bereue, und dann sagte er noch etwas Häßliches über den Kaiser.“

„Was hat er denn gesagt?“ fragte Brettschneider hoffnungsvoll.

„Das weiß ich nicht, weil niemand gewagt hat, es zu wiederholen. Angeblich war es etwas so Entsetzliches, daß ein Gerichtsrat, der dabeiwar, irrsinnig geworden ist, und heute noch hält man ihn isoliert, damit nichts darüber be-

kannt wird. Das war nicht bloß so eine gewöhnliche Majestätsbeleidigung, wie man sie in der Besoffenheit sagt."

„Was für Majestätsbeleidigungen werden denn gewöhnlich in der Besoffenheit gesagt?" fragte Brettschneider.

„Ich bitte, meine Herren, reden wir von was anderm," rief der Wirt Paliwetz dazwischen, „ich hab' das nicht gern. Wie leicht fällt ein Wort, und dann tut's einem leid."

„Was für Majestätsbeleidigungen in der Besoffenheit gesagt werden?" fuhr Schwejk fort. „Trinken Sie mal anständig, lassen Sie die österreichische Hymne spielen, und Sie werden hören, was Sie da zu reden anfangen. Es wird Ihnen soviel über den Kaiser einfallen, daß nur die Hälfte davon wahrzusein braucht, damit er die Schande sein ganzes Lebenlang nicht loswird. Den Sohn Rudolf hat er im zarten Alter, in schönster Mannesblüte verloren. Die Gattin Elisabeth hat man mit der Feile erstochen — dann ist ihm der Johann Orth verlorengegangen — den Kaiser von Mexiko, seinen Bruder, hat man irgendwo in einer Festung erschossen. Und jetzt, auf seine alten Tage, schießt man ihm den Onkel weg. Eiserne Nerven müßte man haben. Und dann fällt irgendeinem besoffenen Kerl ein, über ihn zu schimpfen. Wenn heute etwas ausbricht: ich melde mich freiwillig und werde dem Kaiser dienen bis zum letzten Atemzug." — Schwejk machte einen tiefen Trunk aus seinem Glase und fuhr fort: „Sie glauben, der Kaiser läßt das so laufen? Da kennen Sie ihn schlecht. Krieg mit den Türken muß sein. ‚Ihr habt mir den Onkel ermordet, da habt ihr eins über die Schnauze.' Der Krieg steht fest. Serbien und Rußland sind auf unsrer Seite. Da werden die Fetzen fliegen."

In diesem prophetischen Augenblick sah Schwejk gradezu schön aus. Sein lächelnd einfältiges Vollmondgesicht strahlte in Begeisterung. Alles war ihm so klar. „Kann sein," fuhr Schwejk in der Schilderung der Zukunft Österreichs fort, „daß uns im Fall eines Krieges mit den Türken

die Deutſchen anfallen werden, weil der Deutſche und der Türke immer zuſammenhalten. Die haben ja nicht ihresgleichen an Bosheit. Wir dagegen können uns mit Frankreich verbünden, das ſeit einundſiebzig auf Deutſchland ſchlecht zu ſprechen iſt. Und ſchon kann's losgeh'n. Der Krieg kommt, mehr ſag ich nicht."

Brettſchneider erhob ſich feierlich und ſprach: „Mehr brauchen Sie nicht zu ſagen. Kommen Sie mit mir auf den Flur, ich werd' Ihnen was erzählen."

Schwejk trat mit dem Zivilwachmann auf den Flur, wo eine kleine Überraſchung ſeiner harrte, als ſein Nachbar den metallnen Adler vorwies und erklärte, daß er Schwejk verhafte und ſogleich auf die Polizeidirektion führen werde. Schwejk bemühte ſich aufzuklären: der Herr ſcheine ſich zu irren, er ſei vollkommen unſchuldig, er hätte kein Wort geſprochen, durch das ſich jemand beleidigtfühlen könnte.

Brettſchneider replizierte jedoch, Schwejk habe ſich Strafhandlungen zuſchulden kommen laſſen, darunter auch Hochverrat.

Dann kehrten beide in die Wirtsſtube zurück, und Schwejk ſagte zu Herrn Paliwetz: „Ich habe fünf Bier, eine Wurſt und eine Semmel. Jetzt gib mir noch einen Schnaps — ich muß gehen, ich bin verhaftet."

Brettſchneider kehrte wieder den Adler hervor, betrachtete Herrn Paliwetz eine Weile und fragte ihn: „Sind Sie verheiratet? Kann Ihre Frau Sie in Ihrer Abweſenheit im Geſchäft vertreten?"

„Das kann ſie."

„Dann iſt alles in Ordnung, Herr Wirt," verſetzte Brettſchneider heiter; „rufen Sie Ihre Frau her, übergeben Sie ihr alles, und am Abend holen wir Sie ab!"

„Mach dir nichts draus", tröſtete ihn Schwejk. „Ich geh' ja bloß wegen Hochverrat hin."

„Wofür denn ich?" jammerte Herr Paliwetz. „Ich war doch so vorsichtig."

Brettschneider lächelte siegesgewiß: „Weil Sie gesagt haben, daß den Kaiser die Fliegen beschissen haben. Man wird Ihnen schon den Kaiser aus dem Schädel treiben."

Und Schwejk verließ das Gasthaus ‚Zum Kelch' in Begleitung des Zivilwachmannes, den er, indem sein gutmütiges Lächeln das Gesicht des andern zu erreichen trachtete, auf der Straße ansprach: „Soll ich vom Trottoir hinunter?"

„Warum?"

„Ich denk' mir halt, wenn ich verhaftet bin, hab' ich auf dem Trottoir nichts zu suchen."

Als sie das Tor der Polizeidirektion passierten, sagte Schwejk: „Hübsch ist uns die Zeit verlaufen. Pflegen Sie oft ‚Zum Kelch' zu kommen?"

Und während Schwejk in die Aufnahmekanzlei geführt wurde, übergab Herr Paliwetz die Wirtschaft seinem weinenden Weibe, indem er sie zu trösten suchte: „Heul nicht, was kann man mir denn machen wegen dem beschissenen Kaiserbild?"

So hat der brave Schwejk in seiner lieben, netten Art in den Weltkrieg eingegriffen. Historiker wird es interessieren, daß er weit in die Zukunft gesehen hat. Wenn sich die Situation später doch anders entwickelte, als er es im Gasthaus ‚Zum Kelch' auseinandergesetzt hat, so dürfen wir nicht vergessen, daß er keine diplomatische Vorbildung besaß.

Vom Seemann Kuttel Daddeldu

Eine Bark lief ein in Le Haver,
Von Sidnee kommend, nachts elf Uhr drei.
Es roch nach Himbeeressig am Kai
Und nach Hundekadaver.

Kuttel Daddeldu ging an Land.
Die Rü Albani war ihm bekannt.
Er kannte nahezu alle Hafenplätze.

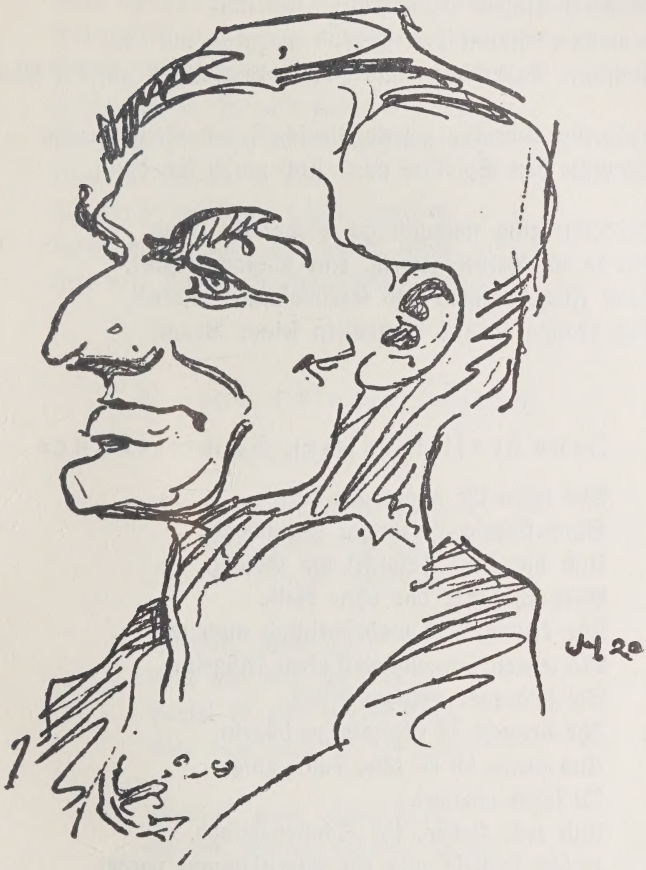
Weil vor dem ersten Hause ein Mädchen stand,
Holte er sich im ersten Haus von dem Mädchen die Krätze.

Weil er das aber natürlich nicht gleich empfand,
Ging er weiter, — kreuzte topplastig auf wilder Fahrt.
Achtzehn Monate Heuer hatte er sich zusammengespart.

In Nr. 6 traktierte er Eiwie und Kätchen,
In 8 besoff ihn ein neues, straff lederbusiges Weib.
Nebenan bei Pierre sind allein sieben gediegene Mädchen,
Ohne die mit dem Zelluloid-Unterleib.

Daddeldu, the old Seelerbeu Kuttel,
Verschenkte den Albatrosknochen,
Das Haifischrückgrat, die Schals,
Den Elefanten und die Saragossabuttel.
Das hatte er eigentlich alles der Mary versprochen,
Der anderen Mary; das war seine feste Braut.

Daddeldu — Hallo! Daddeldu,
Daddeldu wurde fröhlich und laut.
Er wollte mit höchster Verzerrung seines Gesichts
Partu einen Niggersong singen
Und „Blu beus blu".
Aber es entrang sich ihm nichts.



Joachim Ringelnatz
Zeichnung von John Höxter

Daddeldu war nicht auf die Wache zu bringen.
Daddeldu Duddel Kuttelmuttel, Katteldu
Erwachte erstaunt und singend morgens um vier
Zwischen Nasenbluten und Pomm de Schwall auf der Pier.

Daddeldu bedrohte zwecks Vorschuß den Steuermann,
Schwitzte den Spiritus aus. Und wusch sich dann.

Daddeldu ging nachmittags wieder an Land,
Wo er ein Rentiergeweih, eine Schlangenhaut,
Zwei Fächerpalmen und Eskimoschuhe erstand.
Das brachte er aus Australien seiner Braut.

Jene brasilianischen Schmetterlinge

Wie schön ihr angezogen seid!
Simpelfarbig ist unsere Menschenhaut
Und hat noch Hitzpickel am Gesicht.
Aber ich denke das ohne Neid.
Ihr renommiert wahrscheinlich auch nicht
Mit euren sonnenmetallischen Flügeln.
Sie sind euer einziges Kleid.
Ihr braucht es niemals zu bügeln.
Und wenn ich es täte, dann ginge
Es sicher entzwei.
Und euer Leben, ihr Schmetterlinge,
Huscht sowieso wie ein Sternschnupp vorbei.
Drum seid ihr Ochsen, wenn ihr's nicht genießt.
Dauernd saufen, naschen, geschlechtlich paktieren!
Derart keine Zehntelsekunde verlieren!
Bis euch der deutsche Professor aufspießt.

Die europäischen Fernen
Kennenzulernen,

Was euch das Leben nie bot,
Was ihr damals auch nie gewollt noch begriffen hättet,
Nun wär's euch. — — Zwischen Gläser gebettet
Leuchtet ihr so geduldig tot.
Broschen seid ihr und Fächer.
Ich habe aus euch einen Aschenbecher;
Aber er tut mir so leid.
Ich streue die Asche lieber daneben.
Denn euch brachte das schöne Kleid
Um euer junges, brasilianisches Leben.

Geheimes Kinderspielbuch

Abzählreime

Bülow, Nolle, Witte, Zoo...
Auf dem Dache sitzt ein Floh,
Der sich nicht zu helfen wo.

Konikoki, Kakadu...
Rose auf und Rose zu.
Ferkel Ei und Ferkel Zwei.
Wer nicht fehlt, ist mit dabei.

Stachus, Kios, Kaos, Kies,
Spinne, Speise, Scheiße, schieß.
Sexu Elefant Asie.
Fische haben nie kein Knie.

Ritze Rotze Ringelratz,
Zwei Miezeschwein, ein Grunzekatz.
Mein Großpapa heißt Lali,
Der wird des Nachts ganz lila.

Das Ende eines Malers

Ein polnischer Künstler, der etwas auf sich hält und Achtung verlangt, ist verpflichtet, im Spital zu sterben, und zwar an Lungentuberkulose. Nur dieser Tod adelt. — „Woran ist er gestorben?" fragt man in Polen. „An Herzverfettung? Pfui! Und das soll ein Künstler gewesen sein?!" — „Wo ist er gestorben?" fragt man in Polen. „Doch nicht bei sich zu Hause?"

Es war also einmal ein Maler, der Tuberkulose hatte, eine echt polnische, schwungvolle — galoppierende Schwindsucht. Der Pole ist ein Ritter, hat stets Beziehung zum Pferd... Dieser Maler jedoch war eigensinnig, er wollte nicht sterben; schon begannen die Mäzene ihm das übelzunehmen.

Man brachte ihn ins Spital. Der Maler schaute sich um, und es gefiel ihm hier. Nach der ersten Nacht wandte er sich mit einem lieblichen Lächeln an seinen Nachbarn zur Rechten: „Sind Sie sehr krank, mein Herr?"

Gerührt blickte ihn der Nachbar an. — „Oh, sehr!"

„Dann können Sie mir leicht einen großen Gefallen tun."

„Mit Vergnügen, wenn es in meiner Macht steht."

„Sterben Sie doch, bitte, möglichst schnell..."

Der Nachbar riß weit die Augen auf. — „Wie? Was meinen Sie?"

„Eigentlich kann es mir gleichsein, verstehen Sie; aber Sie schnarchen nachts entsetzlich. Sterben Sie, lieber Herr!"

In dieser Nacht starb der Nachbar.

„Ein wohlerzogener Mann", sagte der Maler.

Ein sympathischer Maler. Die Schwindsucht galoppierte in ihm wie ein Droschkengaul.

Der liebe Gott hatte den Maler verlassen, doch die Mäzene verließen ihn nicht. Eines Tages erschien einer und eröffnete seine Mission: „Na, na! Beunruhigen Sie sich nicht! Man überwindet es. Ich wünsche es Ihnen herzlichst."

„Ich glaube an Ihre Herzlichkeit, Verehrteſter — denn ich bin Ihnen noch etwas ſchuldig."

„Ach! Nicht der Rede wert."

„Ich hätte auch nicht davon begonnen."

„Ich ebenſowenig. Ich wollte Ihnen etwas vorſchlagen: der Süden täte Ihnen gut. Das müſſen Sie doch zugeben."

„Ich kann nicht."

„Sie können nicht verreiſen?"

„Ich will nicht, Verehrteſter; ich möchte auf Koſten meines Heimatlandes ſterben."

Der Mäzen lächelte ihn an, wie eine Kröte die Sonne anlächelt. — „Sie ſcherzen. Aber ich will Ihnen etwas ſagen: Sie ſind ungewöhnlich begabt — ich werde Ihnen das Geld für die Reiſe vorſtrecken ..."

Der Maler blickte ihn mißtrauiſch an.

„Glauben Sie mir," fuhr der Mäzen fort, „ich tue es für Ihr Talent."

„Dann handeln Sie unklug ..."

„Wieſo?"

„Weil ich ein Schwein bin und jeden, der mir guttut, für einen Idioten halte."

„Ich wollte Sie nicht verletzen — ich erweiſe Ihnen keine Gnade — Sie ſollen das Geld nicht umſonſt bekommen." Der Mäzen redete haſtig. „Sie ſind begabt und können die Bedingungen diktieren. Zur Sache! Sie fahren nach dem Süden für mein Geld. Überlegen Sie ſich's, überreden Sie ſich ..."

„Unmöglich. Mit Schwindſüchtigen rede ich nicht."

„Hehe, ausgezeichnet! — Sie werden dies Geld abarbeiten und es vernünftig anlegen ..."

„Unmöglich. Trunkſucht iſt unvernünftig."

„Sie laſſen mich ja nicht bei Worte ... Sie werden das Geld abarbeiten. Sie bekommen vierhundert Franken, dafür werden Sie ein Jahr in Italien bleiben und malen. Was Sie

fertig haben, schicken Sie mir ... Abgemacht? Richtig, noch eins: Es müssen mindestens zwanzig Bildchen sein ... Na, also?"

Der Maler lächelte giftig wie eine Brillenschlange. — „Einen kleinen Moment, Verehrtester ..."

„Bitte sehr ..."

Der Maler zog unter dem Kissen ein kleines, speziell für Schwindsüchtige bestimmtes Gefäß hervor und sagte ernst und salbungsvoll: „Verehrter, ich möchte Ihnen so gern ins Gesicht spucken — in dieser Anstalt aber ist das freie Umherspucken verboten. Sie gestatten, daß ich mit Rücksicht auf die Hygiene in dies Gefäß spucke ..." — Na, und er spuckte hinein — wie es sich für einen anständigen Maler geziemt. „Habe die Ehre!" sagte er noch und wandte dem Mäzen den Rücken.

Der ehrenwerte Maler war sehr aufgebracht. Die ganze Nacht redete er mit sich. „Ein liebliches Land", sagte er. „Immer muß man hier mit einem Spucknapf umhergehen. Sie lassen einen nicht ruhig sterben — und der liebe Gott hält es mit der Bourgeoisie. Natürlich ... Zwanzig Bilder verlangt der Kerl, und dafür will er mir in den Tod hinüberhelfen, dieser Sklavenhalter! Vier Frauen wünsch ich dir an den Hals, du Gorilla! In diesem Land soll der Mensch Maler sein? Ich geb es auf und werde Minister — Ehrenwort!"

Der nächste Tag brachte ihm Trost: Es schlich sich gegen Mittag eine seltsame Gestalt in seine Zelle, ebenfalls ein Maler, nur dümmer; eine Jammergestalt, der Rest eines Menschen, ein ausgefranster Pinsel. Schelmisch blickte er auf den auf dem eisernen Schmerzensbett ruhenden Freund und staunte. „Was, du lebst noch? Na, na! Und die Schwindsucht hast du? Zum Henker, du bist ja ein Graf!"

„Ich war immer Aristokrat."

„Recht so! Bouillon kriegst du hier wohl auch? Meiner Treu, ein Herrendasein! Unsereins hat nie Glück. — Kann man sich hier setzen? Oder hast du keine Zeit? Störe ich?"

„Setz dich nur!"

„Wenn du etwa sterben willst oder sonst was... geh ich raus. Ich liebe Sterbende nicht."

„Kommst du aus Paris?"

„Natürlich. Ich sage dir, Freund: ein Babylon. Man muß sich alle fünf Finger ablecken... Auf den Ball dort, weißt du: entweder im Frack oder ohne alles, wie ein Modell... Da ich keinen Frack hatte, bin ich in Adamstracht hingegangen... Aber sag, hast du vor, hier noch lange zu liegen?"

„Bis zum Tod."

„Also für alle Fälle mindestens noch drei Tage?"

„Vielleicht drei, vielleicht mehr."

„Dann brauchst du doch wohl kein Geld mehr?"

„Nein. Wolltest du mir welches geben?"

„Das nicht. Aber vielleicht hast du noch was für mich?"

„In der Bank of England, ich werde dir einen Scheck ausschreiben..."

Des Freundes Antlitz verdüsterte sich. „Du warst meine letzte Hoffnung. Ich dachte mir: er stirbt, also braucht er nichts mehr. Ein freudeloses Leben, weiß Gott!"

„Trotzdem ist die Situation nicht aussichtslos für dich. Siehst du da die Gewänder, die man mir abgenommen hat?"

„Na — und?"

„Sehr einfach: Nach dem Tod brauch ich keine Hosen mehr. Konntest du nackt auf den Ball, so kann ich doch wohl nackt in den Tod. Nimm das und scher dich zum Teufel!"

„Ist das dein Ernst?"

„Man scherzt nicht im Angesicht des Leichenwagens, mein Lieber. Willst du den Anzug?"

„Freilich, gern; aber was soll das werden, wenn du wieder gesundwirst?"

„Dann mußt du dich nackt aufhängen und mir den Anzug zurückgeben."

„Ich glaube, es besteht keine Gefahr, daß du noch einmal aufstehst", bemerkte der lustige Freund, indem er ihn mit

Kennerblicken musterte. — Plötzlich lachte er laut auf. „Fabelhaft wirst du im Sarg aussehen. Ich werde tatsächlich herkommen, dich ansehen, obwohl ich Begräbnisse nicht liebe."

„Brich dir vorher die Beine!"

Gerührt blickte ihn der Freund an. „Du warst immer ein guter Kerl. Aber die Weiber haben dich zugrundegerichtet. Mein Lieber, ich bin vorsichtig. Ich bin nicht verliebt..."

„Weil du zu dumm dazu bist."

„Na also, ich nehme die Siebensachen — und leb wohl!"

„Wie?"

„Lebwohl!"

„Dann laß den Anzug da!"

„Verzeihung. Ich wollte sagen: fröhlichen Tod! Erzähle nur nicht da oben im Himmel, wer dir die Hosen genommen hat. Sag einfach: sie wären im Spital verschwunden. Das ist glaubwürdiger. Soviele Menschen verschwinden hier — warum soll eine Hose nicht verschwinden?"

Der Maler drückte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen!"

„Wie?" fragte diesmal der Freund. „Auf Wiedersehen? Spar dir die Anstrengung...! Aber richtig — noch eins! Du wärst beinahe gestorben, ohne eine sehr lustige Geschichte zu erfahren: Also, mein Lieber, eine Herde von Mäzenen und fetten Frauen haben ein Komitee gebildet und veranstalten einen Abend mit Gesang und Tanz. Zu deinen Gunsten. Das soll, weißt du, ein Geheimnis sein, aber alle wissen, worum es sich handelt. Nach Italien wollen sie dich schicken. — Was hast du plötzlich, zum Teufel?"

„Nach Italien?" schrie der Maler auf.

„Brüll doch nicht so! Du wirst noch die Bazillen erschrecken... Übrigens solltest du dich darüber freuen. Sie wird ja singen, die Donna, die du so oft gemalt hast im Kleid und ohne Kleid."

„Schweig!"

„Warum schweigen? Ich dachte, es würde dir spaßmachen, zu erfahren, daß sie auf Rechnung deiner Schwindsucht singen wird, den Abend arrangiert. Stöhne nicht! Sie war sicher in dich verliebt."

Der Maler verbiß sich in die Kissen und kompromittierte deren Inhalt; Heu kam zum Vorschein.

„Kannst du lange so beißen?" fragte neugierig der Freund.

„Diese Viecher!" plärrte der Maler. „Und auch sie, dieses Vieh!"

Plötzlich kam er zu einem Entschluß. „Hör mal, wann soll der Abend stattfinden?"

„Heute."

„Er wird nicht stattfinden. Und sie wird nicht singen, das Täubchen. Ein neues Kleid hat sie? Justament wird sie es nicht zeigen können!"

„Willst du aufstehen? Soll ich dir den Anzug wiedergeben? Du mußt dich entscheiden..."

Der Maler bekam wieder einen Anfall. Er zerbiß das Kissen; ein letzter Rest von Blut färbte ihm die Wangen; die Kehle röchelte; krampfhaft ballten sich die Fäuste.

Der Freund blickte ihn unruhig an und wußte nicht, was anfangen. „Du, paß mal auf! Du stirbst doch nicht etwa?"

Der Maler röchelte.

„Ach!" Der Freund begriff erst jetzt. „Du willst es... denen zum Trotz? Ausgezeichnet, mein Wort..."

Mit immer größerem Interesse blickte er den Kranken an, nickte mit dem Kopf und schrie dann zur Tür hinaus: „Schwester!"

„Was ist denn los, was ist denn passiert?"

„Nichts Besondres. Nur der da... hat sich ungebührlich zur Wand gekehrt und ist gestorben. Ein boshafter Kerl. — Auf Wiedersehen, Schwester! Ich komme vielleicht wieder. Aber nicht Schwindsucht. Delirium."

Der Weinstock

Die Luft ist naßsilbern wie Fischesrücken ... Diese Tage kennen schöne Wolken von allerhand Gestaltung und Farbe, und dieweil hier die Sonne einen Finger leicht durch das Fenster steckt, steht drüben über den Feldern ein lichtes Endchen Regenbogen. Die Zeit ist da, den Garten zu bestellen. Und das Beginchen Symforosa hat den Gärtner Martinus, der ein Neffe des Herrn Kaplan ist, nach ihrem Höfchen kommen lassen, damit er die Gemüsebeete anlege, Blumen pflanze und den schönen Weinstock beschneide.

Er ist gekommen mit seinem roten Wollwams und hat seine blaue Schürze an, und seine Augen lachen der Arbeit zu, die er verrichtet.

Symforosa mit ihrem spitzigen Näschen steht dabei und schaut zu, sie strickt an einem weißen Strumpf und spricht umständlich über den Weinstock.

Der Weinstock ist so alt wie die Straße, sehnig und verknorrt, und klettert zwischen der Hintertür und dem Fenster gerade empor bis zum Dachfirst, wo er dann miteins sich breit entfächert über die ganze braune feuchte Mauer. Aber seine Seele ist jung und ausnehmend reizsam. Sowie er den Lenz riecht, beginnt er unverweilt Sprosse zu treiben, und im Oktober trägt er weiße Trauben, die schönsten wohl von sieben Stunden in der Runde.

Martinus schürzt lächelnd einen Mundwinkel; er weiß nicht recht, was er sagen soll im Beisein von Frauenspersonen.

Es geschieht das erstemal, daß er bei Jungfer Symforosa arbeitet. Seit einigen Monaten wohnt er auf dem Beginenhofe. Vor dieser Zeit war er Gärtner auf einem Schlosse bei Turnhout. Aber sein Oheim, der Kaplan, fand es nicht wohlgeraten, daß ein Bursch von fünfundzwanzig Jahren oftmals eine ganze lange Zeit mit den Mägden des

Schlosses allein war, und er ließ ihn nach dem Beginenhofe kommen.

Martinus arbeitet nun als freier Mann und verdient gemächlich seinen Unterhalt und wohnt für sich allein in einem Hause des „Hellestraatje", hinter dem eisernen Gartenzaun. Symforosa ist stolz, diesen anstelligen Gärtner in ihrem Garten zu sehen; sie fühlt sich fröhlichen Sinnes in seiner Gegenwart und verschiebt ihre Gebete bis zum Abend.

Sie erblickt in ihm einen schönen Mann, sind seine Arme auch etwas lang. Sein Gesicht ist schimmernd und rosig und nach unterwärts breit. Zwei helle, gutmütige Hundeaugen, die fortwährend zu lachen scheinen, und ein kleiner Mund mit dicken roten Lippen, schmatzend, als habe er soeben tüchtig Speck eingetragen.

„Hast du nicht bisweilen Durst, Martinus?" fragt Symforosa gar beflissen, denn sie weiß wahrlich nicht, wie sie dem Jungen ein Vergnügen machen kann.

Er zuckt leise mit den Schultern, lehnt bescheiden ab und sagt unter einem Lächeln:

„So arg nötig ist das nicht, Jungfer."

Aber Symforosa ist schon verschwunden und kommt eilig zurück mit einem dicken Glase und einem grau-irdenen Krüglein. Das schaumlose, rote Bier widerspiegelt ihre weiße Haube und das ganze Gärtchen, und während Martinus trinkt, blickt sie verwundert nach dem Adamsapfel, der ihm beim Schlucken auf und niederfährt.

„Komm, trink schon noch ein zweites", sagte sie, als sein Glas leer ist.

Er lächelt gutartig, blickt ihr in die weißbewimperten Augen, schlägt dann die seinen verlegen nieder und trinkt die Hälfte von dem frisch eingeschenkten Inhalte.

Mit behäbigen Bewegungen geht er wieder auf die Leiter steigen und arbeitet weiter, dieweil Symforosa strickt.

Sie ist stiller geworden. Sie befragt sich, weshalb er sie

so betrachtet habe. In ihr hat das solch ein unaussprechbar wunderliches Gefühl erweckt, daß sie nicht mehr weiß, wie sie ihn wiederum anreden soll. Sie sucht nach einem passenden Worte, aber sie findet nichts.

Stille ringsum. Das spielende Windchen schüttelt von der Schnauze der Dachtraufe einen großen Tropfen, der plumps! in die hohle Regentonne fällt.

Im Apfelbäumchen möchte eine Amsel anheben zu flöten, aber eine Türe, die in der Nachbarschaft etwas zu hart zuschlägt, jagt den Vogel weg.

In dem schmalen, dunkeln „Hemdsmouwken" (Name einer Gasse im Beginenhof zu Lier), das von dem Gärtchen durch die efeubewachsene Mauer getrennt ist, ertönt gell und metallisch ein rascher Schritt. Jetzt geht das Mauerpförtchen auf, und es erscheint Jungfer Begine Muishondt mit ihrer weißen Haube und ihren großen schwarzen Augen. Sie nickt erst dreimal zu Symforosa und fragt dann Martinus, indem sie diesem ein leeres Medizinfläschchen hinreicht: „Möchtest du wohl dieses Fläschchen ein bißchen an den Weinstock hängen, Rebenwasser ist so gut für die Augen!... Jungfer Pel hat mir gesagt, daß Martinus daran sei, den Weinstock zu beschneiden. Und ich benutze die Gelegenheit, wie du siehst..."

Von Jungfer Muishondt, welche jene Zeit bedauert, da noch dreihundert Beginen den Hof bewohnten, weiß man zwar, wann sie anfängt, aber nicht, wann sie aufhört. Sie ist eine Klatschbase.

Symforosa seufzt und sagt, daß sie gehen muß, den Wasserkessel aufsetzen, um den Kaffee zu bereiten.

„Laß dich nicht aufhalten!" lacht Jungfer Muishondt.

Symforosa ist aus ihrer holden Stimmung. Sie geht nach der „Sinte Margaretastraat", wo die Pumpe steht. Als sie zurückkehrt, ist Jungfer Muishondt glücklicherweise

fort; das Fläschchen hängt schon an dem beschnittenen Stamme.

Der Wasserkessel piepst und singt in der weißen Küche, ein Liedlein gewissermaßen zum Lobpreise des blanken Schildpattkruzifixes, und Symforosa würde gern Martinus bitten, ob er nicht mit am Tische Platz nehmen wolle, aber da solches die Regel verbietet, bringt sie ihm wenigstens eine große Schale warmen Kaffees.

Während sie aber in der Küche sitzt und ihre drei dünnen Butterbrötchen mit den zwei Datteln verspeist, späht sie durch das Gardinchen nach Martinus, der, auf seine Hacken gekauert, ruhesam an seinem Brot und Käse kaut.

Sie hastet sich, fertig zu werden, und wieder stellt sie sich neben seine Gärtnerarbeit und strickt.

Mit Bedauern hört sie ihn sagen: „Nach diesem wird dann noch heute alles beendet sein." Und in der Tat, es gerät und wird fertig.

Als sie ihn entlohnt, muß sie scharf zusehen, denn es wird schon dunkel; sie kommt beim Auszahlen des Geldes an seine dicke Hand, zieht aber im Nu die ihrige zurück.

Sie sieht seinen roten Mund und seine klaren, dunklen Augen.

„Guten Abend, Jungfer", spricht er unter einem Lächeln. „Bis aufs nächste Jahr vielleicht. 's ist zu hoffen, daß die Trauben gut ausfallen!"

„Ach, ein Jahr dauert so lange", grübelt sie mißmutig. Dann ruft sie ihm noch nach: „Wohlan, wenn die Trauben reif sind, kriegst du den schönsten Büschel!"

Alsbald steht sie allein in dem Garten. Ein guter Duft von Erde drängt aufwärts. Der Abend steigt aus dem Boden. Überall ist es still, der Himmelsscheitel ist bereits dunkelblau, und es kommt eine große Verlassenheit über sie. Warum ist Martinus nicht ihr Bruder? Sie träumt sogar mehr ... Aber sie preßt die Augen zu ... Nein, das nicht!

Das Blut steigt ihr zu Kopfe. Sie sieht bereits die Nachbarn auf Kessel und Blechdeckel schlagen... „Und wenn ich dennoch wollte?“... lispelt sie voll eines Gefühls der Auflehnung. Aber da klöppelt die Betglocke, surrend und laut, quer durch ihr Herz. Und sie betet, niedergekniet, den „Engel des Herrn“. Als sie sich wieder erhebt, sitzt der Mond mit seinen silbernen Hörnern versträngelt im mageren Apfelbäumchen. Es wird ihr bange, und sie befragt sich: „Hab ich denn heute etwas Schlimmes begangen?“

Münchener Fasching
Von Erich Schilling

Peterheims Post

Peterheim erwartete mich in der Bodega am Rathausplatz. Sein langer Körper war um die Ecke der Lorbeerbaumkiste gekrümmt; seine großen blauen Augen drückten gespanntes Interesse aus.

„Nichts", sagte ich. Natürlich. Wir sind ja in Dänemark.

Ich war zu Hause in meinem Hotel gewesen, um zu hören, ob sich möglicherweise eine Postanweisung eingefunden haben sollte. Ich wußte, daß sie vor einer Woche aus Stockholm abgesandt worden war. Hätte der Absender sie als gewöhnliche Postanweisung geschickt, dann wäre alles gut und schön gewesen; dann hätte ich sie vermutlich schon gestern in Kopenhagen gehabt, nur fünf Tage später als für andre Postbetriebe nötig gewesen wäre. Aber nun hatte er sie telegraphisch geschickt, und damit war das Unglück besiegelt. Eine telegraphische Anweisung durch die dänische Post kann unberechenbar lange Zeit in Anspruch nehmen — eine Woche, einen Monat oder ein Jahr. Ich erklärte dies Peterheim und beschwor das Feuer des Abgrundes auf die dänische Post. Peterheim war an meiner Anweisung ökonomisch interessiert. Ich hatte versprochen, ihn, wenn sie kam, zum Mittagessen einzuladen. Infolgedessen hatte er mich jetzt durch fünf Tage unterhalten.

Peterheim ist der herzensbeste Mensch der Welt. Er suchte mich zu trösten.

„Natürlich ist die Post in Dänemark unmöglich", sagte er. „Aber wenn du nicht in Italien gewohnt hast, kannst du nicht von Post sprechen. Du gütiger Vater im Himmel! Die italienische Post verwendet nur — nur Analphabeten in ihrem Dienst. Sie suchen Analphabeten, sie haben ständige Annoncen in allen Zeitungen; da aber die Analphabeten keine Zeitungen lesen, können sie auf diese Weise nicht genug Analphabeten bekommen. Wie sie genug viel kriegen ist ein

Rätſel, das weiß niemand, aber ſie kriegen ſie, das beweiſen die Tatſachen. Heuer im Winter ..."

Ich unterbrach Peterheim. Ein Blick auf die Uhr zeigte, daß es ſchon vier Uhr war. Um ſechs Uhr wurde die Poſt geſchloſſen, und unſre letzte Hoffnung war vorbei. Ich bat Peterheim, mich zu entſchuldigen, und ſtürzte auf das Poſtamt in der Veſter-Vold-Gaſſe, um mich perſönlich zu erkundigen, ob die Anweiſung vielleicht dortlag und nicht in das Hotel geſchickt worden war. Als ich nach einer halben Stunde wiederkam, zeigte mein Geſichtsausdruck zur Genüge, wie gut es mir gelungen war. Peterheim nahm ſeine Erzählung unmittelbar wieder auf, um mich zu tröſten:

„Heuer im Winter wohnte ich in Taormina in Sizilien. Herrliche Natur, herrliche Menſchen, keine Muſeen, keine Madonnen. Der Wein prachtvoll, ſowohl der Ätnawein wie der Marſala. Alles vortrefflich, wenn nicht die Poſt wäre.

Als ich eine Woche in Taormina war, fiel mir auf, daß ich die ganze Zeit keine geſchriebene Zeile bekommen hatte. Ich begann jeden Tag zu fragen, ob kein Brief für mich dawäre. ‚Niente' — nichts. Aber es mußte doch ein Brief daſein? ‚Niente' — es war keiner da. Nach vierzehn Tagen fragte ich: ‚Gibt es denn hier überhaupt eine Poſt?' — ‚Ma che! Gewiß gib es eine Poſt.' — ‚Gut, wenn der Briefträger kommt, ſo ſchicken Sie ihn zu mir hinauf. Ich will ihn ſehen, ich will ihn begrüßen, ich will ihn befühlen, um mich zu überzeugen, ob er wirklich iſt.'

Am nächſten Tag kam ein alter Mann in mein Zimmer hinauf. Ich ſagte zu ihm: ‚Hören Sie zu! Ich bin jetzt zwei Wochen hier. Ich habe noch nicht einen Brief bekommen. Ich bin überzeugt, daß alle andern Menſchen Briefe bekommen. Das iſt nicht gerecht. Ich verlange, ebenſo Briefe zu bekommen wie alle andern Menſchen. Sie verſtehen. Sie müſſen dafür ſorgen, daß ich Briefe bekomme. Hier iſt ein Trinkglas Marſala, Proſt! — Hier iſt noch eines, Proſt! — Und

noch eines — Prost! Aber jetzt will ich Briefe haben!' Der Postbote torkelte die Treppe hinunter und versprach lallend, daß ich Briefe bekommen würde."

Ich unterbrach Peterheim zum zweitenmal. Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß es gleich fünf war. Um sechs Uhr wurde die Post geschlossen, und unsre letzte Hoffnung war vorbei. Ich bat Peterheim mich zu entschuldigen und stürzte auf das Hauptpostamt in der Köbmagergasse, um mich zu erkundigen, ob die Anweisung vielleicht dortliegen sollte und nicht in das Postamt in der Vester-Vold-Gasse geschickt worden war. Als ich wiederkam, zeigte mein Gesichtsausdruck zur Genüge, wie gut es mir gelungen war. Peterheim in seiner Herzensgüte nahm sofort seine Erzählung wieder auf, um mich zu trösten:

„Am nächsten Tage bekam ich Briefe; nicht einen, sondern zwei; am nächsten Tage bekam ich vier; am nächsten sechs. Nach einer Woche gab es nicht einen Menschen in Taormina, der eine solche Post hatte wie ich. Ich bekam Briefe aus Norwegen, Schweden, Dänemark, aus Rußland, Frankreich, Holland, Spanien, Portugal und den Vereinigten Staaten. Ich bekam nicht nur Briefe, ich bekam Zeitungen und Kreuzbandsendungen. Jedesmal, wenn der Briefträger kam, kriegte er..."

Ich packte Peterheim an der Schulter und zerrte ihn mit. Ein Gedanke hatte mich durchblitzt: Es gab noch ein Postamt, das Postamt in der Tietgenstraße. Es war unmöglich, daß meine telegraphische Postanweisung dortlag, es war ausgeschlossen, aber eine Ahnung hatte in meiner Brust etwas geraunt. Es war fast sechs Uhr, und wir mußten laufen, wenn wir noch zurechtkommen wollten. Während wir liefen, erzählte Peterheim weiter:

„Jedesmal, wenn der Briefträger kam, kriegte er drei Glas Marsala. Nein, was für eine Post ich hatte! Da waren Briefe an Anderson, Peterson, Lundström, Schulze, Müller,

Schmidt, Duval, Jones, Smith und Robinson. Alles, wovon der analphabetische Briefträger glaubte, daß ich es brauchen könnte, gab er mir. Aber die Zeit verging, und ich bekam kein Geld. Ich beklage mich darüber bei dem Briefträger und sagte: ‚Das heißt nichts. Sie geben mir Briefe, ich kann nichts andres sagen; nein, ich bekomme Briefe und Zeitungen genug, das stelle ich nicht in Abrede; aber glauben Sie, ich kann von Briefen und Zeitungen leben? Ich muß Geld haben, verstehen Sie? Geld.‘ — Am nächsten Morgen kam der Analphabet mit einem großen Wertbrief herauf und bat mich, ihn zu quittieren. Weißt du, wo der herwar? Aus der Türkei; und er war an einen Türken adressiert, an Ibrahim Bey. — ‚Aber ich heiße nicht Ibrahim Bey,‘ sagte ich zu dem Analphabeten. Weißt du, was die Folge war? Der Analphabet wurde wütend, er war sittlich entrüstet; er warf sich in die Brust und sah mich mit blitzenden Augen an. — ‚Signore,‘ sagte er, ‚das ist der größte und schönste Brief, ein Brief mit fünf Siegeln, vier Marken und einem roten Kuvert; ich habe ihn für Sie ausgesucht, und den wollen Sie nicht haben? Was meinen Sie eigentlich, Signore?‘ Vor einem solchen Ausbruch berechtigten Zornes mußte ich mich beugen, und — nein, was sehe ich? Man könnte sich in Italien glauben!“

Peterheims Ausruf war berechtigt. Wir waren in das Postamt in der Tietgenstraße gekommen, und in diesem unmöglichen, total ausgeschlossenen Postamt lag meine telegraphische Postanweisung.

Sie war sogar schon vier Tage dagelegen.

Peterheims und mein Mittagessen war gerettet.

*

Bohème

Zeichnung von Karl Arnold

Konversation in einer Märznacht

Von dem Sturmgesaus in tiefer Nacht
Ist mein Hund auf seiner alten Decke
Und bin ich in meiner Kissenecke
Miteinander aufgewacht.

Fragend gähnt er, und an meine Hand
Stößt im Finstern seine kalte Nase...
Nichts, mein Alter, das ist Märzgerase,
Wärme kommt ins Land.

Ja, ich weiß nun schon: du warst bereit,
Aber geh beruhigt wieder schlafen,
Denn jetzt kommt zum Lohn für alle braven
Hunde eine gute Zeit.

Wenn du bloß nicht mehr auf Amseln jagst,
Wolln wir jeden Tag spazieren laufen,
Keinen neuen Maulkorb werd ich kaufen,
Zärtlich darfst du sein und darfst dich raufen,
Aus den trübsten Pfützen darfst du saufen.
Du kannst machen, was du magst.

Das Spukhaus

Jetzt und Einst sind nicht zertrennbar:
Dein Gesicht und deine Stimme
Macht das Brave, macht das Schlimme
Deiner Väter wieder kennbar.

Scheuer jetzt, und wieder dreister
Spotten sie in dir des Würgers:
Und du Urbild eines Bürgers
Bist ein Spukhaus voller Geister!

Vorfrühling

Schlich ein schönes Mädchen übern Schnee
Im verschwiegnen Walde, schüchtern wie ein Reh,
Hob den Rock um eine zage Spanne,
Duckte spitzbubbange sich an eine Tanne,
Und ein Flüßchen grub in raschem Falle
Honiggoldnen Pfad durch Schneekristalle.
Nebel, wo sie über Bächen spinnen,
Dampften dick aus Mädchenrock und Linnen.
Schalkhaft stand das Mädchen wieder auf,
Lächelte auf ihres Flüßchens Lauf.
Überall, wo es den Schnee besprüht,
War die Erde schäumend freigeglüht:
Eine saftgequollne schwarze Erde,
Welche sagte, daß es Frühling werde.

Der letzte Gast

Zufrieden deckt der Stuhlsitz Marmortische,
Das Bein reckt frei sich auf zum Firmament.
Da es sich ungedrückt von Menschenwärme kennt,
Bejubelt es den Tabaksqualm als Morgenfrische.

Damasttuch, still in sich gefaltet, träumt verdrossen
Nicht von dem Liebespaare, das auf ihm gespeist,
Nicht, wie den Lehrsatz man durch Zeichnungen beweist:
Es stören Bier und Tunke, achtlos hingegossen.

Aus schalem Kellnermund strömt resigniert ein Gähnen.
Das wellt sich durch das vorgehaltne Eßtuch hin —
Du spürst es andachtsvoll umher im Raume ziehn.
Zigarrenkringel schaukeln drauf, gleich fatten Schwänen.

Ein einzler Gast trotzt solcher heiligen Stunde.
Der schlürft (vielleicht ein „Kenner") billigen Schoppenwein.
Und unerbittlich gießt er sich von neuem ein.
Und gläsern glotzen seine Augen in die Runde.

Still-Leben

Gelb protzen Tongeschirre auf den schwarzen Decken,
Die hüllen faltig-keusch das bloße Stuhlbein ein.
Der blasse Knabe möchte gern gefleckte Katze sein,
Die ungestört und -straft am süßen Rahm darf schlecken.

„Picasso, Manet, Rubens müssen sich verstecken!"
Kunst-Maler prahlts zu Parvenü mit Schweißgeruch.
Der kauft nicht. Lächelt blöde. Künstler langt das Hungertuch,
Wickelt sich fröstelnd drein, um lautlos zu verrecken.

Im Paradiese

Adam liegt im grünen Grase und schläft.

Es ist Mittag. Genau gesagt: 11^{47}.

Adam wacht auf.

„Es dürfte um 10 h sein", sagt er mit einem Blick zur Sonne. „Ich habe Hunger."

Adam ißt.

Vom Essen müde geworden, legt er sich schlafen.

Gegen Abend wacht er auf. Es ist 7^{12}.

„Ich habe Hunger", sagt er. „Es dürfte um 3 h sein."

Adam ißt.

Nach dem Essen streckt er sich ins Gras und schläft ein, müde vom Essen.

Am folgenden Morgen wacht er auf. Um 8 h.

„Aber ich habe Hunger", spricht er. „Welch Zeit wird es sein? Um 8 h, denk ich."

Das war Zufall.

Adam ißt tüchtig.

Hierauf legt er sich ins Gras und schläft, müde vom Essen ein.

Bei Sonnenuntergang wacht er auf. Es war 9^{46}.

„Es dürfte um 3 h sein", sagt Adam und hat rechtschaffen Hunger.

Er ißt sich satt.

Alsbald begibt er sich schlafen.

Am folgenden Morgen erwacht er frühzeitig. 5^{45}.

„Es mag 10 h sein", sagt Adam. „Heut ist Sonntag. Heut mach ich nichts. Einen Hunger hab ich!"

Adam ißt sich toll und voll.

Weil Sonntag ist.

Sodann legt er sich schlafen.

Und, weil Sonntag ist, schläft er den geschlagenen Tag. Wacht erst auf am nächsten Mittag. Vor Hunger.

Ißt wacker.

Nach beendetem Mahle spricht er: „Ich bin müde."

Adam geht schlafen. Gegen Abend wacht er auf. Es ist 5^{33}.

„Welch Zeit werden wir es haben?" fragt Adam. „Um 1 h denk ich", antwortet er sich und verspürt Hunger.

Er speist.

Nach vollbrachter Mahlzeit legt er sich ins grüne Gras und schläft gesättigt ein.

Am folgenden Morgen um die siebente Stunde wird er wach.

Spricht: „Nun ist schon wieder Abend — und ausgehungert bin ich!"

Er ißt kräftig und läßt sichs munden. Hierauf zündet er sich eine Manoli an, legt sich ins Gras und schläft ein.

Als Adam eines Morgens erwachte — 6^{12}, — stand Eva vor ihm.

Adam fiel die Butter vom Brote.

„Nebbich" dachte er und sah sich das Weib an.

Und ohne weitere Umstände fand der sogenannte Sündenfall statt.

Nach vollzogenem Sündenfall pappte Adam sich und der Eva je ein Feigenblatt an — mit dem Safte des Gummibaums.

Dann legten sich beide aufs Ohr und schliefen ein.

11^{35} erwachten sie.

„Es dürfte um 9 h sein", sagte Adam. „Hast du auch solchen Hunger, Eva?"

Eva hatte auch solchen Hunger.

Adam und Eva aßen.

Nach dem Essen gingen sie ins Gras und waren unartig. Dies getan, schliefen sie ein.

Am Abend erwachten Adam und Eva. Es war kurz nach acht.

„Ich habe Hunger", sagte Eva. „Kein Wunder," sagte Adam, „es ist auch schon 4 h!"

Adam und Eva hauen tüchtig ein, strecken sich sodann ins Grüne, sind unartig und entschlummern.

Am folgenden Morgen wacht Eva in aller Herrgottsfrühe auf: Es ist 10 Minuten vor 5 Uhr. Sie weckt Adam.

„Es ist um 12 h", sagt Adam und lehrt Eva die Kenntnis der Uhr.

„Ich habe großen Hunger", spricht Eva.

„Und ich erst!" antwortet Adam. Adam und Eva essen.

Nach dem Essen legen sie sich ins Gras.

— — — — — — — — — — — —

Dann erneuern sie die Feigenblätter und gehen schlafen.

Schlafen bis in den Nachmittag.

Wachen auf vor Hunger.

Essen.

Sind unartig.

Schlafen, essen, sind unartig, schlafen, essen, sind unartig, schlafen, essen, sind unartig, erneuern die Feigenblätter, schlafen...

— — — — — — — — — — — —

So war das Leben im Paradiese.

Des Kindes Schutzengel

Solo-Szene zur Verlobung.

Vortrag für eine korpulente Dame.

Die Vortragende erscheint in einem weißen (auch rosa) Gesellschaftskleid, Narzissen, Sellerieknollen oder Rheumatismus in den Händen. Ein Paar größere weiße (auch rosa) Flügel (in jedem Maskenverleihgeschäft erhältlich) erhöhen die empfehlenswerte Wirkung.

Frühling im Freien schönet die Lande,
Frühling im Herzen schlingt zarte Bande
Innig und hold um ein liebendes Paar.

Heil euch Verlobten! Heil euerm Bunde!
Ihr treu Erprobten, köstliche Kunde
Bringe zum heutigen Fest ich euch dar.
Kleine Pause. Lächelnd:
Ihr kennt mich nicht? Doch freilich — unsichtbar
Hab ich (zur Braut gewendet) dich dereinst geleitet
Als guter Geist, der allzeit bei dir war,
Der schützend über dich die Fittiche gebreitet...
Noch immer nicht ist dir mein Wesen klar?
Wer ist es, der beim Säugling sichtlos schreitet?
...Nun weißt du's, jetzt kann ich im Blick 's dir lesen:
Ganz recht, dein Schutzengel bin ich gewesen!!
Kleine Pause.
Vergangne Zeiten steigen freundlich auf.
Noch seh ich dich, mein Bräutchen, mit Entzücken,
Die zarten Sinne noch erhitzt vom Lauf,
Als Kind am Waldessaume Veilchen pflücken.
Du schmücktest dich im Gaukelspiel der Mücken,
Das Unschuldsglück entstrahlte deinen Blicken...
So nahtest du dem schaurig gähnenden Abgrund bei dem Spiele!
An dessen Saume sprießten Blümlein, o unsagbar viele!
Du blicktetest die duft'gen Kinder Floras an mit Lachen
Und streckteteſt die Ärmchen voll Begehr...
Da plötzlich lächeltetest du von ungefähr
Und liefest, einen kecken Schmetterling zu jagen,
Den ich erhob und lenkte mit den Schwingen
Um dich vom Abgrund, welcher gähnte, fortzubringen.
Lächelnd:
Wenn später am Kamin still träumend du gesessen,
Da hat dein edles Wesen sich gestaltet,
Da hast zur Jungfrau du dich hold entfaltet,
An Leib und an Charakter so erlaucht,
Daß keines Abgrunds Gähnen dich zu scheuen braucht.
Kleine Pause.

Ich scheide nun, doch scheide ich mit Freude,
Ein bess'rer Engel tritt für mich jetzt ein,
Den du erkoren, liebes Bräutchen, heute,
Er wird hinfür dein trauter Schutzmann sein.
Zu eurer Silberhochzeit kehr ich wieder,
Um mich an euerm Jubel zu erbaun,
Dann wollen wir, beim Klange froher Lieder,
Aufs neue die vergangnen Zeiten schaun.
Zu deinen Füßen leg ich etwas nieder,
Nicht Erbsen, nicht Bohnen, auch keine Melonen...
Zu deinen Füßen leg ich rote Nulpen nieder,
Herzliebchen du, nimm sie hin voll Vertraun:
So blühend schön wünsch ich, daß euer Bund besteh!!
Lebt wohl! Lebt ziemlich wohl! Adjeh!

Trinklied

Es gibt Menſchen, die von Selterswaſſer leben
Pfui Spinne
Es gibt Menſchen, die bequem drei Zentner heben
Bravo
Unſer Daſein iſt ein ziemlich trockner Sport
Pfui Spinne
Sorgt dafür, daß eure Kehle nicht verdorrt
Bravo
Fröhlich rinnt der Saft, der goldne aus dem Faß
Proſt Naß

Es gibt Menſchen, die den Fleiſchgenuß verachten
Pfui Spinne
Es gibt Menſchen, die des öfteren Schweine ſchlachten
Bravo
Manche fühlen ſich bei Bliemchengaffee wohl
Pfui Spinne
Manche ſchwören ſtundenlang auf Alkohol
Bravo
Wir dagegen zechen ohne Unterlaß
Proſt Naß

Wenn es furchtbar hoch kommt, wirſt du achtzig Jahre
Pfui bravo
Schrei nach Marasquino ſelbſt noch auf der Bahre
Proſt Spinne
Rutſch mit Kognak in die düſtre Gruft hinein
Halleluja
Sicher darfſt du dann der Auferſtehung ſein
Wichtigkeit
Schnaps macht rot und rund, doch Limonade blaß
Proſt Naß

Ja, Prost Naß soll unser Wahlspruch sein und bleiben
Bravo
Abstinenzlern werden wir den Hut eintreiben
Bravo
Hoch der Sekt und hoch der Gin und hoch das Bein
Bravo
Nieder mit dem miesen Mäßigkeitsverein
Bravo
Jedem Antialkoholzkopp unsern Haß
Prost Naß

Schbießr

„Gännsde dähn?"
‚Nee.'
„Dähn gännsde nich?"
‚Nee!'
„Siß so ä gleenr Diggr!"
‚Nee!!'
„Naddierlich gännsde dähn!"
‚Nee.'
„Dähr haddsj jädzd enne Gneibe gegoofd."
‚Gugge an.'
„Dähn gännsde nich?"
‚Warddemah. Siß mir balde wie so. Wohnde dähr nich friehr in dr Gohlgardnschdrasse?'
„Dähn meen ich."
‚Siß so ä gleenr Diggr?'
„Daß iß dähr!"
‚Was ißn midd dähn?'
„Na, hee, du... dähr grijjd awwr frleichd Gränze!"
‚Warum dnn? Ißn dähr dood?'
„Nu tu tummes Luhdr, dähr iß doch nich dood!"
‚Warum grijjnd dähr da Gränze?'

„Nu weeßde dnn das nich? Dähr iß doch in Schidzn-freine unn in Durnfereine unn in dr Gongkordjah unn in freiwillijin Feuerwerksfereine... unn jedzd iß dähr auch noch in Gaßdwirdzfereine! Awwr dähr grijjd awwr frleichd Gränze!"

‚Ach, du meensd woh, wennr sei Schdärbjn machd?'

„Nu wenn dnn sonsd!"

‚Ha! Da gann dähr lachn!'

Drei kleine Stachelschweine

Drei kleine Stachelschweine
rannten wer-weiß-wie-sehr
vermöge ihrer Stachelbeine
immer hintereinander her,
vorn das erste, hinten das dritte,
Nummer 2 jedoch in der Mitte.
Schließlich ward ihnen der Spaß zu dumm:
sie kehrten kurzentschlossen um
und rannten zurück mit Schweinesschnelle.
Jetzt war Nummer 3 an erster Stelle,
die 1 hingegen markierte die 3.
Mitte blieb nach wie vor Nummer 2.

Menschen gehts ähnlich den obigen Tieren.
Die Mittelmäßigkeit hat nichts zu riskieren.

Home, sweet home

Berliner Muse mit den runden Hüften,
Den Tuchgamaschen und dem Samtbarett,
Umgaukle du mich in den staubigen Lüften:
Komm, Göttin, sei mal nett!

Hier auf dem Rathausturm ist's windig, Muse,
Der kalte Zug reißt mir die Leier weg —
Begleite mich, mein süßes Kind, halt du se:
Ich singe so freiweg.

Da liegt die Stadt — nur schön bei Regenstürmen —
Teils an der Panke und teils an der Spree,
Mit Synagogenkuppeln, Kirchentürmen
Und einem Tanzpalee.

Und was da längs des grünen Bäumewalles
So gülden gleißt (ich weiß nich, ob dus kennst):
Das ist der Reichstag — doch es ist nicht alles
Hienieden Gold, was glänzt.

In jener Gegend wohnt die Presse —
Sie macht erst unsre Zeit in Wort und Bild:
Dort sättigt der Berliner sein Interesse,
Nervös und injebildt.

Da hinten rechts, in jener dunstigen Weite,
Liegt der Komödienhäuser dichter Hauf —
Und gehn sie alle, alle langsam pleite:
Dann macht man neue auf.

Und, siehst du, hier verbringt man so sein Leben.
Da draußen rauschen Wälder, Wolken ziehn —
Wir passen auf, was sie für Possen geben,
Und wie sie vor den Uniformen beben! —
O du mein Heimatland, du mein Berlin!

Berliner Fasching

Nun spuckt sich der Berliner in die Hände
Und macht sich an das Werk der Fröhlichkeit.
Er schuftet sich von Anfang bis zu Ende
Durch diese Faschingszeit.

Da hört man plötzlich von den höchsten Stufen
Der eleganten Weltgesellschaft längs
Der Spree und den Kanälen rufen:
„Rin in die Escarpins!"

Und diese Laune, die Grazie, weißte,
Die hat natürlich alle angesteckt;
Die Hand, die tagshindurch Satin verschleißte,
Winkt ganz leschehr nach Sekt.

Die Dame faschingt so auf ihre Weise:
Gibt man ihr einmal schon im Jahr Lizenz,
Dann knutscht sie sich in streng geschlossnem Kreise,
Fern jeder Konkurrenz.

Und auch der Mittelstand fühlts im Gemüte:
Er macht den Bockbierfaßhahn nicht mehr zu,
Umspannt das Haupt mit einer bunten Tüte
Und rufet froh: „Juhu!"

Ja, selbst der Weise schätzt nicht nur die hehre
Philisophie: auch er bedarf des Weins!
Leicht angefüllt geht er bei seine Claire.
Berlin radaut, er lächelt...

Jeder seins.

Bohème

Zeichnung von Karl Arnold

Schieferdecker und Ziegeldecker

Schieferdecker: Und wenn hundertmal Revolution war! Da kann keine Revolution was ändern! Dekorationsmaler ist was Besseres als Tüncher, Buchdrucker was Besseres als Tapetendrucker, Zeitungssetzer was Besseres als Tabellensetzer, Kupferschmied was Besseres als Kesselschmied, herrschaftlicher Kutscher was Besseres als gewöhnlicher Fuhrmann. Wir bleiben Schieferdecker, und ihr bleibt Ziegeldecker.

Ziegeldecker: Dumme Eitelkeit! Lächerlich! Dünkel! Wir setzen uns an einen Tisch mit euch! Wenn wir auch nur lumpige Ziegeldecker sind und keine wohlgeborenen Schieferdecker. Ziegeldecker sind wir! Mit Stolz! Jawohl! Ziegeldecker!

Schieferdecker: Mit Schiefer arbeiten, das ist Kunst! Mit Ziegel arbeiten, das ist Taglöhnerdienst!

Ziegeldecker: Wir müssen geradesoviel schuften wie ihr. Da ist kein Unterschied.

Schieferdecker: Leistung machts! Wie war es denn vor dem Krieg? War unser Tariflohn nicht fünf Pfennig höher als der eurige? Heißt das kein Beweis? Schieferdecker, bleib bei deinem Leisten! Wenn du heute von mir verlangtest, ich soll Ziegeldeckerarbeit tun ... mein jüngster Sohn würde sich schütteln vor Lachen! An meine Ehre kann keiner ran! Auch keine Revolution!

(Beide zahlen und gehen. Im Hinausgehen:)

Ziegeldecker: Aufgeblasener Schieferdecker!

Schieferdecker: Simpler Ziegeldecker!

Ziegeldecker: Herr von Schieferdecker!

Schieferdecker: Der Neid! Der Neid! Du Ziegelbachulke!

Mein Motorrad

„Geschwindicus", die von mir bevorzugte Marke, ist von unübertroffener Leistungsfähigkeit und hat dieselbe schon mehrere Preise gewonnen.

Den letzten 1905. Zur Tagung des „Verbandes deutscher Weißblechklempner" in Niederschönheida.

Dann stellte sich die „Geschwindicus"-A.-G. um, vereinfachte ihren Fabrikationsprozeß, indem sie die noch vorhandenen „Geschwindici" in Fußbadewannen und Bratpfannen umarbeitete.

Ich aber, von Haus Altkonservativer und bewußter Rückschrittler, ritt meinen getreuen „Geschwindicus" weiter.

Obwohl mich mindestens fünf Variétédirektoren zur Ergänzung ihrer komischen Radfahrnummer von der Straße weg engagieren wollten.

Obwohl mich jeder grüne Schuljunge mit seinem Trittroller um die dreifache Geschwindigkeit überholt.

Obwohl meine betagte Benzinstute nur noch in der warmen Mittagssonne, nach umfangreicher Stimmungsmache meinerseits durch Wollappen und hochprozentigen Äther, einige donnernde Explosionen von sich gibt.

Das blöde Landstraßengerase könnte mir gerade passen!

Für mich ist jeder neugewonnene Zehntel-Kilometerstein ein Gnadengeschenk des Himmels.

Ich stehe mit allen Schlossern und Bauklempnern der näheren Umgebung auf „Du".

Ich habe noch niemanden über den Haufen gefahren. (Mein einziger Unfall geschah ohne meine Schuld; ein Kinderwagen fuhr mich von hinten an und riß mir die Botanisiertrommel weg, die ich unter dem Sattel trage und aus der ich meinen Motor mit Benzin labe.)

Die neumodischen Leut haben zur Geschwindigkeitsregulierung „Gänge". Schöner Quatsch. Ich besorge meine

Gänge selbst. Namentlich bergauf. Da wird aus dem Gang Schiebung. Ich bin der erste Schieber gewesen, jawoll.

Meistens addiere ich diesseits zu den mir von Gott gegebenen zwo PS. eine dritte leihweise und habe solcherhalb schon manch schöne Landauerpartie hinter mir.

Da ich aber, namentlich bei abschüssigem Gelände, sieben bis acht Stundenkilometer aus meinem Kraftfahrzeuge heraushole, habe ich natürlich auch starke Stoppvorrichtungen.

Eigentlich brauche ich nur nach der Ölkanne zu greifen, sofort bellt mein Motor kurz auf, um dann selbst mit Nitroglyzeringasen nicht mehr anzuspringen. Öl kann mein guter „Geschwindicus" eben nicht mehr vertragen, dazu ist er zu ausgeleiert. Ab und zu eine Hand voll Scheuersand mittenmang ins Getriebe, das ist ihm das liebste.

Die Verpflegung des „Geschwindicus" macht mir allerdings Sorgen. Benzin als tägliche Atzung scheint nicht mehr angebracht zu sein. Einem alten Mann gibt man kein Paprikagulasch mehr. Ich habe so den Eindruck, daß für den Altmeister deutscher Krafträder kalter Malzkaffee das richtigste wäre. Ein Vetter von mir riet mir, ich sollte es doch einmal mit essigsaurer Tonerde versuchen, das hätte damals vor Jahren seinem Großvater recht gut getan.

Wenn ich nun nach des Tages Last und Mühen auf meinem getreuen „Geschwindicus" heimgondle, schlafe ich meistens ein Stück. Das ist nicht weiter schlimm, die Fuhrleute tun's doch auch.

Heutzutage hat jeder heimatlose Waisenknabe ein Motorrad.

Deshalb werde ich schließlich doch einmal meinen „Geschwindicus" schlachten lassen.

Von Haus aus Altkonservativer und bewußter Rückschrittler, kehre ich zur Sitte meiner Väter zurück.

Der Zylinder gehört auf den Kopf.

Und nicht zwischen die Knie.

Das Parlament

Da die Herren Abgeordneten abendessen wollten, ließ der Präsident die Sitzung für eine halbe Stunde unterbrechen. Die Väter der Nation, erschöpft von stundenlangem Sitzen, fügten sich freudig — wie Schuljungen, die nach der langweiligen Grammatikstunde aus dem muffigen Klassenzimmer stürmen. Die Korridore wimmelten von langen und kurzen Gehröcken, steifen Kragen, Bügelfalten, weißen und besonders gelben Handschuhen — (ein neueingekleideter Abgeordneter hatte die Mode aus Paris mitgebracht.)

„Bei solcher Hitze auch noch einen Gesäßvorhang und den eisernen Halsring", seufzte ein Bauernabgeordneter aus Akarnanien, der sich in seinem offiziellen Anzug wie ein gefesselter Hengst fühlte. „Ich habe die Nase voll von dem Schwindel. Immerzu schwatzt man hier von Artikel 45, Artikel 697; ich habe von meinem seligen Schullehrer nur drei Artikel gelernt: der, die, das. Es ist zum Verrücktwerden... Und vor diesem Mayonnaisenfraß ekle ich mich furchtbar. Meine Frau — Verzeihung — wußte schon, warum sie mir hausgemachte Würste mitgab."

Eine halbe Stunde dauerte das Mahl der Herren Abgeordneten. Sie aßen und tranken hastig, jeder auf seine Art: einer tunkte das Brot in die Sauce, der andre aß die Weinbeeren mit der Gabel, der dritte benutzte die Serviette als Taschentuch.

Der Sitzungssaal füllte sich wieder, die gesättigten Väter der Nation versanken in ihre Lehnsessel und diskutierten die neuen Gesetze. Man stimmte für und gegen, je nach Laune. Alles schnell — der schlaue Kammerpräsident wußte schon, warum er die wichtigsten Gesetze immer nach dem Essen vorlegte. Und wenn es auch zuweilen geschah, daß der eine oder andre Abgeordnete sanft einschlummerte, so waren daran nur die Hitze von Athen schuld, der Wein und nicht

zuletzt die dunkel-klassische Ausdrucksweise des Kammerpräsidenten. Der Hauptgrund jedoch: die vorgeschrittene Stunde; viele Abgeordnete waren über achtzig und gewohnt, um neun zu Bett zu gehen. Mancher fing an zu schnarchen wie eine Dampfsäge. Zum Glück wurde er von den stürmischen Diskussionen der jüngeren Deputierten übertönt.

„Herr Kollege, etwas leiser!" flüsterte der Nebenmann. „Bei deinem Röhren kann ja kein Mensch schlafen. Lerne erst, wie man schläft, ohne andre zu belästigen — dann magst du dich in die Kammer wählen lassen."

Mitternacht. Nicht einmal der Krach der Opposition, die einer Kleinigkeit wegen ein Mißtrauensvotum stellen will, vermag die Schläfer zu wecken.

Plötzlich mitten in dem Spektakel eine laute Stimme: „Löschen! Löschen...! "

Jäh fahren die Schläfer auf: „Löschen! Feuer!" Und stürzen nach den Ausgängen.

Als sie aber hören, daß es nicht brennt, daß es sich vielmehr um einen Artikel der neuen Verfassung handelt, der den Frauen das Wahlrecht geben will — da rufen sie noch lauter: „Löschen! Löschen!" — denn das ist ein viel gefährlicherer Brand, der das ganze Land vernichten kann...

„Feuer, Weib, Meer — die drei großen Übel", sagt philosophisch einer der achtzigjährigen Väter der Nation. Das Frauenwahlrecht: wer, wer wird in Zukunft das Essen kochen, die Pantoffel reichen, das Nachtgeschirr unter das Bett stellen...?

*

George Grosz: Karikatur

Gerhart Hauptmann:
Szene aus der Diebskomödie ‚Der Biberpelz' . . . 6
Aus den ‚Gesammelten Werken'. Verlag S. Fischer, Berlin.

Ludwig Fulda:
Parabeln 16
Aus den ‚Neuen Gedichten'. J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.

Arno Holz:
Er hört mit ihr den Gukguk schreyn 17
Aus: ‚Des berühmten Schäffers Daphnis selbst verfärtigte sämmbtliche Freß-, Sauff- und Venuslieder'. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.

Hermann Bahr:
‚Die schöne Frau' 18
Verlag S. Fischer, Berlin.

Richard Dehmel:
Fitzebutze 28
Kumpaney 30
Eine gantz neu Schelmweys 31
Aus den ‚Gesammelten Werken'. Verlag S. Fischer, Berlin.

Otto Erich Hartleben:
Der Einhorn-Apotheker 32
Aus dem ‚Gastfreien Pastor'. Verlag S. Fischer, Berlin.

Frank Wedekind:
Das Lied vom armen Kind 39
Brigitte B. 42
Die Hunde 44
König David 45
Aus: ‚Sämtliche Werke'. Verlag Georg Müller, München.

Otto Julius Bierbaum:
Im Schlosse Mirabel 47
Aus ‚Irrgarten der Liebe'. Inselverlag, Leipzig.

Hugo Salus:
Vom hohen Rabbi Löw 49
Kinderreim 50
Aus der ‚Ernte'. Verlag Albert Langen, München.

Mundarten:
Ostpreußisch: Klatsch — Liebeslied 51
Aus dem ‚Deklamatorium, herausgegeben von Robert Johannes' (Lutkat). Verlag Bernh. Teichert, Königsberg i. P.

Karl Buttgereit ist eine von Robert Johannes erfundene Figur.

Oberbayrisch: Hans v. Gumppenberg, Dan Dadelwoaß 52
Pennsylvanisch: Charles Calvin Ziegler, Kitzel mich net 53
Siebenbürger Sächsisch: Schuster Dutz, Bäm Apentiker 53

Ludwig Thoma:
Bolidische Gedanken 54
Der Kohlenwagen 59
Der Krieg 62
Soldatenlied 64
Der Ausflug 66
Aus den ‚Gesammelten Werken'. Albert Langen, München.

Gustav Meyrink:
Die Geschichte vom Löwen Alois 68
Aus ‚Des deutschen Spießers Wunderhorn'. Verlag Albert Langen, München.

Wilhelm Schäfer:
Der Sänger (Eine Anekdote) 76

Ludwig Jacobowski:
Sechse, sieben oder acht 80
Aus ‚Vom dunkeln und lichten Leben'. Georg Müller, München.

Victor Auburtin:
Die Mostrichkugel 81
Aus den ‚Goldenen Ketten'. Albert Langen, München.

Heinrich Mann:
Ehrenhandel 88

Mynona:
Kant in Schnadahüpferln 98

Christian Morgenstern:
Mondbild — Der Lattenzaun 102
Himmel und Erde — Die Behörde 103
Das Huhn — Das Gebet 104
Das ästhetische Wiesel — Fisches Nachtgesang . . . 105
Aus: ‚In Phantas Schloß' (R. Piper & Co., München), ‚Galgenlieder' und ‚Palmström' (Bruno Cassirer, Berlin).

Hanns Heinz Ewers:
Im Karpfenteich — Der Pudelhund 106
Aus dem ‚Fabelbuch'. Verlag Albert Langen, München.

Theodor Lessing:
Meine Erleuchtung 108

Roda Roda:
Wie ich meinen Glauben verlor 112
Aus dem Weltkrieg 114
Der Rationalist — Die Depesche 115
Fragmente — Stille Betrachtung 116
Schwänke 117
Aus den ‚Irrfahrten eines Humoristen', ‚Eines Esels Kinnbacken' (Verlag Paul Steegemann, Hannover) und den ‚500 Schwänken' (Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin).

Theodor Etzel:
Das Schwein 120
Die Mücke — Der dankbare Löwe 121
Das Ferkel 122
Aus den ‚Fabeln'. Walter Seifert, Stuttgart-Heilbronn.

Alfred Polgar:
Die Schreibmaschine 123

Börries Freiherr von Münchhausen:
Lederhosen-Saga 126
Alte Landsknechte 128
Aus den ‚Balladen und ritterlichen Liedern'. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Richard von Schaukal:
Spaziergang 80
‚Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser' 130
Verlag Georg Müller, München.

Jowan Dutschitsch — südslawisch:
Ragusseer Gesandtschaft — Ragusseer Wein 132
Ragusseer Grabschrift 133
Übersetzt von Roda Roda. Aus: Roda Roda, ‚Schummler, Bummler, Rossetummler'. Verlag Dr. Eysler & Co., A. G., Berlin.

Thomas Mann:
Ein Eisenbahnunglück 134
‚Gesammelte Novellen', I. Band. Verlag S. Fischer, Berlin.

Hermann Hesse:
Ein Mensch namens Ziegler 146
Leo Slezak:
Mein erster Orden 153
„Meine sämtlichen Werke". Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.
Alfred Kubin:
Mimi 155
Aus dem Malerbuch ‚Von verschiedenen Ebenen'. Verlag Fritz Gurlitt, Berlin.
Hasse Zetterström — schwedisch:
Glückliche Rettung 159
Wandervögel 161
Aus ‚Meine merkwürdigste Nacht u. a. Grotesken'; ‚Kapridolen'; übersetzt von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel. Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin.
Franz Molnár — ungarisch:
Der Gittverein 163
Aus: ‚Buben und Mädel'. Verlag J. Ladyschnikow, Berlin.
Egon Friedell:
Wie ich Regisseur war 171
Carl Sternheim:
Aus: ‚Der Snob' 177
Verlag Kurt Wolff, München.
Erich Mühsam:
Die drei Gesellen 179
Schüttelreim 180
Schwitzerdütsch:
Volkslied 181
Elin Pelin — bulgarisch:
Der Advokat 182
Aus Roda Roda, ‚Das Rosenland'. Rikolaverlag, Wien.
Georg Kaiser:
Aus dem Lustspiel ‚Margarine': Die Eröffnungsszene 185
Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.
Arkadi Awertschenko — russisch:
Der gesunde Menschenverstand 191
Aus: ‚Das Verbrechen der Schauspielerin Maryskin u. a. Grotesken', übers. v. W. P. Larsen. Georg Müller.

Georg Queri:
Wann ih auf der Straßen ſchlafen tät 197
Schleifersleut 198
Ich ſollt ein heilign Eid ſchwörn 200
Aus den ‚Weltlichen Geſängen des Egidius Pfanzelter von Polykarpszell‘. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Hermann Harry Schmitz:
Aus: ‚Umzug‘ 201
‚Buch der Kataſtrophen‘. Verlag Kurt Wolff, München.

Henry Louis Mencken — amerikaniſch:
Aus der ‚Verteidigung der Frau‘: Wie Ehen entſtehen 210
Überſetzt von Franz Blei. Georg Müller, München.

Arnold Hahn:
Von den Bibſen und von dem zweiten Aſt der Parabel 214
Aus der ‚Bibſen‘. Verlag Albert Langen, München.

Munkepunke — Alfred Richard Meyer:
Aus dem ‚Bowlenbuch‘: Die Brüſte der Semiramis . 224
Viſitkarte — Läſterlicher Silveſter 224
Lieba 225
Aus: ‚Der große Munkepunke‘. Hoffmann & Campe, Berlin.

Hanns in der Gand-Krupski — ſchweizeriſch:
La petite Gilberte 226

Jaroslaw Haſchek — tſchechiſch:
Der brave Schwejk 228
Für den ‚Welthumor‘ überſetzt von Rudolf Fuchs.

Joachim Ringelnatz:
Vom Seemann Kuttel Daddeldu 238
Jene braſilianiſchen Schmetterlinge 240
Aus dem ‚Kuttel Daddeldu‘. Verlag Kurt Wolff, München.
Abzählreime 241
Aus: ‚Geheimes Kinderſpielbuch‘. Guſtav Kiepenheuer.

Kornel Makuszynski — polniſch:
Das Ende eines Malers 242
Für den ‚Welthumor‘ überſetzt von Dr. v. Guttry.

Felix Timmermans — flämiſch:
Der Weinſtock 248
Aus den ‚Sehr ſchönen Stunden von Jungfer Symforoſa, dem Beginchen‘, überſetzt von F. M. Luebner. Inſelverlag, Leipzig.

Frank Heller — schwedisch:
Peterheims Post 253
Übersetzt von Marie Franzos.

Bruno Frank:
Konversation in einer Märznacht — Das Spukhaus . 258

Arnold Ulitz:
Vorfrühling 259
Aus: ‚Der Arme und das Abenteuer'. Verlag A. Langen.

Sebastian Scharnagl:
Der letzte Gast — Still-Leben 260
Aus den ‚Sentimentalen Liedern'. Verlag Bachmair, München.

Hans Reimann:
Im Paradiese 261
Des Kindes Schutzengel 263
Trinklied 266
Schbießr 267
Aus der ‚Dame mit den schönen Beinen' und dem ‚Kabarettbuch'. Verlag Paul Steegemann, Hannover.
Drei kleine Stachelschweine 268

Theobald Tiger (Kurt Tucholsky):
Home, sweet home 269
Berliner Fasching 270
Aus den ‚Frommen Gesängen'. Verlag Felix Lehmann, Charlottenburg.

Ernst Toller:
Schieferdecker und Ziegeldecker 272
Aus dem ‚Hinkemann'. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Ernst John:
Mein Motorrad 273

Sitsa Karaiskakis — neugriechisch:
Das Parlament 275
Für den ‚Welthumor' übersetzt von Dr. Alexander Steimetz.

*

Karl Arnold: Bilder aus der Bohème . . 97, 257, 271
— Tanzdiele 170
— Georg Queri 199
George Groſz: Karikatur 277
Olaf Gulbranſſon: Hermann Bahr 19
— Otto Erich Hartleben 33
— Otto Julius Bierbaum 48
— Ludwig Thoma 55
— Guſtav Meyrink 67
— Heinrich Mann 87
Aus dem ‚Simpliciſſimus‘.
Th. Th. Heine: Schreckliches Ende eines Tennisturniers 290
Aus dem „Simpliciſſimus“.
Lothar Homeyer: Mynona 101
Aus der Wochenſchrift ‚Die Aktion‘.
John Höxter: Joachim Ringelnatz 239
Alfred Kubin: Selbſtkarikatur 156
Bruno Paul: Gerhart Hauptmann 5
— Richard Dehmel 29
— Paul Scheerbart 79
Aus: ‚Steckbriefe, erlaſſen hinter dreißig literariſchen Übeltätern von Martin Möbius‘, Berlin 1900.
Hans Reimann: Selbſtkarikatur 265
Fritz Schaefler: Georg Kaiſer 187
Erich Schilling: Münchner Faſching einſt und jetzt 107, 145, 162, 176, 178, 209, 252, 259
Aus der Faſchingsnummer des ‚Simpliciſſimus‘ von 1925.
Leo Slezak: Selbſtkarikatur 154
Ernſt Stern: Frank Wedekind 41
Eduard Thöny: Erich Mühſam 213
Walter Trier: Im Café des Weſtens 15, 125
Unbekannter Zeichner: Theodor Leſſing 109
Albert Weisgerber †: Roda Roda 113

Abraham a Santa Clara II 158
Afrikaner, Geschichten der I 8
Alexis III 258
Altenberg V 208
Anakreon I 54
Andersen IV 71
Anzengruber V 6
Aristophanes I 56
Arnold VI 97, 170, 199, 257, 271
Asiaten, Sprichwörter der I 50
Asiaten, Volkshumor der I 26
Auburtin VI 81
Auerbach IV 142
Aurbacher II 62, III 220
Awertschenko VI 191

Bahr VI 18
Balzac IV 26
Bechstein IV 43
Behmer V 243, 282
Berges V 249
Berggold III 82, 107
Bernritter III 109
Bethge I 137
Bierbaum VI 47
Bismarck IV 170
Blanco V 181
Blei V 178, VI 210
Blumauer III 111
Blumenthal V 135
Boccaccio I 183
Boie III 44
Boner I 163
Börne III 223
Boucher III 5
Brant I 240
Brückner III 108
Bruegel II 199
Bürger III 45, 56
Burns III 145
Busch IV 252

Callot II 75, 123, 147, 150, 173, 177, 219, 265
Casanova II 249
Castelli III 178
Castiglione I 280
Catull I 87
Çauda II 207
Cervantes II 83
Cham IV 224
Chamfort II 263
Chamisso III 212
Chaucer I 191
Claudius III 16
Courteline V 233
Crailsheim II 210
Creizenach IV 179
Cruikshank IV 11
Çudraka I 129

Daudet V 30
Daumier IV 51, 92, 157, 162
Dehmel VI 28
Demokritos III 171
Dickens IV 130
Diderot II 227
Doré III 57, 67, IV 5, 31
Drollinger II 180
Dutschitsch VI 132

Ebner-Eschenbach IV 225
Eça de Queiroz V 63
Eichendorff I 176, III 235
Eichrodt IV 218
Einem III 108
Elin Pelin VI 182
Etzel II 143, VI 120
Eulenspiegel II 63
Ewers VI 106

Fabliau I 170
Falk III 180
Falke V 136
Fischart II 79
Fleming II 130
Fliegende Blätter V 72, 225
Fontane IV 188
Forteguerri II 181
Fragonard III 122

France V 48
Franck II 28
Frank VI 258
Freiligrath III 145, IV 112
Frey II 31
Friedell IV 45, VI 171
Friedrich der Große II 216
Fulda VI 16

Gand-Krupski VI 226
Ganghofer V 159
Garborg V 124
Gaudy III 255, IV 32
Gavarni IV 41
Geiler von Kaisersberg II 24
Gellert II 241
Glaßbrenner IV 100
Gleim II 251
Gogol IV 95
Gökingk III 108
Goethe II 227, III 79, 128
Götz J. N. II 251
Götz J. S. III 25
Grabbe IV 47
Gries III 110
Grillparzer III 240
Grimm, Gebrüder II 257
Grimmelshausen II 151
Grob II 180
Grosz VI 277
Groth IV 180
Gryphius II 135
Gulbranssen IV 220, V 47, 143, 179, 201, 237, VI 19, 33, 48, 55, 67, 87
Gumppenberg VI 52
Günther II 76, 205

Hafis I 181
Hagedorn II 214
Hahn VI 214
Halem III 109

Hamsun V 238
Harbaugh IV 174
Hariri I 140
Hartleben VI 32
Haschek VI 228
Hauff IV 52
Haug III 160
Hauptmann VI 6
Hebbel IV 158
Hebel III 146
Hedenstjerna V 129
Heine H. IV 6
Heine Th. Th. V 54, 94, 109, 115, 123, 179, 197, 213, VI 290
Heller VI 253
Hensler III 44
Herder III 30
Hesse VI 146
Hippel II 270
Hoffmann E. T. A. III 196
Hoffmann H. IV 99
Hoffmann von Fallersleben III 266
Hoffmann-Kutschke V 103
Hogarth III 257, 281
Holbein I 119, II 26, 59
Holberg II 197
Holtei III 253
Hölty III 77
Holz VI 17
Homeyer VI 101
Hopfer II 129
Horaz I 89
Höxter VI 239

Ibsen IV 221
Iriarte III 102

Jacobowski VI 80
Järnefelt V 264
Jean Paul III 164
Jerome V 214
Jerrold IV 59
Jiddische Schwänke V 148
Johannes Secundus II 76
John VI 273
Kaiser VI 185
Kalisch IV 198
Karaiskakis VI 275
Kästner II 247
Keller IV 183
Kirchhof II 36
Kisfaludy III 233
Klabund I 136
Kleist III 208
Klopstock II 248
Knaben Wunderhorn, Des II 184
Kopisch III 268
Körner III 242
Kortum III 35
Kotzebue III 156
Kretschmann II 251
Kreusler V 101
Kryloff III 179
Kubin VI 155
Kuh II 256
Kürnberger IV 206

Lafontaine II 143
Lalenbuch, Das II 66
Langbein III 126
La Rochefoucauld II 133
La Sale I 213
Lauremberg II 122
Lenz III 103
Lesage II 178
Lessing G. E. II 273
Lessing Th. VI 108
Leuthold IV 219
Lichtenberg III 19
Lichtwer II 246
Liliencron V 55
Lindener II 35
Liscow II 211
Liselotte von der Pfalz II 160
Li-tai-pe I 136
Logau II 125
Lukian I 120
Luther II 6
Lynkeus V 14

Macchiavelli I 242
Makuszynski VI 242
Malm III 251
Mann H. VI 88
Mann Th. VI 134
Manuel I 176
Mark Twain IV 269
Martial I 98
Maupassant V 110
Meil III 76, 78, 177, 201, 241
Mencken VI 210
Mendoza II 70
Meyer A. R. VI 224
Meyer C. F. IV 208
Meyrink VI 68
Mickiewicz III 255
Midrasch I 128
Mihailowski V 262
Mikado V 225
Mikszáth V 104
Molière II 148
Molnar VI 163
Montanus II 40
Morgenstern VI 102
Mörike I 54, IV 64
Moscherosch II 124
Moszkowski V 121
Mozart III 123
Mühler IV 162
Mühsam VI 179, 213
Münchhausen III 56
Münchhausen, Börries v. VI 126
Multatuli IV 200
Munkepunke VI 224
Murner I 279
Mynona VI 98

Narihira I 137
Nasr-ed-din I 272
Nestroy IV 45
Neumeister II 180
Neureuther IV 207
Niebergall IV 163
Novellist, Unbekannter I 218
Nuschitsch V 253

Oberländer IV 277
Olearius II 118
Opitz II 118

Ovid I 92
Owlglaß I 56, II 43

Paul V 60, 139, 185, VI 5, 29, 79
Pauli II 25
Petron I 102
Pfarrer vom Kalenberg I 165
Pfeffel II 268
Phiz IV 140
Plautus I 70
Pocci IV 72, 113
Poggio I 209
Pogorzelski II 271
Polgar VI 123
Popper-Lynkeus V 14
Preetorius V 5
Prévoſt V 244

Queiroz, Eça V 63
Queri VI 197

Raabe IV 238
Rabelais II 43
Rabener II 232
Raſpe III 56
Reimann VI 261
Reineke Fuchs II 60
Reinmar von Zweter I 155
Reuter, Chr. II 164
Reuter, Fritz IV 114, 124
Richey II 196
Richter, Fr. III 164
Richter, Ludwig IV 105, 237
Ringelnatz VI 238
Roda Roda I 26, V 254, 265, VI 112, 133, 182
Roſegger V 44
Rowlandſon III 131, 155, 163, 185, 219, 225
Rückert I 138, 139, 146, 151, III 237

Saadi I 127, 151
Sacchetti I 190
Sachs II 8
Sailer II 234
Salus VI 49
Saphir III 250
Schäfer VI 76
Schaefler VI 187
Scharnagl VI 260
Schaukal VI 80, 130
Scheerbart VI 79
Scheffel IV 213
Schildbürger, Die II 66
Schiller III 132
Schilling VI 107, 145, 162, 176, 178, 209, 252, 259
Schlegel II 92, III 178
Schmitz VI 201
Schneider III 109
Schnitzler V 268
Scholz IV 169
Schopenhauer III 234
Schrader V 69
Schroedter IV 125
Schule III 83, 107
Schulz V 128
Schumann II 33
Schupp II 131
Schuſter Dutz VI 53
Schwab III 44
Schwaben, Sieben II 62
Schwänke, Alte II 24
Schwänke, Jüdiſche V 148
Schwänke, Nasr-eddins I 272
Schwänke, Zigeuner- I 276
Schwankbücher II 60
Seidel V 40
Shakeſpeare II 92
Shaw V 169
Sieben Schwaben, Die II 62
Simrock V 72
Slawejkoff V 263
Slezak VI 153
Soldatenlieder V 95
Sommerſtorff V 226
Spitzer IV 268
Spitzweg IV 93
Stelzhamer IV 58
Stern VI 41
Sterne II 218
Sternheim VI 177
Stettenheim IV 251
Stieler V 43
Stinde V 34
Stolze IV 171
Storm IV 177
Stricker, Der I 158
Sudermann V 186
Swift II 171

Tabito I 137
Taſchner V 13, 29, 147
Tauſendundeine Nacht I 253
Temmam al Tajji I 138
Terenz I 83
Thackeray III 91, IV 126
Thoma VI 54
Thöny VI 213
Thümmel II 269
Tieck II 110
Tiger VI 269
Tillier IV 34
Timmermanns VI 248
Toller VI 272
Töpffer IV 44
Torreſani V 74
Trier VI 15, 125
Trojan IV 278
Tſchechoff V 227
Tucholsky VI 269
Tünger II 24
Twain, Mark IV 269

Uhland III 226
Unger III 76, 78, 177
Ulitz VI 259

Vagantenlieder I 156
Villon I 217

Vischer IV 81
Volkslieder II 184, III 243, V 95, VI 181
Voltaire II 201
Voß III 106

Walter von der Vogelweide I 154
Weber III 171
Weckherlin II 118
Wedekind VI 39
Weidig II 29, 39
Weisgerber VI 113
Weiße II 251
Weißer III 110
Werinher von Tegernsee I 154
Wernicke II 162
Wickram II 28
Wied V 198
Wieland I 120, 123, III 6
Wierix 199
Wilde V 178
Wilke V 39, 68, 168
Wippchen IV 251
Wolzogen V 140

Zacharia II 252
Zelter III 128
Zetterström VI 159
Ziegler VI 53
Zille V 134
Zinkgref II 119
Zschokke III 186

Fremde Literaturen

Afrikanische Sprachen: Mauritius I 19, Niltal I 8, Wakonde I 17, Woloffen I 23.
Altaisch: Sprichwörter I 52
Altfranzösisch: Fabliau I 170
Amerikanisch: Mark Twain IV 269, Mencken VI 210
Arabisch: Hariri I 140, Schwänke I 26, Sprichwörter I 50, Tausendundeine Nacht I 253, Temmam al Tajji I 138
Bulgarisch: Elin Pelin VI 182, Mihalowski V 262, Slawejkoff V 263.
Chinesisch: Li-tai-pe I 136, Sprichwörter I 51
Dänisch: Andersen IV 71, Holberg II 197, Wied V 198
Englisch: Burns III 145, Chaucer I 191, Dickens IV 130, Jerome V 214, Jerrold IV 59, Shakespeare II 92, Shaw V 169, Sterne II 218, Swift II 171, Thackeray IV 126, Wilde V 178
Finnisch: Järnefelt V 264
Flämisch: Timmermanns VI 248
Französisch: Balzac IV 26, Casanova II 249, Chamfort II 263, Courteline V 233, Daudet V 30, Diderot II 227, Fabliau I 170, France V 48, Lafontaine II 143, La Rochefoucauld II 133, La Sale I 213, Lesage II 178, Maupassant V 110, Molière II 148, Prévost V 244, Rabelais II 43, Tillier IV 34, Villon I 217, Voltaire II 201
Griechisch: Anakreon I 54, Aristophanes I 56, Lukian I 120
Hebräisch: Midrasch I 128
Hindostanisch: Çauda II 207, Schwänke I 27
Holländisch: Multatuli IV 200
Indisch: Çudraka I 129, Sprichwörter I 50

Italieniſch: Boccaccio I 183, Caſtiglione I 280, Forteguerri II 181, Macchiavelli I 242, Sacchetti I 190, Unbekannter Novelliſt I 218
Japaniſch: Narihira I 137, Schwänke I 43, Sprichwörter I 52, Tabito I 137, Ungenannter Dichter I 137
Lateiniſch: Catull I 87, Horaz I 89, Johannes Secundus II 76, Martial I 98, Ovid I 92, Petron I 102, Plautus I 70, Poggio I 209, Terenz I 83, Vagantenlieder I 156
Malayiſch: Sprichwörter I 51
Mongoliſch: Sprichwörter I 51
Neugriechiſch: Karaiskakis VI 275
Norwegiſch: Garborg V 124, Hamſun V 238, Ibſen IV 221
Özbegiſch: Sprichwörter I 50
Osmaniſch: Naßr-ed-din I 272, Sprichwörter I 50
Perſiſch: Hafis I 181, Saadi I 151
Polniſch: Makuszynski VI 242, Mickiewicz III 255
Portugieſiſch: Eça de Queiroz V 63
Ruſſiſch: Awertſchenko VI 191, Gogol IV 95, Kryloff III 179, Tſchechoff V 227
Schwediſch: Hedenſtjerna V 129, Heller VI 253, Zetterſtröm VI 159
Spaniſch: Blanco V 181, Cervantes II 83, Iriarte III 102, Manuel I 176, Mendoza II 70
Suaheli: Abunawas I 16, Alibeg Kaſchkaſchi I 14
Südſlawiſch: Dutſchitſch VI 132, Nuſchitſch V 253
Tatariſch: Die drei Gefährten I 40
Telegu: Sprichwörter I 51
Teleutiſch: Sprichwörter I 52
Tſchechiſch: Haſchek VI 228
Tumuliſch: Guru Gimpel I 41
Turkeſtaniſch: Sprichwörter I 50
Türkiſch: Naßr-ed-din I 272, Sprichwörter I 50
Ungariſch: Kisfaludy III 233, Mikszáth V 104, Molnar VI 163
Zigeuneriſch: Schwänke I 276

Deutſche Mundarten

Alemaniſch: Hebel III 146
Altneuhochdeutſch: Brant I 240, Fiſchart II 79, Luther II 6, Murner I 279, Sachs II 8, Schwänke II 24, 60
Badiſch: Volkslied III 246
Bayeriſch: Berges V 249, Ganghofer V 159, Gumppenberg VI 52, Queri VI 197, Spitzweg IV 93, Stieler V 43, Thoma VI 54, Volkslied V 95, Wolzogen V 140

Berliniſch: Glaßbrenner IV 100, Kaliſch IV 198, Munkepunke VI 224
Eſtniſch-Deutſch: Malm III 251
Jiddiſch: Goethe III 86, Schwänke V 148
Maſuriſch: Pogorzelski II 271
Mittelhochdeutſch: Boner I 163, Pfarrer vom Kalenberg I 165, Reinmar von Zweter I 155, Stricker I 158, Walter von der Vogelweide I 154, Werinher von Tegernſee I 154
Öſterreichiſch: Anzengruber V 6, Neſtroy IV 45, Stelzhamer IV 58, Volkslieder V 98, 100
Oſtpreußiſch: Buttgereit-Johannes VI 51, Volkslied III 247
Pennſylvaniſch: Harbaugh IV 174, Ziegler VI 53
Plattdeutſch: Berges V 249, Groth IV 180, Lauremberg II 122, Reuter IV 114, Volkslied III 246
Rheiniſch: Niebergall IV 163, Stoltze IV 171, Volkslieder II 192
Sächſiſch: Reimann VI 261
Schwäbiſch: Sailer II 234, Schrader V 69, Volkslieder III 243, 245
Schwitzerdütſch: Gand-Krupski VI 226, Volkslied VI 181
Schleſiſch: Hauptmann VI 6, Holtei III 253
Siebenbürger Sächſiſch: Schuſter Dutz VI 53
Steiriſch: Roſegger V 44

Schreckliches Ende eines Tennisturniers

VON RODA RODA SIND ERSCHIENEN:

Im Dreimaskenverlag zu München:

Roda Rodas Roman. Illustriert von Andor Szenes. 21. Tausend.
Slavische Seelen. 5. Tausend.

Im Bild- und Buchverlag, Berlin:

Der Ehegarten. Novellen. 7. Tausend.

Im Medusaverlag zu München:

Die Streiche des Junkers Marius. Ein Buch für Backfische. 45. Tausend.

Im Rikolaverlag zu Wien:

Von Bienen, Drohnen und Baronen. 32. Auflage.
Die sieben Leidenschaften. 11. Tausend.
Das Rosenland. Bulgarische Gestalter und Gestalten. 4. Tausend.
C. J. Webers Demokritos. Neu herausgegeben. 5. Tausend.

Bei Ullstein & Co. in Berlin:

Serbisches Tagebuch. 50. Tausend.
Frau Tarnotzis feinster Coup. 40. Tausend ⟨vergriffen⟩.

Bei Paul Steegemann in Hannover:

Eines Esels Kinnbacken ⟨Schwefel über Gomorrha⟩. 28. Auflage.

Bei Rösl & Co. in München:

Irrfahrten eines Humoristen. 7. Tausend.
Schwabylon oder Der sturmfreie Junggeselle. 10. Tausend.

VON RODA RODA SIND ERSCHIENEN:

Bei Dr. Eysler & Co., A.-G., in Berlin:

Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe. 37. Auflage.

Ihre Gnaden und die Bäuerinnen. Adelige Geschichten. 19. Auflage.

Die Kummerziege. 6. Tausend.

Schummler, Bummler, Rossetummler. 28. Auflage.

Der Pascha lacht. Morgenländische Schwänke. 25. Aufl.

500 Schwänke. Umschlag von Albert Weisgerber. 24. Auflage.

Der Feldherrnhügel. Schnurre von Roda Roda und Carl Rößler. 17. Auflage.

Der Sanitätsrat. Komödie von Roda Roda und Gustav Meyrink. 2. Tausend.

Bubi. Lustspiel von Roda Roda und Gustav Meyrink. 2. Tausend.

Die Sklavin aus Rhodus. Lustspiel nach Terenz von Roda Roda und Gustav Meyrink, Musik von Eugen d'Albert. 2. Tausend.

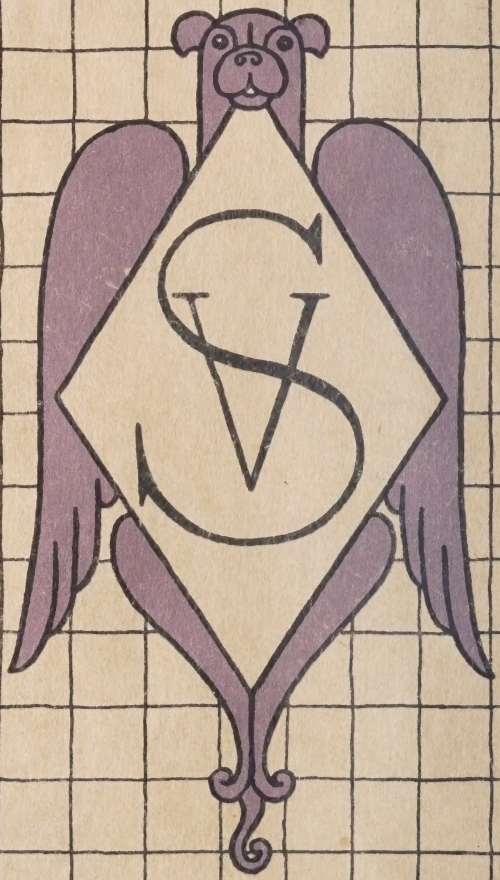
So jung und schon . . . 40. Tausend (vergriffen).

Die verfolgte Unschuld. 68. Tausend (vergriffen).

Die Staatsgewalten. Drei lustige Akte. 2. Tausend.

Bei Philipp Reclam jun. in Leipzig:

Die Uhr. Ein Spiel von Gustav Meyrink und Roda Roda. 3. Auflage.

Special 85-B
NE 17011
654
G87
S54
1925

THE GETTY CENTER
LIBRARY